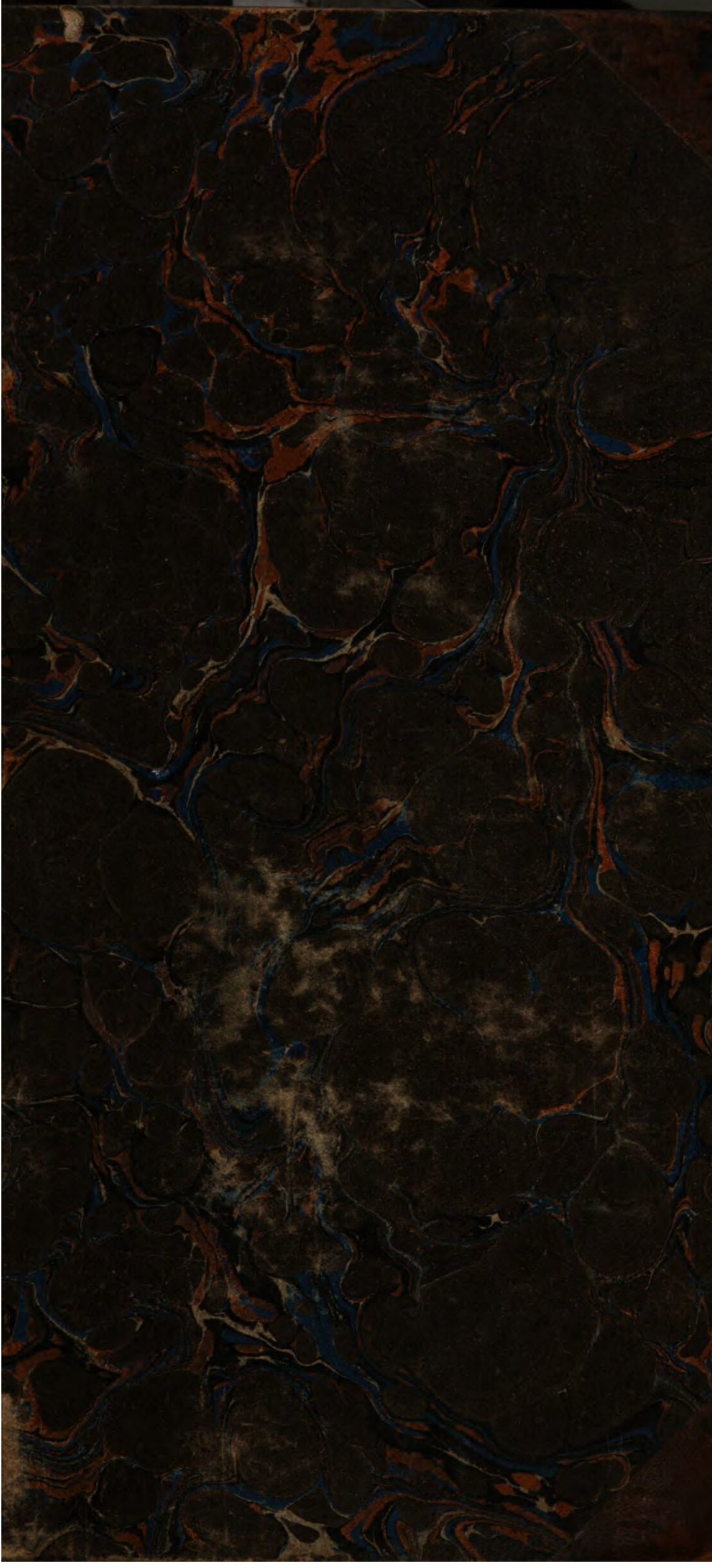

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Prä. 1251/2,1
79 IV 4
79 IV 4
Hann 7
31 b

Kürzere Kanzelvorträge

auf alle

Sonntage eines ganzen Jahres,

zum

Gebrauch für die Seelsorger,

besonders auf dem Lande.

Von

Michael Kajetan Hermann,

Pfarrer zu Dehlau, königl. Schulaufseher im kaadner Vikariat und Konsistorialrath.

Zweiten Jahrganges

erster Theil.

Dritte und veränderte Auflage.

Prag,

bei Kaspar Widtmann, 1813.

G 97/276

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Am ersten Sonntage im Advent.

Text: Darauf werden sie des Menschen Sohn mit Majestät in den Wolken des Himmels kommen sehen. Luk. 21, 27.

Jeder Mensch wird gleich nach seinem Tode gerichtet; d. h. er wird nach seiner herrschenden Art zu denken oder zu handeln sein verdientes Urtheil von Gott empfangen, und sogleich entweder glücklich oder unglücklich werden. Geschähe das nicht gleich nach der Trennung der Seele von dem Leibe, so müßte man einen Seelenschlaf annehmen, welches unwahrscheinlich ist, oder glauben, daß der Mensch nach seinem Tode noch nicht so vollkommen belohnt oder bestraft werden würde, als es nach jenem allgemeinen Gericht geschehen soll.

Wenn nun aber der Mensch gleich nach seinem Tode gerichtet wird, wozu denn erst wieder das künftige Weltgericht? Freunde, Gott hat gewiß dazu seine weisen Ursachen, deren Schicklichkeit unserm begränzten Verstande erst in der Zukunft einleuchten wird.

Vielleicht soll durch dieses öffentliche Gericht Jesus in seiner Erhabenheit der ganzen Welt auf eine sinnliche Art dargestellt, und seine Verehrung befördert werden. — Vielleicht soll dadurch die göttliche Gerechtigkeit, mit der Gott jeden einzelnen nach seinem Tode gerichtet, öffentlich dargethan und verherrlicht werden.

Doch die Ursache, warum Gott ein öffentliches Gericht über Alle halten wird, sey, welche es wolle; genug, daß wir wissen, daß dieses Gericht einst gewiß wird gehalten werden; wir haben die Vorhersagung desselben aus dem untrüglichen Munde Jesu selbst, wie wir es aus dem abgelesenen Evangelium wissen können.

Aber warum mag uns Jesus das künftige Weltgericht vorhergesagt haben? Ohne alle Ursache wohl nicht? Das kann der Weiseste nicht thun, der nie zwecklos handeln kann. Gewiß sollte die Vorhersagung dieser majestätischen Scene besondere Wirkungen bei uns hervorbringen.

Laßt uns also heute untersuchen, was das Andenken an das Weltgericht bei uns wirken soll.

Freunde, diese Untersuchung muß wohl jeden von uns interessiren, da sie eine so wichtige Sache betrift, die uns alle angeht. Ich rechne demnach zuverläßig auf euere ganze Aufmerksamkeit.

Ab=

Abhandlung.

Freunde, ich will euch gleich mit einem Blicke wenigstens einige der wesentlichsten Wirkungen übersehen lassen, welche die Wahrheit von einem künftigen Weltgerichte bei uns hervorbringen soll; es sind folgende: a) diese Wahrheit soll unsern Glauben an eine göttliche Vorsehung besonders dann befestigen, wenn wir sehen, daß es dem Bösen gut, und dem Guten böse geht; b) diese Wahrheit soll uns vom Bösen abschrecken, und c) zum Guten ermuntern.

A. Der Glaube an ein künftiges Weltgericht soll vor andern diese Wirkung in uns hervorbringen, daß wir Gott nicht tadeln, und seine Vorsehung bezweifeln, wenn wir sehen, daß der Gottlose hier dem Glück im Schooße sitzt, und ungestraft fortsündiget, indessen der Fromme mit anhaltenden Widerwärtigkeiten kämpfen muß.

Es ist nichts neues unter Gottes Sonne, daß den Gottlosen oft das Glück anlächelt, indessen der Rechtschaffene im Elende schmachtet. Schon ein Weiser der Vorzeit nennt es eine äußerst kränkende Erscheinung auf der Erde, daß in diesem Leben mancher Fromme unglücklich, und mancher Gottlose glücklich ist, da doch die Glückseligkeit eine Belohnung der Tugend, und das Unglück eine Strafe des Lasters seyn sollte. Pred. 8, 14. Sehet euch nur in der

Welt um, merket auf die Schicksale der Menschen, und ihr werdet noch immer die traurige Bemerkung machen können, die der Prediger machte, daß nähmlich den Tugendhaften begegnet, was den Lasterhaften begegnen sollte, und den Lasterhaften, was den Tugendhaften gebührte.

Hier darbt ein talent- und verdienstvoller Menschenfreund im Staube, und dort glänzt ein verschmitzter Bösewicht auf dem ansehnlichsten Ehrenposten — Dieser gottesfürchtige und ehrliche Handwerksmann arbeitet im Schweiße seines Angesichts; er steht lange vor dem Aufgange der Sonne auf, und geht lange nach ihrem Untergange erst zu Bette, und doch muß er öfters mit seiner zahlreichen Familie darben; indessen der reiche Müssiggänger sichs wohl seyn läßt, und oft an einem Tage so viel verthut, daß jener mit seiner unglücklichen Familie auf eine Zeit lang bequem davon leben könnte. — Dieser sorgfältige Hausvater, der so gern für die Seinigen arbeiten, und ihnen den nöthigen Unterhalt verschaffen möchte, wird an diesem guten Willen durch seinen siechen Körper gehindert, und jener vornehme Müssiggänger ist frisch und gesund. — Dieser tugendhafte und hoffnungsvolle Jüngling mußte im Frühlinge seines Lebens dahin welken, und jener Wollüstling, der sich jeden Genuß verbotener Liebe erlaubt, wird dabei alt. —

Der Vernunft bleibt es ein unauflösbares Räthsel, wie ein weiser und guter Gott, der die Welt regiert, seine Lieblinge vor seinen Feinden nicht nur nicht auszeichnet, sondern es den letztern oft noch besser als den erstern gehen läßt. — Daraus schließt man, daß sich Gott um die Handlungen der Menschen gar nicht bekümmere, und dieser Trugschluß hat die traurige Folge, daß man Gottes Vorsehung und Strafgerechtigkeit läugnet, den ungestümen Foderungen der Sinnlichkeit nachgiebt, die Stimme des warnenden Gewissens erstickt, und sich zum Sclaven des Lasters macht.

Der Glaube an ein künftiges Gericht kann diesen Trugschluß und alle damit verbundenen traurigen Folgen verhüten.

Wenn es im Tode mit uns aus wäre, dann müßte man freilich bei der erst angeführten Bemerkung an Gottes Vorsehung irre werden; aber nun, da uns die Offenbarung versichert, daß wir nach dem Tode ein neues Leben antreten, in welchem Gute und Böse erst gerichtet, und ihr verdientes Urtheil für die ganze Ewigkeit empfangen werden: nun darf uns die scheinbare Gleichgültigkeit Gottes, der hier den Frommen oft mehr als den Gottlosen leiden läßt, in unserem Glauben an Gottes Vorsehung nicht irre machen. Wenn wir gleich bemerken, daß hier nicht jeder empfängt, was er nach seiner Aufführung verdient,

dient, so dürfen wir Gottes Weltregierung doch nicht tadeln, weil wir wissen, daß einst ein Tag kommen wird, an dem einen jeden vom Weltenrichter nach dem wird vergolten werden, wie er bei Leibesleben gehandelt hat. Pred. 3, 17. Da wird Gott seine Lieblinge vor seinen Feinden schon auszeichnen. So wie dort in jener Parabel der Hausvater zur Zeit der Erndte durch seine Schnitter das Unkraut von dem guten Waizen wird absondern, jenes in das Feuer werfen, und diesen in seine Scheuern sammeln lassen: so werden einst am großen Erndtetage des Weltgerichtes die Guten von den Bösen abgesondert, jene in das himmlische Vaterland aufgenommen, und diese in endloses Verderben verstoßen werden.

Da wird Tugend und Glückseligkeit in Harmonie gebracht werden; da wird jeder den Lohn seiner Werke empfangen; da wird es erst recht offenbar werden, wie weise und gerecht Gott die Welt regierte.

B. Der Glaube an ein allgemeines Weltgericht soll uns auch zum Gegengift gegen die Reize des Bösen dienen.

Da wir sinnliche Wesen sind und einen überwiegenden Hang zum Bösen haben, so wirken die Reize der Sünde, die unsern Lüsten schmeicheln, mächtig auf unser Herz; die Sinnlichkeit empört sich leicht gegen den vernünftigen Geist, wir folgen dem reizenden

La-

Laster, das uns freundlich winkt; besonders wenn wir selbem im Verborgnen fröhnen können, und die Hoffnung hegen, unentdeckt zu bleiben. Die Furcht vor zeitlicher Schande und Strafe ist oft noch das Einzige, wodurch der Mensch von dieser oder jener bösen Handlung abgehalten wird. Der Gedanke: „was würden die Leute sagen, wenn sie das von dir erführen?" schreckt noch manchen vom Bösen ab; kann man aber das Böse unbemerkt begehen, und hat man eben darum Hoffnung, ungestraft zu bleiben, so wird dem Laster der Sieg über uns sehr erleichtert.

Das geschieht nun aber bei dem so leicht nicht, der fest an die Wahrheit glaubt, daß wir einst alle vor Gottes Richterstuhl werden erscheinen müssen, und gerichtet werden. Könnte ein solcher Mensch auch im Verborgenen sündigen, ohne auch nur einen menschlichen Zeugen seiner bösen That zu haben, so wird er sich doch sagen müssen: „Was hilft es, wenn auch meine Zeitgenossen diese Schandthat nicht erfahren, und ich von ihnen nicht mit Schande gebrandmarkt würde; der Allwissende kann sie nicht vergessen, und wird, wenn er als Richter kommen wird, auch was in der dicksten Finsterniß vergraben gelegen hat, ans Licht bringen. 1 Kor. 4, 5. Da würde nun auch meine Schandthat vor allen Engeln und Menschen aufgedeckt, und ich vor ihnen beschämt werden. — Was hilfts nun, wenn gleich diese böse That, die ich begehen will, unentdeckt bliebe, und ich nicht in die

Hän-

Hände der weltlichen Gerechtigkeit fiele, und gestrafet würde, am allgemeinen Gerichtstage müßte ich doch vor der göttlichen Strafgerechtigkeit zittern, die das Böse eben so gewiß bestrafen, als das Gute belohnen wird!"

Sehet, Freunde, so kann und soll uns der Glaube an ein künftiges Weltgericht auch dann vom Bösen zurückhalten, wenn wir es von Menschen unbemerkt und ungestraft begehen könnten.

Manchen Menschen macht die Langmuth Gottes im Sündigen dreister. Weil Gott barmherzig ist, und den Tod des Sünders nicht will, sondern ihm Zeit zur Bekehrung läßt, so werden Viele dadurch zu der tollkühnen Hoffnung verleitet, daß Gott die Sünde nie strafen werde. Sie triumphiren wohl laut, und mit unverschämter Stirne und sagen: „Ich habe schon so viel Böses gethan, und was ist mir denn Leids widerfahren? Nein! Gott bekümmert sich nicht um die Handlungen der Menschen, es ist ihm gleichviel, ob wir gut oder böse handeln." Vor diesem gefährlichen Trugschluß, der dem Laster Thür und Thor öffnet, kann und soll uns der Glaube an ein künftiges Gericht am besten bewahren. Sey es, daß der barmherzige Gott hier in der Gnadenzeit unsere Sünden und Vergehungen nicht strafe, dort in jener Welt, wo über uns wird Gericht gehalten werden, wird und muß Gott seine verkannte Gerechtigkeit rechtfertigen,

dort

dort wird und muß er das Böse bestrafen, und wird es um so mehr bestrafen, je länger er es hier ungestraft ließ, und uns Zeit zur Sinnesänderung geschenket hat. Darum sagt der Apostel: „Warum verachtest du die große Güte, Geduld und Langmuth Gottes? Bedenkest du nicht, daß dich Gottes Güte zur Besserung antreiben soll? Du aber, der du dich gegen alle Besserung verhärtest, häufest Strafe auf den Tag der Vergeltung und Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes, der einem jeglichen nach seinen Werken vergelten wird.“ Röm. 2, 4—6.

So kann und soll uns der Glaube an ein künftiges Weltgericht vom Bösen abhalten. Befolget also den Rath Sirachs, und gedenket bei allen eueren Werken an Tod und Gericht, so werdet ihr euch gewiß stark genug fühlen, der bösen Lust, die euch zur Sünde hinreißen will, zu widerstehen. Sir. 7, 36. Seyd ihr zu schwach, der Macht der Sinnlichkeit zu widerstehen, und aus Achtung für die Gesetze des höchsten Sittenrichters das Böse zu meiden, so denket an das Gericht, vor welches euere Sünden werden gebracht werden, und an die traurigen Folgen, welche die Befriedigung eurer Leidenschaften nach sich ziehen wird, und ihr werdet nimmermehr sündigen.

C. Endlich soll uns der Glaube an ein künftiges Gericht auch Antrieb zum Guten werden.

Wir sollen zwar das Gute um seiner selbst willen thun, weil es schön und liebenswürdig ist; es geschieht nun aber doch nicht selten, daß auch sonst fromme Menschen im Guten müde werden, wenn ihre Rechtschaffenheit verkannt wird, und unbelohnt bleibt, und sie wohl gar noch mit den herbsten Widerwärtigkeiten kämpfen müssen. Wenn z. B. der Fromme sieht, wie ihm Menschen vorgezogen werden, die er an Kopf und Herzen übertrifft; wie sie zu einträglichen Aemtern befördert werden, indessen er bei aller seiner Fähigkeit und Rechtschaffenheit ohne Amt in der äußersten Dürftigkeit verachtet leben muß — wenn er sieht, wie der Freidenker, der sich an kein Gesetz bindet, und seinen Lüsten freien Zügel läßt, im Uiberflusse schwelgt; indessen er von Schlag auf Schlag getroffen wird, und in namenlosem Elend schmachten muß; wenn er sieht, wie in der Welt das Laster belohnt, und die Tugend unterdrückt wird; da ekelt ihn der Dienst der Tugend an; da denkt er: „Was hilft es, daß ich meine Hände in Unschuld wasche? warum sollte ich mich länger so sehr verläugnen, und mich an die Gesetze der Tugend binden? Ich sehe es ja, daß es den Lasterhaften besser geht, als den Verehrern der Tugend; Gott scheint gegen Tugend und Laster gleichgültig zu seyn; so will ich denn künftighin thun, was

mir

mir gelüstet," und so verläßt er den Dienst der Tugend, und tritt in den Sold der Sünde.

Dieses namenlose Unglück kann durch einen lebendigen Glauben an ein künftiges Weltgericht verhütet werden.

Wird unsere Tugend von der Welt verkannt, so trösten wir uns damit: es kommt einst ein Tag, wo der Weltenrichter, der die Herzen durchforscht, und unsere Tugend kennt, selbe vor der ganzen Welt bekannt machen wird. Müssen wir bei aller unsrer Frömmigkeit noch mit Widerwärtigkeit kämpfen, so richte uns unter dem Druck unsrer Leiden der Gedanke auf: „Der gerechte Richter wird uns am Gerichtstage für alle unsere Erdenleiden schadlos halten."

So, m. Fr., sey uns das künftige Weltgericht Antrieb und Aufmunterung zum Guten, besonders zu Werken der Liebe; weil diese hauptsächlich am Weltgerichte uns vertreten und dem Richter empfehlen werden. Nicht einmal ein Becher kaltes Wasser, den wir jetzt aus Liebe unserm durstigen Bruder reichen, wird am großen Vergeltungstage vergessen werden, und unbelohnt bleiben. Der Weltenrichter wird die Liebeswerke, die wir unsern Brüdern erzeigen, so ansehen, als ob wir selbe ihm selbst erwiesen hätten. Matth. 25, 37 — 39.

So lasset uns denn nun Gutes thun, und nicht müde werden, weil wir wissen, daß uns der Herr am großen Vergeltungstage alles vergelten wird.

Entsprechen wir, m. Fr., der Absicht Jesu, warum er uns ein künftiges Weltgericht geoffenbaret hat! Diese geoffenbarte Wahrheit befestige unsern Glauben an eine göttliche Vorsehung; sie sey uns Abschreckungsmittel vom Bösen; und Antrieb zum Guten; dann mag einst der Allmachtsruf über unsere Gräber erhallen, und uns aus unserem Schlummer im Grabe zum neuen Leben erwecken: wir werden getrost vor dem Weltenrichter erscheinen, vor dem nur der ungebesserte Sünder zu zittern Ursache hat, der aber den Frommen mit in das Reich seines Vaters hinaufnehmen wird. Amen.

Am

Am zweiten Sonntage im Advent.

Text: Was zu sehen seyd ihr hinausgegangen? Etwa einen Menschen, der in seidene Kleider gekleidet ist? Die, welche seidene Kleider tragen, sind in den Pallästen der Könige. Matth. 11, 8.

Eigenes Lob giebt kein wahres Verdienst. Nur der ist der große Mann, der seines Gottes Beifall hat, 2 Kor. 10, 18.; und den hatte Johannes, der Herold des Messias, im vollen Maaße. Jesus, der Sohn des ewigen Vaters im Himmel, hielt ihm vor dem Volke eine Lobrede. Unter andern Lobsprüchen, die er dem großen Manne ertheilte, war auch der, daß er kein weichlicher Hofheuchler sey. Und der war Johannes wirklich nicht. Seine Lebensart war von jener, die am Hofe zu herrschen pflegt, unendlich weit unterschieden.

Er trug ein weites Oberkleid von Kameelhaaren, mit einem schlechten ledernen Gürtel gebunden; seine Kost waren Heuschrecken oder Waldhonig: und das ist doch wohl nicht die Kleidung und die Kost des Weichlings? Die, welche seidene Kleider tragen, sind in den Pallästen der Könige. Doch in unsern Tagen darf man die, welche seidene Kleider tragen, nicht erst in den Pallästen der Köni-

ge suchen. Die Modesucht, die in unseren Zeiten immer mehr überhand nimmt, hat es dahin gebracht, daß man seidene Kleider im Uiberflusse schon unter Strohdächern und in niedrigen Hütten findet. Unsere Bauern und Handwerker tragen Kleider, in welchen vor dreihundert Jahren Könige stolzieret hätten. Wer läßt sich jetzt genügen, wenn er Kleidung und Nahrung hat? Gott! wie hat sich die Scene seit unsern Vorältern verändert! Wenn diese jetzt aufstehen, und den unnützen Aufwand in Kost, Kleidung, Verzierung der Zimmer und Stuben sehen sollten: wie würden sie staunen, wie würden sie über uns seufzen! — Und wenn das so fortgeht, wenn die Modesucht immer weiter um sich greift, was wird aus uns werden? Oder ist die Modesucht etwa eine gleichgültige Sache? Wenn das wäre, dann könnte sich der Menschenfreund freilich darüber wegsetzen; da sie aber die traurigsten Folgen nach sich zieht, so kann kein wahrer Menschenfreund gleichgültig dabei bleiben; er wird nach seinen Kräften dazu beitragen, dem verheerenden Uibel Einhalt zu thun.

Eben das ist auch heute mein Zweck, warum ich diese heilige Stätte betreten habe. Ich werde euch wenigstens auf einige Folgen, die mit Modesucht verbunden sind, aufmerksam machen. Möchte es mir doch gelingen, diese Despotin vom Throne zu stoßen, und euch von ihrem eisernen Zepter zu befreien! Gott

schenke mir zu meinem Vorhaben seinen Beistand, und ihr euere Aufmerksamkeit.

Abhandlung.

Wenn ich euch, m. Fr., auf die traurigen Folgen der Modesucht aufmerksam machen, und euch dadurch von selber abhalten oder entwöhnen will, so will ich euch nicht etwa zu Feinden aller Moden machen. Denn in gleichgültigen Dingen, wo unser Thun und Lassen durch keine Gesetze und durch keine höheren Pflichten bestimmt werden, fodert es die Klugheit, daß wir uns nach der Gesellschaft bequemen, in der wir leben, und keine Sonderlinge machen; sonst würde man uns als Geschmacklose, Geizige oder mit unserm Zeitalter Unzufriedene fliehen, und wir würden uns durch diese Widerspenstigkeit um die wünschenswerthen Vortheile des geselligen Lebens bringen.

Nur vor der Modesucht will ich euch gewarnt haben, die eigentlich darinn besteht, daß man allzu ängstlich auf das aufmerksam ist, was in dem Gebiete der Mode vorgeht, immer nach ihren neuesten Vorschriften forscht, sich kindisch bestrebt, es in selben allen seines Gleichen zuvor zu thun, und den Gesetzen der Mode auch dann zu huldigen, wenn Vernunft und Religion ganz etwas anders rathen.

A. Wer sich von dieser Feindin der menschlichen Ruhe beherrschen läßt, der schadet dadurch der häuslichen Wirthschaft im höchsten Grade.

Das Vermögen in einem Hause sey auch noch so ansehnlich, Modesucht ist im Stande es zu verschlingen. Der Modesüchtige will es einmal in dem, was Mode ist, mitmachen, oder es darin allen seines Gleichen zuvorthun; dabei nimmt er keine Rücksicht auf sein Vermögen; die neue Mode fodere gleich noch so große Summen, das hindert ihn nicht; er opfert ihr gern alle noch so großen Summen auf, wenn gleich die Auslagen für Mode seine Einkünfte beträchtlich übersteigen; wenn er nur Geld zu bekommen weiß. Und wenn das etwa nur einmal der Fall wäre; wenn er nur dann der Mode wegen nicht wieder neue Auslagen machte, bis er das, was er ihr zu gefallen angeschafft hat, lang genug gebraucht und abgenützt hätte: so möchte es noch hingehen; aber nein! kaum hat er sich nach der Mode eingerichtet, so kommt schon wieder eine neue zum Vorschein, und nun hat er an dem, was er sich unlängst so theuer angeschafft hat, schon keinen Gefallen mehr, weil es nicht mehr Mode ist. Da wird nun manches noch so gute Kleid abgesetzt, manche noch so schöne und dauerhafte Kutsche um ein geringes Geld hingegeben, manches noch so kostbare Hausgeräth verstoßen, und die neueste Mode wieder angeschafft. Sein Vermögen reicht dazu

nicht mehr hin: er nimmt zum Borgen seine Zuflucht. Die meisten, die es wissen, welche Zerrüttung die Modesucht in seinen Finanzen schon angerichtet hat, sind klug genug, ihm nichts zu leihen; nun fällt er Wucherern in die Hände, die ihn vollends zu Grunde richten.

Wer es überdieß noch erwägt, wie manche schöne Stunde der, der ein Mann nach der Mode seyn will, seinen häuslichen Geschäften entziehen muß, wie oft er, um zu rechter Zeit an bestimmten Ergötzlichkeiten Theil zu nehmen, sein Tagewerk muß liegen lassen; wie oft er mehr Zeit versplittert, als seine Berufsgeschäfte erlauben, um nur die strengen Foderungen der Mode und Galanterie zu befriedigen, der wird es leicht glauben, daß Modesucht die häusliche Wirthschaft zerrütte.

B. Modesucht stiftet noch mehr Unheil: sie verleitet ihre Sklaven nicht selten zu den größten Ungerechtigkeiten.

Ihr habt es erst gehört, m. Fr., daß der Modesüchtige, wenn sein Vermögen nicht mehr hinreicht, um den Foderungen der Mode genug zu thun, zum Borgen seine Zuflucht nimmt. Nun geschieht es aber auch, daß ein solcher Unglücklicher, wenn er entweder nicht borgen will, oder Andere ihm nicht borgen wollen, zu unerlaubten Mitteln seine Zuflucht nimmt,

und seine Hand nach ungerechtem Gut ausstreckt, oder Andere dazu verleitet.

Dieser Mann hat eine modesüchtige Frau; seine Einkünfte reichen nicht mehr hin, um den Aufwand zu bestreiten, den ihre Modesucht fodert. — Er macht ihr vernünftige Vorstellungen; allein er predigt tauben Ohren; sie wirft ihm Mangel an ehelicher Liebe vor; beschuldiget ihn, daß er sie in den Augen der Welt herabsetze, und ihr ihren gehörigen Respekt vergebe, und mache, daß seine und ihre Kinder sitzen bleiben, und nie ihr Glück machen werden, weil sie selbe nicht mit Anstand produziren könne. — Diesen und ähnlichen beißenden Vorwürfen weiß sie durch boshafte Thränen, die sie immer in Bereitschaft hat, noch mehr Nachdruck zu geben, und der Mann ist schwach genug, ihr nachzugeben: er wagt Eingriffe in die ihm anvertraute Kasse; oder erlaubt sich andere ungerechte Mittel, um die ungestümen Foderungen seiner modesüchtigen Frau zu befriedigen.

Wie viele Beispiele hat die Welt nicht aufzuweisen, daß Weiber ihre Männer, Kinder ihre Aeltern, Dienstbothen ihre Herrschaften blos darum bestohlen haben, um ihre Modesucht zu befriedigen! Und wenn wir in den Gerichtsstuben alle Kriminalakten durchsehen könnten, würden wir gewiß finden, daß Modesucht manchen Menschen dem Henker überliefert hat.

C. Bei Verheyratheten, die sklavisch der Mode fröhnen, verursacht sie auch noch den Nachtheil, daß die Kinderzucht darunter leidet.

Sind Vater und Mutter zugleich Sklaven der Mode, so ist es um eine gute Erziehung der Kinder ganz gewiß geschehen; denn beide vergessen dann im Dienste der Mode gewiß die Pflichten gegen ihre Kinder; es wird ihnen wenigstens mehr daran gelegen seyn, die Gesetze der Mode, als die Pflichten der Aeltern zu erfüllen. Die Verschwendung der kostbaren Zeit, der unnöthige Aufwand, die Eitelkeit, die mit Modesucht verschwistert ist, und andere Laster, die daraus entstehen, können auf die Kinder unmöglich einen andern, als schädlichen Einfluß haben.

Sey es, daß auch nur eines von den Aeltern von Modesucht beherrscht wird; auch da wird die Kinderzucht schon darunter leiden.

Nehmen wir an, daß der Vater im eigentlichen Sinne des Worts für einen Mann nach der Mode gelten will, indessen sein Weib mehr für das häusliche Leben, als für das eitle Spiel der Moden geschaffen ist: wird dieser Kontrast nicht Anlaß zu einer mißvergnügten Ehe geben? wird der Mann nicht über sein Weib mißmuthig und verdrüßlich werden, daß sie sich nicht auch wie andere Weiber nach seinem Geschmack durch modernen Putz und herrschende Etiquette aus-

zeichnen will? Und kann bei dieser Disharmonie die Erziehung der Kinder gedeihen, da, nach dem Urtheil der sachverständigen Pädagogen, Aeltern in einem guten Erziehungsplan harmoniren müssen, wenn die Kinderzucht von guten Früchten seyn soll? —

Oder nehmen wir an, daß die Mutter ein modesüchtiges und eitles Geschöpf sey: wie traurig sieht es da auch um die Kindererziehung aus, die meistens das Werk der Mutter, besonders in Betreff der Töchter seyn soll!

Uibertönet bei ihr einmal die Stimme der Eitelkeit und Modesucht die Stimme ihrer Mutterpflichten, da hört sie auch auf, Mutter zu seyn. Ohne Bedenken verschwendet sie die kostbare Zeit, die sie der Erziehung ihrer Kinder weihen sollte, am Putztische; es ist ihr mehr darum zu thun, ihrer Eitelkeit zu fröhnen, als an der Bildung ihrer Kinder zu arbeiten. Es ist in Betreff der Kindererziehung beinahe eben so, ja — wenn wir das Aergerniß, das eine solche Mutter ihren Kindern giebt, mit in Anschlag bringen — wohl noch ärger, als wenn sie gar keine Mutter hätten.

D. Modesucht ist auch den guten Sitten höchst nachtheilig, weil der Modesüchtige nach und nach so verdorben wird, daß er nach lauter eitlen Dingen strebt, und sich um wesentliche Dinge gar nicht mehr bekümmert.

Merket einmal, m. Fr., auf einen Menschen, der sich von der Modesucht und Eitelkeit beherrschen läßt, so werdet ihr finden, daß er Bewunderung und Ehre durch Sächelchen erzwingen will, die ganz und gar keinen Werth haben, wie die ängstliche Beobachtung des jedesmaligen neuesten Geschmacks in Kleidern, Hausrath und Verzierungen ist. Man könnte sich begnügen, diese Schwachheit und Thorheit zu belächeln, wenn selbe nicht den schädlichsten Einfluß auf seinen sittlichen Charakter hätte; allein ein solcher Unglücklicher bleibt nicht etwa bei dem bloßen Wohlgefallen an solchen großen Kleinigkeiten, und bei dem Wunsche, sie zu besitzen stehen, nein! sein Eitelkeitsgeist dehnt sich über seine Gesinnungen und Handlungen aus. Sein Dichten und Trachten ist zuletzt auf nichts anders, als auf die Befriedigungen dieser kleinlichen, aber nichts destoweniger heftigen Leidenschaft gerichtet; er verliert darüber seine wesentliche Bestimmung und seine heiligsten Pflichten aus dem Auge. Daher kommt es, daß ein solcher Mensch am Ende nur Moden aber keine Sitten hat. Warum wächst z. B. in unsern Zeiten die Zahl schlechter Gattinnen, Mütter und Hauswirthinnen immer mehr an? Wer der Quelle dieser beweinenswürdigen Bemerkung nachspürt, wird sie meistens in der herrschenden Modesucht finden. Wir würden bessere und liebenswürdigere Gattinnen, Mütter und Hauswirthinnen haben, wenn unsere Mädchen nicht schon so früh Modethörinnen wür-

würden. Die Erfahrung lehrt es durch tausend Beispiele, daß Modesucht das Grab guter Sitten ist.

E. Aus den traurigen Folgen der Modesucht, auf die ich euch bisher aufmerksam gemacht habe, könnet ihr wohl von selbst schließen, daß das Ende eines solchen Menschen nicht anders als höchst fürchterlich und traurig seyn müsse.

Wenn er nun fühlt, daß die Stunde seiner Auflösung nahe ist; wenn ihn die Stimme: gieb Rechenschaft von deiner Haushaltung! aus seinem Modetaumel aufschreckt: Gott! welche Höllenangst muß da nicht seine vernachläßigte Seele ergreifen. Sein sterbendes Auge betrachtet den Tand der Mode ganz anders, als es selben in seinen gesunden Tagen zu betrachten pflegte. Sonst war ihm die Mode Alles, jetzt ist sie ihm nichts. Jetzt verflucht und verabscheuet er die Modesucht, die ihn zu Thorheiten verleitet hat, die ihm sein Sterben so sehr erschweren. Oder kann der Modesüchtige etwa leicht und ruhig sterben, wenn er auf seinen Lebenswandel zurückblickt? Wenn Gott von dem geringsten Gut, welches er seinen Händen anvertraut hat, die strengste Rechenschaft fodern wird: wie groß wird seine Verantwortung für so manche ansehnliche Summe seyn, die er der Mode zum Opfer brachte, womit er das Herz so mancher dürftigen Brüder hätte erfreuen können und sollen! Welche beißende Vorwürfe muß er fühlen, wenn er die

Ungerechtigkeiten berechnet, zu denen ihn seine Modesucht verleitet hat! Wie muß der Anblick seiner Kinder, die um sein Sterbebett stehen, sein eitles Herz foltern, wenn er bedenkt, daß er ihre Erziehung, um der Mode zu fröhnen, vernachlässigt hat! —

Urtheilet selbst, m. Fr., ob er seine aus Modesucht vernachlässigte Seele anders als unter Höllenangst und Verzweiflung aushauchen kann.

Freunde, seyd darum auf eurer Hut! Laßt die Eitelkeit nie so viel Gewalt über euch gewinnen, daß ihr die Stimme der Vernunft und der Religion überhöret! Fröhnet der Mode nie, wenn ihre Foderungen gegen eine oder mehrere eurer Pflichten streiten, und laßt euch den Beifall eures Herzens immer mehr werth seyn, als das eitle Lob der Welt, das ihr entbehren, und dennoch glücklich seyn könnet. Amen.

Am

Am dritten Sonntage im Advent.

Text: Johannes gab ihnen zur Antwort: Ich taufe mit Wasser; aber mitten unter euch ist der, den ihr nicht kennet. Der ists, der nach mir kommt, und doch vor mir gewesen ist, dem ich die Schuhriemen aufzulösen nicht würdig bin. Joh. 1, 26. 27.

Das große Synedrium, oder der große Rath zu Jerusalem, hatte freilich die Pflicht und das Recht, über Kirchensachen Aufsicht, und durch sie Ordnung zu erhalten 5. B. Mos. 17, 8. Ezech. 24, 15—24. Malach 2, 7.; und eben darum kann man sagen, daß die Deputation an Johannes aus Pflicht und Amtswegen veranstaltet worden sey. Allein es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß die geistliche Obrigkeit unter dem Scheine der Würde ihre boshaften Ränke an dem Johannes ausführen wollte. Die Glieder des hohen Rathes, dessen Präsident der Hohepriester war, besonders die Pharisäer, sahen längst mit scheelen Augen auf Johannes, der sich durch seinen außerordentlich frommen Lebenswandel die Gunst des Volks erworben, und — was sie ihm gar nicht vergeben konnten — ihr erschlichenes Ansehen dadurch verdunkelt, daß er ihre Laster mit der Freimüthigkeit eines Propheten getadelt hatte. Durch offenbare

bare Gewalt konnten sie diesen Mann, der ihnen im Wege stand, nicht auf die Seite schaffen; sie nahmen also zu einer List ihre Zuflucht, und ließen ihn durch Deputirte fragen, für wen er sich ausgebe. Giebt er sich für einen Propheten aus — dachten die Schlauen — so fodern wir die Kreditive seiner Sendung. Ein Prophet muß sich durch Wunder legitimiren; bisher aber that er keines, und wird auch mit diesem Beweise nicht aufkommen können. Gestehet er aber selbst, daß er kein Prophet sey — nun so sieht das Volk sich in seiner Erwartung getäuscht, und das Ansehen des uns so lästigen Mannes fällt von sich selbst. Man muß es gestehen, daß die Sache ziemlich gut projektirt war. Mit verschmitzter Klugheit legten sie dem Truglosen die verfängliche Frage vor: „Wer bist du? Wofür giebst du dich aus?" Der Täufer Christi beantwortete diese Fragen mit Taubeneinfalt, mit einem geraden Ja oder Nein. „Bist du Elias?" Nein! „Bist du ein Prophet?" Nein! Mit größter Bescheidenheit, der es eben so schwer wird, eigene Würde als eigenes Lob auszusprechen, berief sich Johannes auf Jesaias, als die Abgesandten auf eine Antwort drangen: „Ich bin eine Stimme eines Rufenden in der Wüste: bereite den Weg des Herrn, wie es bei Jesaias steht." Nun glaubte die weltkluge Deputation, den redlichen Mann schon in der Falle zu haben. „Wenn du — sagten sie hastig — keiner von allen diesen bist, wie kommt es, daß du die Menschen durch die Taufe zu einer neuen Religions-

gionsgesellschaft einweihest?" Nun war Johannes genöthigt, zu einer höhern Person, nämlich zu Jesu zu appelliren. Er mußte nun sein Urtheil über diesen fällen. Aber mit welcher Vorsichtigkeit ging er hier nicht zu Werke! Welch' ein nachahmungswürdiges Muster ist er nicht für uns, wie wir uns beim Sprechen und Urtheilen über unsre Mitmenschen zu verhalten haben! O, wenn dieses Muster doch von allen nachgeahmt würde! wie viele traurige Folgen könnten dadurch bei uns und Andern verhütet werden? Diese Sache liegt mir zu nahe an meinem Herzen, als daß ich sie nicht zum Inhalt meiner Rede wählen sollte. Vielleicht hat mancher aus euch durch Unvorsichtigkeit im Sprechen und Urtheilen über Andere gesündiget, weil er in diesem Falle das rechte Verhalten noch nicht wußte. Ich will euch also heute erstens die Regeln vortragen, die ihr zu beobachten habt, wenn ihr mit Vorsicht über Andere sprechen und urtheilen wollt; zweitens will ich euch auch zeigen, wie ihr euch zur Befolgung dieser Regeln geschickt machen könnt. Ein so wichtiger Stoff fodert von euch ungetheilte Aufmerksamkeit.

Erster Theil.

Die erste Regel, wider welche sich viele im Sprechen und Urtheilen über Andere verstoßen,

a) ist die: Gewöhne dich nicht zum leichten und schnellen Urtheilsprechen über deine Mitmenschen.

Johannes hat sein Urtheil, das er hier über Jesum fällt, genau nach dieser Regel eingerichtet; denn er beweist in selbem bedächtige Zurückhaltung und überlegte Gewißheit von der Wahrheit alles dessen, was er sagt. An dieser Vorsicht lassen es die meisten fehlen, wenn sie ein Urtheil über Andere fällen. Sie urtheilen allzu leicht und zu schnell.

Wir sind sehr zu einem leichten Urtheile geneigt. Wem sagt es nicht die Erfahrung, daß nicht selten der äußere Anblick eines Menschen uns Vertrauen oder Mißtrauen, Zuneigung oder Abneigung einflößt? Wir sehen oder hören oft eine einzige Handlung von einem Menschen, die auf uns den stärksten Eindruck macht, der nicht einmal immer in unsrer Gewalt steht, und uns zum Urtheilsprechen über Andere bestimmt.

So leicht unser Urtheil oft über Andere ist, so schnell ist es auch.

Nicht selten ist in unsern Gedanken Anblick und Urtheil mit einander verbunden: einen Menschen sehen, und über ihn aburtheilen, ist oft beinahe eins. Saget nun selbst, m. Fr., ob ein solches vorschnelles Urtheil,

theil, welches das Werk eines Augenblickes ist, ein überlegtes, ein gegründetes Urtheil seyn könne? Zeigt es denn nicht von Uibereilung, wenn man sogleich alles sagt, was man denkt — wenn man die ersten besten unverdauten Ideen, die wir von dem Charakter eines Andern formen — die ersten ungeprüften Eindrücke, die er auf uns macht, sogleich von uns geben? Mancher tief forschende Mann trügt sich in seinem Urtheile, das er über Andere fällt; was soll man erst von einem Urtheile denken, das das Resultat des ersten Anblickes ist, oder blos nach der Aussenseite eines Menschen, die so oft trügt, abgefaßt ist? Jesus selbst warnt uns, und sagt: „Urtheilet nicht nach dem Scheine, sondern fället ein gerechtes Urtheil.“ Joh. 7, 24. Und will man das, so wird dazu erfodert, daß wir nicht einseitig urtheilen, die Nebenumstände, die Doppelseite jedes Dinges prüfen, und den Schein von dem Wesen unterscheiden. Kommt es auf die Handlungen der Menschen an, über die wir aburtheilen wollen, wo müssen wir die Entstehungsart ihrer Handlungen prüfen; und was kann nicht alles auf diese Einfluß haben? Wie viel Antheil an einer einzigen Handlung hat nicht Erziehung und Temperament — körperliche Konstitution — häusliche Umstände — Verhetzung — Beispiel — Stärke oder Schwäche der Beurtheilungskraft — Irrthum u. d. gl. Nicht nur einer, sondern allen Quellen, allen Triebfedern einer fremden Handlung müssen wir nachspüren, wenn unser Urtheil über

Andere nicht einseitig, nicht unrichtig ausfallen soll. Welches Urtheil fället ihr wohl über die Juden, die Jesum zum Schandholz des Kreuzes verdammet haben? Dieses Volk — wie ihr wisset — hat Jesum mehrere Jahre zu beobachten Gelegenheit gehabt; — sie haben aus seinem göttlichen Munde so manche weise und beseligende Lehre gehört. — Er hat ihre Hungrigen gespeist, ihre Kranken geheilt, ihre Todten erweckt. — Sie wußten es, daß er so schuldlos lebte, daß ihm auch seine ärgsten Feinde keiner Sünde überzeugen konnten. — Sie selbst haben ihm noch vor Kurzen das Hosanna zugerufen, und als ihrem König und Erretter gehuldiget — und jetzt lechzen sie nach seinem Blute — jetzt rufen sie wüthend: „Fort mit ihm ans Kreuz! —" Das sind ruchlose Bösewichte — werdet ihr sagen — für welche die Hölle noch lange nicht heiß genug ist! Gemach, m. Fr., mit eurem Urtheile! Ganz anders lautet das Urtheil eines Apostels Jesu, dem das Betragen des jüdischen Volkes gegen seinen geliebten Meister am wehesten thun mußte. „Ich gebe ihnen das Zeugniß — so lautet sein Urtheil — daß sie Eifer für Gott haben, aber freilich nicht mit Verstand. Röm. 10, 2. Nun Brüder weiß ich, daß ihr, so wie euere Obersten das aus Unwissenheit gethan d. i. den Urheber des Lebens und der Glückseligkeit getödtet habt." Apostelg. 3, 15. 17.

Eben das sagt der von den Juden mißhandelte Jesus selbst mit den sterbenden Lippen: „Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun." Luk. 23, 34.

Warum war euer Urtheil, das ihr über das Betragen der Juden gegen Jesum fälltet, so verschieden von dem Urtheile Jesu und seines Apostels? Warum anders, als weil ihr das Verhalten der Juden nur von der fehlerhaften Seite, und nicht auch von der, von welcher es Entschuldigung verdient, betrachtet habt? Ihr habt nicht, wie nachsichtige Menschenfreunde, diese und ähnliche Umstände in Rechnung gebracht: die Veränderlichkeit des Pöbels — ihre Achtung für Moses und seine Geistlichkeit — misverstandene Reden Jesu — Verhetzung von Seiten der Obrigkeit — Beispiele der Mächtigen. — Sehet, Freunde, wie viel zu einem reifen Urtheile über Andere erfodert werde; und kann unser Urtheil zu dieser Reife gelangen, wenn wir selbes so leicht und schnell abfassen?

Aus dem muß euch die Wichtigkeit der ersten Regel einleuchten: daß wir uns nicht zum leichten und schnellen Urtheilsprechen über Andere gewöhnen sollen.

B. Eine eben so wichtige Regel ist auch die: Beurtheile nichts, worüber du zu urtheilen weder Beruf noch Kräfte hast.

Johannes hatte Beruf zu seinem Urtheile, das er über Jesum fällte, weil er dessen Herold war, dessen Amt es foderte, die Welt auf den längst erwarteten Messias aufmerksam zu machen. Er hatte auch Kraft dazu, weil er mit dem Charakter Jesu, und mit seiner erhabenen Person näher bekannt, und folglich im Stande war, ihn richtiger als jeder Andere seiner Zeitgenossen, zu beurtheilen.

Aber wie viele giebt es nicht, die über Dinge urtheilen, wozu sie gar keinen Beruf haben? Sie raisonniren über Dinge, die mit ihnen in gar keiner Verbindung stehen; sie urtheilen über jeden Gegenstand mit der Miene der Unfehlbarkeit ab, und das auch dann, wenn ihr Urtheil nichts ändert, und zu nichts nützet. Ein solches Urtheil aber, wozu wir nicht Beruf haben, hat gemeiniglich Unklugheit und Stolz zur Quelle.

So giebt es wieder Andere, die nicht Kraft genug haben, über gewisse Dinge zu urtheilen, weil es ihnen an Einsichten zu einem richtigen Urtheile fehlt.

Soll es uns nicht an Kraft fehlen, über dieses oder jenes zu urtheilen, so müssen wir mit den Triebfedern und Absichten des Handelnden, mit seiner Gemüthsbeschaffenheit, seiner Erziehung, seiner Lage, seinen Uiberzeugungen bekannt seyn. — Uiberdieß müs-

sen=

Staatliche Bibliothek
Regensburg

sen wir auch die Handlung selbst, über die wir urtheilen wollen, richtig einsehen — wir müssen ihre Lokalität, Zweck und Folgen richtig auffassen; sonst trägt unser Urtheil den Stempel der Verwegenheit an sich, und wird eben so unnütz als unrichtig ausfallen, weil es thöricht ist.

Und doch sind die Fälle häufig, wo Menschen, die weder Beruf noch Kraft zu einem richtigen Urtheile haben, solche unnütze und unrichtige Urtheile fällen, und dadurch ihren Verstand und ihr Herz beschimpfen.

Wollt ihr euch diese traurige Wahrheit durch Beispiele einleuchtender machen, so gehet nur einmal hin und höret den sogenannten Kannengießern in den Bier- oder Weinschenken zu, und euere gesunde Beurtheilungkraft wird über die verwegenen und unklugen Urtheile staunen müssen. Da sitzt ein Bauer mit dem vollen Glase in der Hand, und tadelt die Landesregierung, mit so kecker Miene, als ob alle Staatsminister Lektion bei ihm nehmen müßten, da er doch nicht einmal die Ursache seiner häuslichen Unordnungen durchzuschauen im Stande ist. Dort spricht ein Handwerker so dreist über Staatsgeschäfte, als ob er die Kabinete der Großen alle durchstudirt hätte; er setzt Regenten und Minister ab, weil keiner nach seinem schiefen Urtheile seine Rolle gehörig spielt. An einem andern Orte raisonnirt ein Zivilist, der nicht

einmal Subordination in seinem Hause zu halten weiß, über das Kriegswesen mit so erhabener Stirn, als ob er der erste unter den Taktikern wäre. Er redet von dieser oder jener verlornen Schlacht — zeichnet mit dem verschütteten Wein oder Bier die Stellung der streitenden Armeen auf den Tisch, die er doch weder gesehen, sondern nur durch unzuverläßiges Hörensagen kennt — er degradirt diesen oder jenen Kommandanten, weil er ihn eines dummen oder boshaften Streiches schuldig wähnt. Solchen und ähnlichen unberufenen Urtheilssprechern, die über Dinge raisoniren, welche über dem Horizonte ihres Verstandes liegen, kann man mit Recht das Sprüchwort zurufen: Schuster, bleib beim Leisten! Wage kein entscheidendes Urtheil über Dinge, die dich gar nichts angehen, oder die du nicht verstehest.

C. Noch eine Vorsichtigkeitsregel, die ich einem jeden aus euch beim Sprechen und Urtheilen über Andere empfehlen muß, ist diese: Denke dich selbst in die Stelle dessen, über den du urtheilen willst.

Johannes dachte sich ganz in die Lage Jesu, von dem er ein öffentliches Urtheil fällen sollte. Er kannte dessen Werth, und war von dem Einfluße überzeugt, welchen ein günstiges Urtheil von ihm, in seinem Ansehen und seiner Nutzbarkeit beim Volke haben mußte, darum stellte er auch mit Verleugnung

seiner selbst, das beste Zeugniß nach seiner besten Einsicht von ihm aus.

Wider diese Regel versündigen wir uns öfters. Wir sind in dem Urtheile, das wir über uns selbst fällen, so nachsichtig gegen uns, und doch so strenge gegen Andere. Wir wissen oft unseren schwärzesten Handlungen einen Anstrich von Tugend zu geben. haschen nach jedem Scheingrund, womit wir selbe entschuldigen und beschönigen können; wenden mit Fleiß unser Auge von der bösen Seite derselben ab, und betrachten sie nur von jener, von der sie Entschuldigungen verdienen. Aber gerade das Gegentheil thun wir, wenn wir über Andere urtheilen und sprechen. Da betrachten wir ihre Handlungen immer nur von der bösen Seite, und nicht auch von jener, von der sie Entschuldigung verdienen. Wir sehen den Splitter in des Bruders Auge, und machen ihn oft darüber die bittersten Vorwürfe, und den Balken in unserem Auge werden wir nicht gewahr, oder sehen ihn höchstens für einen unbedeutenden Splitter an, den wir nicht einmal des Herausziehens werth halten. Freunde, ist das recht und christlich, daß wir die Gelindigkeit in dem Urtheile über uns übertreiben, und gegen Andere so strenge Sittenrichter sind? Wenn Andere uns so strenge beurtheilen, wenn sie uns böse Absichten bei unserem Thun und Lassen unterschieben, die wir wirklich nicht gehabt haben, wenn sie bei ihrem Urtheile über uns recht geflissentlich ihr Auge von allen dem

weg-

wegwenden, was unsere Handlungen entschuldigen könnte, und nur immer das aufsuchen, was sie häßlicher und sträflicher machen kann, als sie an sich wirklich sind — o, da thut es uns wehe! — da beklagen wir uns über übertriebene Strenge, und fodern von ihnen Gelindigkeit. Aber warum bedenken wir doch nicht auch, was Andere von uns fodern, und wie uns so ein Urtheil gefallen würde? Warum denken wir uns nicht in ihre Lage, in der sie gehandelt haben? Warum untersuchen wir nicht mit Unparteilichkeit, ob wir nicht in einer ähnlichen Lage vielleicht weit unweiser handeln würden, oder schon wirklich gehandelt haben? Wenn wir ein allzu strenges Urtheil, das Andere ohne alle Nachsicht über uns fällen, als Unrecht erkennen; soll eben dieses Urtheil, wenn wir es gegen Andere fällen, nur von unserer Seite recht seyn?

Freunde, handelt doch nicht so offenbar wider das Gesetz der Natur: was du nicht willst, daß dir geschehe, das thu auch einem Andern nicht — und was du willst, daß dir die Leute thun, das thu auch ihnen. Wir wollen nicht, daß uns Andere strenge und lieblos beurtheilen — gut! so lasset auch uns über unsre Mitmenschen kein strenges und liebloses Urtheil fällen. Wir fodern von Andern Gelindigkeit und Schonung, wenn sie uns beurtheilen — gut! so lasset auch

uns über Andere nie anders, als mit Gelindigkeit und Schonung urtheilen.

Hier habt ihr die wichtigsten Regeln, die wir zu beobachten haben, wenn wir mit Vorsichtigkeit über Andere sprechen und urtheilen wollen.

Nun lasset uns nur noch untersuchen, wie wir uns zur Befolgung dieser Regeln geschickt machen können.

Zweiter Theil.

Ich hoffe, m Fr., daß ihr von der Aechtheit jener Vorsichtigkeitsregeln, die ich euch beim Sprechen und Urtheilen über Andere empfohlen habe, überzeuget seyd; um so willkommener muß es euch nun seyn, wenn ich euch noch anzeige, wie ihr euch zur Befolgung derselben geschickt machen könnet.

Dieses geschieht durch folgendende Mittel:

A. Wollet ihr euch geschickt machen, die erste Regel zu befolgen, und nichts zu schnell und zu leicht beurtheilen, so lernet Herr über euere Zunge seyn und zu werden.

Wir würden tausend und abermal tausend unbesonnene und unrichtige Urtheile über Andere weniger

zäh-

zählen, wenn man sich es mehr angelegen seyn ließe, seine Zunge im Zaume zu halten. Selbst erwachsene Leute gleichen hierin den kleinen Kindern, die alles heraus sagen, was ihnen einfällt, ohne zu prüfen, ob das, was sie denken, sich reimt und richtig gedacht sey. Sie lassen ihrer Zunge freien Lauf, und diese läuft oft der denkenden Seele vor; sie bringt öfters noch unzeitige Geburten der Gedanken schon zur Welt, oder spricht wohl gar schon von Dingen, worüber die Seele noch gar nicht nachgedacht hat. Ist es denn ein Wunder, wenn solche Leute leicht und vorschnell über Andere abürtheilen? Von einem Menschen, der seine Zunge in seiner Gewalt hat, und nicht an Vielschwätzerei gewohnt ist, wird man gewiß weniger vorschnelle Urtheile über Andere hören; wer aber schon einmal eine unbändige Zunge hat, wer über ein Ding lieber viel schwätzet, als ernstlich denkt, der wird auch öfters eben so vorschnelle als unrichtige Urtheile über seine Mitmenschen fällen. So handelt aber der kluge und rechtschaffene Mann nicht: Der Fromme denkt auf seine Antwort (und auf das Urtheil, welches er fällen will), der Mund der Gottlosen aber sprudelt Böses aus. Sprichw. 15, 28. Der Fromme und Weise redet nicht ohne vorhergehende Uiberlegung; seine Zunge ist nur der Referent seiner geprüften und richtig befundenen Gedanken; aber der Gottlose und Unweise redet, was ihm in den Mund kömmt; es mag Verstand oder Wahrheit darin seyn oder nicht.

Man-

Mancher würde seine Zunge freilich mehr im Zaume halten, und nicht so vorschnell über Andere urtheilen, wenn er sich das Urtheil über andere nicht als etwas gleichgültiges und unwichtiges vorstellte, das man blos zum Zeitvertreib anstellen kann. Man denkt oder sagt in diesem Punkte gewöhnlich: Worte sind keine Pfeile — sie haben so viel nicht zu bedeuten; ja wohl sind Worte oft sehr scharfe Pfeile, die schmerzhaft durch die Seele dessen dringen, den sie treffen. Gewöhnet euch daher immer mehr von den wichtigen Folgen eurer Urtheile über Andere euch zu überzeugen, und stellt euch selbe nie als etwas unwichtiges und gleichgültiges vor: um so überlegter und gründlicher können dann euere Urtheile über euere Mitmenschen ausfallen.

B. Wollet ihr euch zur zweiten Vorsichtigkeitsregel, die ich euch beim Urtheilsprechen über Andere angegeben habe, geschickt machen, und nichts beurtheilen, wozu ihr weder Beruf noch Kraft habt: so macht euch die Tugend der Demuth gegen euch selbst eigen. Hier will ich nicht jene Afterdemuth verstanden haben, die vor Gott heilige Grimassen schneidet, wenn man mit ihm redet — die immer mit gesenktem Haupte einher geht, und ihren Blick zur Erde richtet — die jedem, von dem ein Vortheil zu hoffen steht, Süßigkeiten in das Gesicht saget: das trifft niemand besser als der verschmitzte Stolze. Aber nur derjenige besitzt wahre Demuth,

der

der gegen sich demüthig ist. Diese Tugend bestehet in der Fertigkeit, sich richtig und hauptsächlich nach seinen Mängeln zu beurtheilen. Aber gemeiniglich kehren wir es um, und nehmen unsere wirkliche, oder gar nur eingebildete Vorzüge zum Maaßstabe unseres Urtheils über uns selber an: und alsbald ist der kleine Götze fertig; nun soll ihm alles Weihrauch streuen. Ein solcher stolzer Thor, der sein Bißchen Gutes, das er an sich hat, immer durch das Vergrösserungsglas betrachtet, sich einen grösßern Werth, mehr Fähigkeiten und Verdienste beilegt, als er wirklich besitzt, und dabei mit Verachtung auf Andere herabblickt, die nach seiner Einbildung an Werth und Verdienst unter ihm stehen, wird sich leicht zum Sittenrichter über Andere aufwerfen, und mit seinem unbesonnenen, dummstolzen Urtheile, über Dinge herfahren, die in gar keiner Beziehung auf ihn stehen, die er nicht einmal versteht.

Setzet daher, liebe Freunde, euren Werth nie höher an, als er wirklich ist, hebt euch über nichts empor, darüber ihr nicht gesetzt seyd, und dann werdet ihr euch so leicht nichts zu beurtheilen wagen, wozu ihr weder Beruf noch Kraft habt. Besonders wenn ihr ein kluges und bescheidenes Mißtrauen in euch selbst setzet, und euch von der Eingeschränktheit eueres Wissens, eurer Irrthumsmöglichkeit und Unwissenheit überzeugt.

C. Um euch zur dritten Vorsichtigkeitsregel, die euch beim Sprechen und Urtheilen über andere unentbehrlich ist, geschickt zu machen, und euch an die Stelle des Andern, den ihr beurtheilen wollet, setzen zu können, muß ich euch eine ächte Selbstkenntniß empfehlen.

Wer Andere gern verdammet, ist unwissend in seinem eignen Herzen. Wer aber sich selbst genau kennt, wer nicht Sachwalter seiner Sünden wird, und selbe vertheidiget, sondern sie in den geheimsten Schlupfwinkeln seines Herzens aufsuchet, und sie mit Unparteilichkeit richtet; wer selbst die Unlauterkeit nicht verkennet, die sich auch in seine guten Handlungen mischet, der wird genug an sich finden, was ihn demüthigen kann. Ein solcher Mensch wird selbst wirkliche Fehler und Sünden Anderer mit Schonung beurtheilen; weil er es fühlt, daß er in ihrer Lage eben so, und vielleicht noch sträflicher würde gehandelt haben, und noch tiefer gefallen seyn. Um so mehr werdet ihr im Stande seyn, euch in die Lage eines Andern zu setzen, und ihn mit Nachsicht und Schonung zu beurtheilen, wenn ihr jede Art von unordentlicher Selbstliebe bei euch ausrottet.

Es gibt Menschen, die eine Ehre darin suchen, wenn sie überall in Gesellschaften den Ton angeben, und über Andere urtheilen und sprechen können. Man soll sie darum als Menschen von größern Einsichten

und Kenntnissen schätzen und bewundern; weil sie über alles mit ihrem Urtheile herfahren. In wessen Herz sich diese lächerliche Ehrsucht einmal festgesetzt hat, der wird ohne Nachsicht und Schonung sich mit seinem Urtheile über alles wagen, er wird Gegenstände beurtheilen, die er entweder nur oberflächlich oder gar nicht kennt; und wie können dann seine Urtheile anders, als unrichtig und beleidigend ausfallen?

Nein, Freunde, wir wollen uns nicht in die Klasse solcher eifersüchtiger Thoren setzen, die da Schande und Abscheu einerndten, wo sie Ehre erwarten; denn Sirach sagt es deutlich: Wer viel redet, wird gescheuet, und wer den Ton angeben will, wird gehasset. 20, 8.

Wir wollen uns fest überzeugen, daß es keine Ehre sey, wenn wir alles und nur immer Andere und nie uns selbst beurtheilen. Und nach dieser Uiberzeugung wollen wir auch handeln; um so leichter werden wir uns dann an die Stelle eines Andern setzen, und über ihn ein gegründetes Urtheil fällen können.

Dieß werdet ihr um so mehr im Stande seyn, wenn ihr noch folgende Bewegungsgründe recht ernstlich erwäget.

Ein falsches Urtheil, das wir über Andere fällen, hat sowohl für Andere, als für uns selbst oft die nachtheiligsten Folgen.

Fällen wir über einen Andern ein ungünstiges Urtheil, so bringen wir ihn um das Zutrauen und die Liebe Anderer, und welch ein empfindlicher Verlust ist das nicht für ihn! Der Trieb des Geliebtwerdens ist von der Hand des Schöpfers in unsre Natur gepflanzt; nur einem ausgearteten und niederträchtigen Menschen, der sich selbst wegwirft, kann es gleichgültig seyn, ob ihn seine Mitmenschen schätzen und lieben, oder verachten und hassen. Der Mensch hegt von Natur den Wunsch, von Andern geliebt zu werden. Wenn wir nun durch unser böses Urtheil jemanden um die Liebe und das Zutrauen Anderer bringen; wenn wir Ursache sind, daß er ohne seine Schuld von Andern gering geschätzet, verachtet, verabscheuet und geflohen wird: sind wir da nicht ärger, als ein Dieb, der Andern ihr Vermögen entwendet? Ist dieser Raub, den wir durch unser ungerechtes Urtheil an dem Nächsten begehen, nicht darum meistens ein unersetzlicher Raub, weil andere nur selten das genau untersuchen können, was man ihnen von einem andern gesagt hat? Und möchte doch unser ungerechtes Urtheil für den, über den wir es gefället haben, keine andere Folgen, als Abneigung und Geringschätzung haben! Allein, wer weiß es nicht, welchen Einfluß unser Urtheil auch auf unsere Handlungen

hat?

hat? Ist unser Urtheil einmal ungerecht, werden nicht auch unsere, und die Handlungen derer, denen wir dieses ungerechte Urtheil beigebracht haben, ungerecht gegen den Verurtheilten seyn? Werden nicht sowohl wir, als Andere, sich Mißhandlungen gegen ihn erlauben? Welche Verantwortung, welch' schweres Gericht ziehen wir uns nicht durch ein ungerechtes Urtheil über Andere zu!

Wen dieses noch nicht vorsichtiger im Sprechen und Urtheilen über Andere machen kann, der erwäge den Schaden, den wir uns dadurch selbst zuziehen.

Durch ein ungerechtes Urtheil beschimpfen wir unsern Verstand oder unser Herz. Wenn entweder der selbst, über den wir das ungerechte Urtheil gefället haben, oder Andere das Ungerechte unsers Urtheils aufdecken; wenn sie zeigen, wie viel wichtige Umstände wir bei unserem Urtheile übersehen haben, die für den Beurtheilten sprechen; wenn sie uns durch unwiderlegbare Gründe der Kurzsichtigkeit bei unserem Urtheile überzeugen; wenn wir selbes erröthend zurücknehmen müssen, ist das nicht Schande für unsern Verstand? Aber noch größer ist die Schande für uns, wenn man uns wegen eines ungerechten Urtheils eines bösen und lieblosen Herzens beschuldigen, und uns den gegründeten Vorwurf machen kann, daß wir mit Fleiß bei unserm Urtheile über einen Andern jene Umstände übersehen haben, die ihn hätten entschuldi-

gen

gen können; daß wir mit Satansfreude jeden Scheingrund, der wider ihn war, für ausgemachte Wahrheit angenommen, und darnach unser Urtheil abgefaßt haben — ist das nicht entehrend für unser Herz? Und wenn wir nun auf diese Art so öffentlich mit verdienter Schande gebrandmarkt werden: welch Hohngelächter werden unsre neidischen Laurer nicht aufschlagen! Und was aus all diesem noch als natürliche Folge fließt, ist dieß: daß wir uns durch solche ungerechte Urtheile um das Zutrauen und die Liebe derer sowohl, die sich auf unser Urtheil verließen, als auch um das Zutrauen und die Liebe dessen bringen, dem wir durch unser Urtheil geschadet haben. Man fliehet uns als gefährliche Menschen, man wird uns von freundschaftlichen Zirkeln ausschließen, oder uns in selben mit offenbarer Kälte begegnen.

Noch bedeutender ist der Schaden, den wir uns durch diese lieblose Gewohnheit, in Rücksicht unserer Moralität, zuziehen.

Wer einmal gewohnt ist, immer über Andere zu urtheilen, verräth eine Art von Arroganz; er dünkt sich irrthumsfrei und zum Richten über Andere befugt zu seyn; dabei ist nichts gewöhnlicher, als daß ein solcher Mensch es vernachlässigt, sich selbst kennen zu lernen; dabei ist es um seine sittliche Vervollkommung ganz gewiß geschehen. Er wird sich mit dem Urtheile

über

über Andere so viel abgeben, daß er sich selbst zu beurtheilen vergessen wird.

Freunde, wenn ihr nun durch eine getreue Anwendung jener Vorsichtigkeitsregeln, die ich euch beim Sprechen und Urtheilen über Andere empfohlen habe, all' diesen Schaden verhüten könnet; lohnet es nun nicht der Mühe, daß ihr diese Regeln nie aus dem Auge lasset? Und ihr verhütet dadurch nicht nur so viele nachtheilige Folgen; sondern ihr verschaffet euch auch im Gegentheile unaussprechlichen Nutzen.

Ihr könnet euch des Wiedervergeltungsrechts freuen. Ein Menschenfreund, der nie ein ungerechtes Urtheil über seinen Nächsten fällt, der sichs vielmehr zur heiligen Pflicht macht, die Fehler seiner Mitmenschen nach Möglichkeit zu entschuldigen, und mit dem Mantel der Liebe zu bedecken, wird auch um so mehr wieder von Andern mit Schonung und Liebe beurtheilet werden. Er wird Vertheidiger finden, wenn es ja hie oder da jemand wagen sollte, ihn durch ein beleidigendes Urtheil herabzusetzen. Es wird ihm mit dem nämlichen Maaße wieder gemessen, mit dem er gemessen hat. Er wird sich des Beifalls der Menschen, selbst solcher freuen, die sonst gern über alles urtheilen, sie werden ihm mit Achtung begegnen. Und was ihn noch mehr als Menschenbeifall beseligen muß, ist die Ruhe seines Gewissens, und der herzerhebende Gedanke: ich habe niemanden wissentlich elend ge-

macht

macht — ich habe lieber selbst den Schuldigen unbeurtheilet gelassen, als den Unschuldigen verdammet. Ein solcher Mensch hat nicht Ursache, vor dem Weltenrichter zu zittern; denn sein heiligstes Wort verbürgt ihm ja die trostvolle Wahrheit: daß er nicht wird verdammet werden, weil auch er nicht verdammet hat. Matth.) 7, 1.

Welche herrliche Vortheile können wir uns nicht dadurch verschaffen, wenn wir uns nie ein unbefugtes und vermessenes Urtheil über unsere Brüder erlauben, sondern sie vielmehr mit Schonung und Liebe beurtheilen! Wer aus uns sollte dieser Vortheile nicht wollen theilhaftig werden? Nun so lasset es euch denn angelegen seyn, die Vorsichtigkeitsregeln beim Sprechen und Urtheilen über Andere, die ich euch mit so wohlmeinendem Herzen vorgetragen habe, auch recht pünktlich zu erfüllen.

Schreibet euch zu diesem Ende die Worte des Apostels recht tief in euere Herzen: Du, was verurtheilest du deinen Bruder? Oder du, was verachtest du deinen Bruder? Wir werden ja alle vor dem Richterstuhle Christi dargestellet werden. — Weil denn jeder von uns Gott Rechenschaft geben wird, so lasset uns nicht mehr einander verurtheilen. Röm. 14, 10. 13 Amen.

Am vierten Sonntage im Advent.

Text: Er ging daher in die ganze Gegend um den Jordan, und lehrte, daß diejenigen, welche sich taufen ließen, und ihre Gesinnungen änderten, Vergebung der Sünden erlangen sollten. Luk. 3, 3.

Wenn es je eine Revolution gab, die Epoche machte, so war es die, die durch Jesum von Nazareth sollte ausgeführet werden. Der Aberglaube, der überall sein scheußliches Haupt empor reckte, sollte nun vom Throne gestoßen werden, und Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit an seine Stelle kommen. Zügellose Barbarei, selbstsüchtiger Nationalismus sollten verbannet, alles umfassende Menschenliebe eingepflanzet, und die entehrte Menschheit selbst auf eine höhere Stufe der Sittlichkeit hinaufgerücket werden. Wie groß mußte der Mann seyn, der das verdorbene Menschengeschlecht auf diesen weitumfassenden Plan wirklich vorbereitete! Und dieser große Mann war — Johannes, ein Sohn des Zacharias. Beseelt mit dem Geiste und Feuereifer eines Elias, geht er hin in die ganze Gegend des Jordans, weckt die Nation aus dem tiefen Schlummer, in welchem sie vergraben lag, und macht ihre verwilderte Herzen für die sanfte

Lehre Jesu empfänglich. Muthig und voll himmlischen Sinnes tritt er seinen großen Beruf an, wirkt mächtig auf ganze Nationen, gibt ihrer schiefen Denkungsart eine bessere Richtung, einen höheren Schwung, spricht ohne Ansehen der Person nach dem damaligen Zeitbedürfniß im rauhen Tone: Natterbrut! bessert euch! Schon ist die Axt, um euch unfruchtbaren Bäume abzuhauen, über die Wurzeln aufgehoben; es fehlt nur an dem Hieb selbst, so seyd ihr auf ewig zu Grunde gerichtet! So hart seine Sprache ist, so empört sich doch keiner wider ihn; man staunt vielmehr über seine Geistesgröße, und folgt willig seiner Leitung. Zöllner, Kriegsleute, Sadducäer und Pharisäer lassen sich von ihm taufen, und legen das demüthige Geständniß von sich ab, daß sie der Besserung bedürftig wären. Dieser strenge Sittenrichter trug kein Bedenken, die Wahrheiten, die er dem Volke geprediget hatte, auch dem Herodes und seiner Familie ohne Rücksicht vorzutragen; er zeigte sich am Hofe dieses Fürsten eben so freimüthig, wie er es in der Wüste war. Uiber alle sträfliche Menschenfurcht und kriechende Denkungsart der Hofschmeichler erhaben, warf er dem Herodes vor, wie sehr er an seinem Bruder Philippus das göttliche Gesetz und die Rechte der Natur verletzet hätte, da er ihm Herodias, seine Gemahlin, entführet habe, mit welcher er seitdem in einer verbotenen Ehe lebte. Mit gleicher Unerschrockenheit bestrafte er ihn auch wegen anderer an seinem Hofe herrschender Laster.

Der betroffene Fürst vollendete das Maaß seiner Sünden damit, daß er diesen gerechten Mann in unverdiente Bande schlagen, und ins Gefängniß werfen ließ.

Dieß war nun der Lohn für seinen gerechten Eifer. Und glaubet ihr etwa, daß er durch dieses bittere und unverschuldete Loos in seinem Berufseifer erkaltete, daß er den Pfad der Tugend verließ, und seiner Pflicht untreu wurde? Nein! er war kein Schilfrohr, das sich vom Winde hin und her treiben ließ; er richtete sich nicht, wie niederträchtige Schmeichler, nach der Hofluft; seinen Leiden machten ihn nicht im Guten wanken; er blutete lieber unter der Hand des Henkers, als daß er der Wahrheit etwas hätte vergeben sollen.

Freunde, welch' ein nachahmungswürdiges Muster der Beständigkeit im Guten hat uns die Vorsehung an diesem großen Manne aufgestellt! Wie weit sind wir von diesem erhabenen Muster entfernt! Und doch ist die Beständigkeit im Guten für uns eine so nothwendige Tugend. Ich will sie heute zum Stoff meiner Rede wählen, und von der Nothwendigkeit der Beständigkeit im Guten handeln. a) Erstens will ich bestimmen, worin eigentlich die Beständigkeit im Guten bestehe, b) dann will ich euch von der Nothwendigkeit derselben überzeugen, c) und euch

endlich die Mittel an die Hand geben, wie ihr zu dieser Standhaftigkeit gelangen könnet.

Erster Theil.

So wie der Mensch sich oft selbst täuscht und für wirklich gut hält, da er es doch nicht ist, so rühmt sich auch mancher der Beständigkeit im Guten, da er doch von selber noch himmelweit entfernt ist. Hieher rechne ich diejenigen, die sich schon darum der Beständigkeit im Guten rühmen, weil sie sich immer vornehmen, das Gute zu thun. Dieser Klasse von Menschen fehlt es öfters nicht an einer gründlichen Uiberzeugung von dem Werthe dieser oder jener Tugend; sie gewinnen das Gute wirklich lieb, und entschließen sich, selbes auch zu thun. So geht mancher aus der Kirche, wo ihm von dem Religionslehrer diese oder jene Tugend in ihrer Liebenswürdigkeit dargestellet wurde, mit dem guten Vorsatz nach Haus: das will ich thun! diese schöne und nützliche Tugend will auch ich mir eigen machen. Allein sein guter Entschluß bleibt auch wirklich nichts anders als bloßer Entschluß; sein guter Wille bleibt unthätig, und das Gute, das er sich vornahm, bleibt immer unausgeführt. Und doch sind diese Leute eigenliebig genug, und halten diesen ihren unthätigen Willen für verdienstlich und gut, und rechnen sich darum zur Zahl derer, die im Guten ausharren. Freilich gilt bei dem gerechten Vergelter alles Guten auch oft der gute Wille für

das

das Werk selbst; aber nur dann, wenn wir ohne unsere Schuld unsern guten Willen nicht realisiren, oder das Gute, das wir uns zu thun vorgenommen haben, nicht wirklich ausführen können; aber da, wo es uns weder an physischer noch moralischer Kraft und Gelegenheit fehlt, den guten Vorsatz ausführen zu können, und wir lassen selben doch unausgeführt; da, wo es nur immer beim Wollen bleibt, und nie — auch dann nicht, wenn wir könnten — zum Vollbringen kommt, ist auch der beste Wille, weil er unthätig ist, verdienstlos, und die Hölle mag voll solcher guten Vorsätze seyn, die unausgeführt geblieben sind.

Aber auch dann dürfen wir uns noch nicht rühmen, daß wir im Guten beständig sind; wenn wir es nur ein oder das anderemal ausführen. Es giebt Leute, denen man es freilich zugestehen muß, daß ihr guter Wille nicht ganz unthätig ist; sie üben dann und wann eine gute Handlung aus, vollbringen dieses oder jenes gute Werk; allein das sind bei ihnen nur seltene Fälle; sie lassen inzwischen wieder hundert Gelegenheiten unbenutzt vorbei streichen, wo sie Gutes wirken könnten. Die Uibung des Guten ist bei ihnen gleichsam nur eine Art von Paroxismus; — wenn sie gerade bei guter Laune sind, üben sie es aus, und auch da geschieht es nicht aus ächten und christlichen Grundsätzen, sondern blos, weil sie einmal dazu gestimmt sind.

Eben so giebt es wieder Andere, die das Gute nur blos zu solchen Zeiten vollbringen, wenn die Umstände günstig sind, wenn es ohne Mühe, Beschwernisse, Aufopferung und Selbstverläugnung geschehen kann. Kostet ihnen aber das Gute, das sie ausüben sollen, Kampf, finden sie auf dem Wege dieser oder jener Tugend Hindernisse, die sie besiegen sollen; fodert das auszuübende Gute ein schweres Opfer von ihnen, sollen sie dabei ihrer Sinnlichkeit wehe thun, und sich selbst verläugnen, da ziehen sie sich zurück, und das Gute bleibt ungethan.

Nein, Freunde, alle diese sind nicht beständig im Guten. Wollen wir in die rühmliche Klasse deren gehören, die sich durch Beständigkeit im Guten auszeichnen, so müssen wir das, was wir als wahr, recht und gut erkennen, immer vor Augen haben und behalten. Wahrheit und Tugend müssen wir über alles lieben, und diese Liebe muß zur herrschenden Gesinnung unsers Herzens werden. Nach dieser Gesinnung müssen wir unseres Lebens Gang und Thaten ordnen und leiten, und sie immer zur Richtschnur aller unserer Handlungen machen; und das nicht nur zur Zeit des Glücks, sondern auch der Trübsale. Hiob zeigte Anhänglichkeit an Gott nicht nur dann, als er seine Unternehmungen segnete und seine Haushaltung blühen machte, sondern auch dann noch, als er auf seinem Schmerzenbette arm, verlassen und verspottet saß. Von dem höchsten Gipfel

des

des Glücks ins tiefste Elend herabgestürzt rief er noch: „der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gebenedeyet." Johannes ließ sich weder durch Gefängniß, noch durch das Mordschwert des Henkers im Guten wankend machen; er blieb der Wahrheit in seinem Berufe getreu, und opferte für beide selbst sein Leben auf.

So, Freunde, müssen auch wir der Wahrheit und der Tugend treu bleiben, nicht nur, wenn uns das Glück anlächelt, sondern auch, wenn finstere Unglückswolken über uns hereinbrechen; ja selbst dann, wenn wir um der Gerechtigkeit und der Tugend willen, wie Johannes, verfolgt werden. Oft fodert die Tugend theuere Opfer von uns, wo das entgegengesetzte Laster winkt, und uns, wenn wir ihm folgen, reizende Vortheile zeigt; auch diese Probe muß unsere Standhaftigkeit aushalten; wir müssen auch auf die reizendsten Vortheile Verzicht thun, die uns das Laster verspricht, und lieber der Tugend ein Opfer bringen, wenn dazu auch noch so viel Selbstverläugnung erfodert wird. So hat Johannes, der Herold des Messias, für die Wahrheit und Tugend, Freiheit und Leben großmüthig hingeopfert.

Wenn nun auch wir es in allen diesen immer weiter bringen, wenn wir trotz allen Hindernissen und Reizungen des Lasters von dem Wege der Tu-

gend weder zur Rechten noch zur Linken abweichen, sondern auf selbem immer weiter fortwandeln, wenn wir, wie Paulus, auf der Laufbahn der Tugend nicht stille stehen, als ob wir das Ziel der Vollkommenheit schon erreicht hätten, sondern unsern Lauf nie unterbrechen; dann, Freunde, aber auch nur dann, können wir uns der Beständigkeit im Guten rühmen.

Wie nothwendig aber diese sey, zeigt der

Zweite Theil.

Je schwerer eine Tugend ist, je mehr Kampf und Selbstüberwindung sie uns kostet, um so mehr suchen wir uns durch Scheingründe von der Pflicht, diese Tugend auszuüben, loszuzählen, oder selbe als unnöthig und entbehrlich zu betrachten.

So geht es auch mit der Beständigkeit im Guten. Eben darum, weil uns selbe manchen Kampf, manche Aufopferung und Selbstverläugnung kostet, sind wir geneigt, selbe nicht immer für nöthig zu halten. Allein da irren wir uns sehr.

a) Nennet mir, m. Fr, auch nur einen Fall, wo anhaltender und ausharrender Fleiß nicht nöthig wäre, wenn etwas fertig werden, gut und glücklich vollendet werden soll. Ist man gleich in einer Ar-

beit

beit noch so weit gekommen, und man steht endlich ganz von selber ab, so wird sie unvollendet bleiben. So ist es auch mit dem Werke unsrer Vervollkommnung. Wir mit Vernunft begabte und zur Unsterblichkeit geschaffene Wesen, haben eine höhere Bestimmung, als unsere Mitgeschöpfe, die vernunftlosen Thiere, haben; wir sind göttlicher Abkunft, unser Geist trägt das Bild seines Schöpfers an sich, er ist einer immer weiteren Vervollkommung fähig; und vergebens hat uns der Schöpfer diese Fähigkeit, diese Anlagen nicht verliehen, wir sollen unsere Talente nicht vergraben, wir sollen immer vollkommener und unserem Schöpfer ähnlicher werden; daher befiehlt uns der Stifter unserer heiligen Religion, wir sollen vollkommen seyn, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist, d. h. wir sollen so vollkommen werden, als es ein Mensch nur immer werden kann.

Des Menschen Ziel also ist Vollkommenheit, der Weg, der zu diesem Ziele führt, ist Tugend; wenn wir nun aber auf dem Pfade der Tugend nur dann und wann einen Schritt vorwärts und immer wieder einen rückwärts thun, wenn wir heute die Thränen eines Leidenden trocknen, und morgen schon wieder einem andern durch Lieblosigkeit Thränen entreißen; wenn wir heute einem Dürftigen die Gabe reichen, und morgen einem unsrer Brüder wieder sein Vermögen, seine Ehre und seine Ruhe rauben; wenn wir uns heute dem Dienste Gottes weihen,

und morgen schon wieder dem Laster fröhnen — wie werden wir da das ausgesteckte Ziel der Vollkommenheit erlangen? Nicht nur dann entfernen wir uns von diesem Ziele, wenn wir das dem Guten entgegengesetzte Böse thun; sondern auch dann, wenn wir auf dem Wege der Tugend stille stehen. Unsere Seele kennt keinen Stillstand: wer auf dem Wege der Tugend nicht vorwärts gehet, gehet auch schon rückwärts. Wie können wir also ohne Beständigkeit im Guten das Ziel der Vollkommenheit erreichen, das uns der Ewige ausgesteckt hat?

b) Merket einmal auf jene, denen wir es zugestehen müssen, daß sie gewiß mit aller Anstrengung auf der angetretenen Jugendbahn dem Ziele zueilen. Bringen sie es wohl in der Vollkommenheit wirklich so weit, als sie es bringen sollten, und gerne wollten? Fraget sie einmal, wenn sie nicht von sträflicher Selbstgefälligkeit geblendet sind, sie werden es euch gestehen, wie manche Unlauterkeit sich noch in ihre, an sich gute Handlungen mischt, wie oft sie ihr Fleisch, das sich wider den vernünftigen Geist empört, auf ihrer Laufbahn ermüdet und irre macht, wie oft sie von dem ausgesteckten Ziele, dem sie auf dem Wege der Tugend zueilen, wieder zurück geworfen werden. Wenn es nun diese Tugendfreunde bei all' ihrem Fleiß in ihrer Vervollkommung nicht dahin bringen, wohin sie es bringen sollten und wollten: wie weit werden nicht erst wir von diesem Ziele entfernt bleiben, wenn wir nicht einmal diesen ihren Fleiß anwenden

wollen. Wie elend und mangelhaft muß nicht dann unsere Tugend seyn, wenn wir nicht einmal auf dem Wege des Guten so weit gehen, und so fleißig sind, als wir es könnten!

c) Sollten euch alle diese Gründe noch nicht überzeugen, wie nothwendig für uns die Beständigkeit im Guten sey, so muß ich euch noch sagen: daß der, der im Guten nicht standhaft und treu ist, sich gar keine Belohnung zu versprechen hat.

Wähnet nicht, Freunde, als ob ich die Sache übertreibe, und hier etwas Uibertriebenes zu behaupten wage. — Gott hat uns den Lohn einer ewigen Seligkeit nicht ganz unbedingt verheißen. Nur dann erst, wenn wir das Ziel erreichen, das er uns selbst ausgesteckt hat, will er uns die Krone aufsetzen. Ihr wisset es aber, daß dieses ausgesteckte Ziel unsere Vervollkommung sey! Ihr wisset es auch, daß wir selbes ohne Beständigkeit im Guten nicht erreichen können. Wie kann nun der Anspruch auf den verheißenen Lohn einer seligen Unsterblichkeit machen, der die Bedingnisse nicht erfüllt, unter denen ihm dieser Lohn verheißen ist. Wie kann der Unbeständige, der den Weg des Guten verläßt, oder auf selbem nicht so weit geht, als er gehen sollte und könnte, die Seligkeit erwarten, die nur jenen versprochen ist, die bis ans Ende standhaft bleiben? Matth.

10, 22. Der Unbeständige, der den Weg der Tugend verläßt, verräth durch seinen Wankelmuth Gleichgültigkeit gegen Gott, dessen anbetungswürdigen Willen er verachtet. Er weiß es, daß der Wille Gottes unsere Vervollkommnung und Heiligung sey, und doch läßt er dieses Ziel aus dem Auge, als ob er den Ewigen nicht achte, der ihm selbes ausgesteckt hat. Er verräth auch Gleichgültigkeit gegen seine eigene Seligkeit. Er weiß es, daß ihm der Lohn einer seligen Unsterblichkeit nur dann ertheilt wird, wenn er das Ziel der Vollkommenheit erreicht hat; verräth er nun nicht Gleichgültigkeit gegen seine Seligkeit, wenn er den Weg verläßt, der zu diesem Ziele führt; oder wenn er nur dann und wann die Bahn der Tugend betritt. O, gewiß! wer nur an gewissen Tagen gut seyn zu müssen glaubt, ist gar nicht gut! Gemischtes Gold ist kein ächtes.

Ihr sehet es doch nun wohl ein, daß der Unbeständige, der Wankelmüthige sich keine Belohnung zu versprechen hat. Nur der, der wie Paulus auf der Laufbahn der Tugend standhaft aushält, und das vorgesteckte Ziel seines Wettlaufes glücklich vollendet, kann die Krone der Rechtschaffenheit, die Vergeltung seiner standhaften Bemühungen aus der lohnenden Hand des Weltenrichters getrost erwarten. 2. Tim. 4, 7. 8.

Seyd ihr nun überzeugt, wie nothwendig die Beständigkeit im Guten sey, so müssen euch auch die Mittel willkommen seyn, durch welche ihr zu dieser Beständigkeit gelangen könnet. Ihr sollt sie hören im

Dritten Theil.

Unter allen Mitteln zur Beständigkeit im Guten ist dieses das schicklichste und nothwendigste:

a) Daß wir eine deutliche Erkenntniß und lebhafte Uiberzeugung von dem haben, was gut ist, um es mit gehöriger Standhaftigkeit immer vom Bösen zu unterscheiden, und diesem vorziehen zu können.

Aus natürlichem Triebe sehnen wir uns nach dem, was gut ist, und verabscheuen das Böse und Schädliche. Es ist also unnatürlich, das Schädliche und Böse zu wollen, und doch wollen es so viele und verlassen das Gute. So unnatürlich nun das ist, so wahr ist es doch. Aber, woher kommt das? Daher, m. Fr., weil man das Böse unter dem Scheine des Guten für wirklich gut hält. Keiner will das Böse darum, weil es böse ist, sondern weil es ihm gut dünket. So wie der Vater des Bösen, der Satan, sich in einen Engel des Lichts zu verstellen weiß, so hüllet sich auch oft das Laster in das Gewand der Tugend,

und stellt sich dem Menschen in einer reizenden Gestalt dar, verspricht ihm die herrlichsten Vortheile; der Getäuschte folgt dessen Lockungen, und wirft sich blindlings in die mörderischen Arme. So geschehen aus Unwissenheit und Verblendung die unnatürlichsten Greuelthaten; so mordet man zu Ehren der Gottheit seine Brüder, und glaubt noch, Gott damit einen Dienst zu thun; so verlassen Tausende, von dem Schein des Guten geblendet, den Weg des wahren Guten, und wandeln den Weg des Lasters, der ins Verderben führt. Oft läßt man sich auch durch den Glanz irdischer Güter blenden, legt ihnen einen höheren Werth bei, als sie verdienen, und opfert ihnen die wahren und dauerhaften Güter, Tugend und ein gutes Gewissen auf.

Was ist also schicklicher, dieses bei uns zu verhüten, als wenn wir uns eine ächte Kenntniß des Guten verschaffen, wenn wir das wahre Gute von dem Scheingute richtig unterscheiden lernen?

Allein eine Kenntniß des Guten im Allgemeinen ist nicht hinlänglich. Diese Kenntniß muß sich bis auf jeden einzelnen Theil der Pflicht und Tugend erstrecken. Eben so ist auch eine allgemeine Uiberzeugung von der Nützlichkeit des Guten nicht hinlänglich; sie muß mit steter Anwendung auf uns selbst, und mit steter Beziehung auf jeden einzelnen Fall verbunden seyn; wir müssen auch in einzelnen Fällen be-

son-

sondern den Werth, die Pflichtmäßigkeit, und die Vortheile der Tugend überzeugend fühlen, und zum Bewegungsgrund unserer Handlungen machen. So z. B. wenn es auf die Ausübung der Ehrlichkeit ankommt, muß ich nicht nur im Allgemeinen wissen, was gut ist; ich muß auch überzeugt seyn, daß Ehrlichkeit ein wahres Gut sey; ich muß nicht nur überhaupt überzeugt seyn, daß das Gute zu unserem Wohl unentbehrlich sey, ich muß auch fest überzeugt seyn, daß die Ehrlichkeit für mich nützlich sey, und daß ich mehr dabei gewinne, wenn ich ehrlich handle, als wenn ich mit Aufopferung meines ehrlichen Namens Tausende gewinne.

Diese so nützliche und nothwendige Uiberzeugung könnt ihr euch dadurch verschaffen, wenn ihr fleißig und aufmerksam die Bücher der heiligen Schrift, oder auch andere erbauliche Menschenbücher leset, und jede Art des Unterrichtes von erfahrnen und gutgesinnten Menschen benützet. Hiezu dient auch ein fleißiges Nachdenken, und eine genaue Aufmerksamkeit auf die Folgen gewisser Gesinnungen und Handlungen. So wie ihr den Baum aus seinen Früchten erkennen könnt, ob er gut oder böse sey, so könnt ihr auch aus den Folgen, die mit dieser oder jener Gesinnung oder Handlung verbunden sind, erkennen, ob die Gesinnung oder Handlung selbst nützlich oder schädlich sey.

b) Haben wir aber das Gute einmal erkannt, und sind davon überzeugt, so müssen wir auch fleißige Versuche machen, es auszuüben.

Die Aechtheit dieses Mittels liegt in der Natur der Sache selbst, von der wir handeln.

In allem, was man thut und treibt, erlangt man durch Uibung Fertigkeit; wollen wir nun auch im Guten eine Fertigkeit erlangen, so ist es nothwendig, daß wir uns in selbem üben.

Sey es, daß einer noch so gute und richtige Kenntnisse besitzt, und übt sie nicht, so wird es im vorkommenden Anwendungsfalle gewiß schlecht von statten gehen. Seine Kenntnisse, die er besitzt, und nicht braucht, was sind sie anders, als der Mammon des Geizhalses? Ja selbst die größten Kenntnisse, die man besitzt, verlernt man wieder, wenn sie nicht ausgeübt werden, und Irrthümer treten an die Stelle der Wahrheit. Hier trifft es ein, was einst Jesus zu dem versammelten Volke sagte: „Wer die empfangenen Gaben nicht recht gebraucht, dem wird das, was er zu haben scheint, auch abgenommen werden.“ Matth. 13, 12.

Und wie groß ist nicht die Verantwortung eines solchen Menschen! Wird ein solcher treuloser Knecht, der eine nähere und bestimmtere Kenntniß von dem

Wil-

Willen seines Herrn gehabt und selben nicht befolgt hat, nicht mit weit größerer Strenge behandelt werden, als derjenige, der mit dem Willen des Herrn weniger bekannt war, und selbem zuwider gehandelt hat? Luk. 12, 47. 48. Wenn wir uns vor dem ersten Anfang des Guten, das wir erkannt haben, fürchten, so erschlafft allmählig der Eifer und Muth; daher alsdann die Uibung immer schwerer wird, je länger man es aufschiebt; weil doch die Schwierigkeiten nicht aufhören, sondern eher größer werden. Uiben wir uns aber in dem Guten, so wird unser Muth gestärkt, die Schwierigkeiten und Hindernisse verschwinden, und am Ende wird uns das Gute leicht und zur Natur.

c) Und wenn dem allen ungeachtet Trägheit eintritt, wenn unser Muth wankt, und unser Eifer stockt, so müssen wir selben durch die Religion zu befestigen und zu beleben suchen.

Nehmen wir in dieser Lage unsere Zuflucht zum Gebet. Durchdrungen von dem Gefühl unserer Schwäche, und überzeugt von der Macht und Bereitwilligkeit Gottes uns zu helfen; nähern wir uns im Geiste dem Throne des Höchsten, flehen wir von ganzer Seele und Stärke zur Vollbringung guter und edler Thaten; und Gott, der solche Bitten so gern erhöret, wird uns nicht vergebens bitten lassen; wir werden, mit Stärke von oben herab ausgerüstet, vom

Ge-

Gebete aufstehen, und muthig die steile Bahn der Tugend antreten, sie wird mit jedem Schritt ebener werden.

Und stoßen uns ja noch Hindernisse auf; kostet uns das Gute, welches wir üben sollen, Kampf und Selbstverleugnung, o so lasset uns hinblicken auf die Siegeskrone, die uns die Religion am Ende der Laufbahn zeigt. Rufen wir uns selbst den Muth ins zagende Herz: Der Himmel, um den wir kämpfen, ist alles werth. Zeitlich und vorübergehend sind die Unannehmlichkeiten und Beschwerden, die mit der Ausübung des Guten verbunden sind, aber von dort oben winkt uns die Siegespalme entgegen, unser harren nach dem Siege endlose Freuden, die noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, kein Menschenherz empfunden hat. Dieser Hinblick wird uns Muth einflößen, wir werden uns im Kampfe wohl halten, und unsern Lauf auf der Bahn der Tugend, rühmlich vollenden.

Freunde macht einen treuen Gebrauch von diesen Mitteln, und ihr werdet aus eigener Erfahrung ihre Aechtheit einsehen lernen. Gutes zu thun, immer vollkommener zu werden, ist das große Tagewerk, das uns der Hausvater im Himmel angewiesen hat. Laßt uns nun, so wie unser Vorbild Christus, an dem angewiesenen Tagewerke unverdrossen arbeiten, so lange es Tag ist, ehe die Nacht (des Todes) kommt, wo wir nicht mehr werden arbeiten kön-

können. Selbst dann, wenn uns im Dienste der Tugend widrige Schicksale treffen, wollen wir im Guten nicht müde werden. Schreiben wir uns den Zuruf Sirachs tief in unser Herz: „Laß dir alles, was dir begegnet, gefallen, und sey standhaft, wenn Schlag auf Schlag dich trift; denn wie das Gold im Feuer bewährt wird, so werden Gottes Lieblinge im Trübsalsofen bewährt.“ Sir. 2, 4. 5.

„Daher, meine Brüder, seyd unbeweglich fest, gehet im Christenthum immer weiter, weil ihr wisset, daß euere Mühe nicht fruchtlos seyn werde, die ihr in dem Dienste des Herrn anwendet.“ 1 Kor. 15, 58. Beobachten doch gute Wettläufer eine regelmäßige Ordnung, um eine verwelkliche Siegskrone zu erhaschen. Was sollen wir nicht thun, da eine unverwelkliche Krone auf uns wartet. 1 Kor. 9, 25. O so laßt uns bis ans Ende regelmäßig kämpfen, daß wir einst mögen gekrönt werden. Amen.

Am Sonntage nach Weihnachten.

Text: Sie war eine Wittwe von vier und achtzig Jahren; entfernte sich nie von Tempel, und diente Gott unter Fasten und Beten, Tag und Nacht. Luk. 2, 37.

Das abgelesene Evangelium stellt uns Personen von ungleichem Alter dar.

Wir erblicken einen neugebornen Weltbürger, der kaum seinen Eintritt in die Welt gefeyert hat, und noch unendlich viel zum Wohl der Menschheit wirken soll, eine Mutter, die ihren geliebten Säugling auf ihren Armen in den Tempel bringt, einen ehrwürdigen Greis, der seiner Auflösung nahe ist, und eine Wittwe, die schon das vier und achtzigste Jahr ihres Alters zählt.

Diese Szene von verschiedenen Menschenaltern ist aber nicht selten; wir finden sie überall, wo Menschen wohnen. Wir dürfen uns nur in unseren Gemeinden umsehen, so entdeckt unser Auge Menschen von verschiedenen Altern. Hier geht ein kleines menschliches Geschöpf aus dem Schooße seiner Mutter

her-

hervor, und soll Mensch werden, wie wir; aber ach, wie viel fehlt ihm noch zum Mensch seyn! Fein und zart wie die Knospe einer Blume dürfte nur ein unsanfter Hauch das neugeborne Kind anwehen, so verließe es den Schauplatz dieser Welt wieder, den es kaum betreten hat. Aber Gottes Engel nehmen es in Schutz, es bleibt und wächst.

Dort hüpft ein Knab' im Triumphe, daß er die Gefahren der Kindheit schon glücklich bestanden hat. Hier gehen Jünglinge und Mädchen Hand in Hand, und spielen den Frühling ihres Lebens sorgenlos dahin; allein ihr Frühling vergeht, und der hohe Sommer nahet sich; wie bald, so werden sie ausgescherzet haben. Wenden wir von diesen unsern Blick weg, so begegnet uns Mann und Weib. — Aus ihrer Miene lächelt schon nicht mehr, wie vorhin, jugendliche Freude. — Ernst herrscht auf ihrer Stirn. Das Mann- und Weibseyn, die Reife ihrer Jahre und die Beschwerden des Lebens, die sie schon verkostet haben, lehren sie über viele Dinge ganz anders denken, als sie im Frühlinge ihres tändelnden Alters dachten. Und bald — bald sind ihre kraftvollen Jahre dahin! — Dort erscheinen sie uns die Greise mit gefärbten Haaren, die mit gebücktem Haupte die Grube suchen, in welche man sie nächstens legen wird.

Diese Klasse von Menschenalter ist die bedeutendste aus allen. Der Lebenstrieb, den selbst der Wurm im Staube fühlt, macht in uns den Wunsch rege, lang zu leben, und folglich alt zu werden. Und doch giebt es Alte genug, die von ihren grauen Jahren sagen: „sie gefallen mir nicht!“ denen ihr hohes Alter zur Last wird. Dieses Loos trift freilich unausbleiblich alle jene, die sich in ihren jüngern Jahren nicht gehörig auf das hohe Alter vorbereitet haben. Aber selbst unter jenen, die es an dieser Vorsicht nicht fehlen ließen, die mit Ehren grau geworden sind, und sich im Frühlinge, Sommer und Herbste ihres Lebens auf den Winter desselben vorbereitet haben, giebt es noch viele, deren abgelebten Herzen mancher Seufzer entsteigt, weil jüngere Zeitgenossen gegen sie die Pflichten, die sie dem hohen Alter schuldig sind, aus den Augen lassen.

Hat niemand aus euch, m. Fr., bisher diese Pflichten verletzt? Habt ihr euch immer so, wie es Christen geziemt, gegen das hohe Alter betragen? Vielleicht hat mancher in diesem Punkte aus Unwissenheit gesündigt. Diese will ich heute mit dem schuldigen Verhalten gegen Alte bekannt machen. Ich will euch die Pflichten, die wir dem hohen Alter schuldig sind, umständlicher auseinander setzen; damit keiner dieselben in Hinkunft aus Unwissenheit verletzen möge. Der Inhalt meiner heutigen Rede

kann

kann Alte und Junge intereſſiren; ich erwarte demnach von beiden ungetheilte Aufmerkſamkeit.

Abhandlung.

A. Die Welt hat für Greiſe wenig Freuden mehr; ihre Sinneswerkzeuge ſind ſchon zu ſehr abgenützt, als daß ſinnliche Vergnügungen für ſie noch eben ſo viel Reiz, wie in jüngeren Jahren haben ſollten. Die Ehre ergötzt ihre Ohren noch am meiſten, dieſe iſt faſt die einzige Koſt der Erde, die noch mit Appetit von Hochbejahrten, nach abgeſtumpften Geiſtes- und Leibeskräften, genoſſen wird. Sie haben aber auch Recht, Ehre als einen ſchuldigen Zoll von Jüngeren zu fodern.

a.) Die Religion ſelbſt räumt ihnen dieſes Recht ein. So gab Gott ſchon durch ſeinen Knecht Moſes den Befehl: „Vor einem Greiſe ſollſt du aufſtehen, und die Alten aus Ehrfurcht vor deinem Gott ehren.“ 3. B. Moſ. 19, 23. Wie ſtrenge Gott über die Beobachtung dieſes Geſetzes halte, zeigt unter andern das Beiſpiel, das er uns in dem zweiten Buche der Könige aufzeichnen ließ. Als der Prophet Eliſa nach Bethel hinaufgehen wollte, kamen ihm kleine Knaben aus der Stadt entgegen; ihr jugendlicher Leichtſinn vergaß die Ehrfurcht, die ſie dieſem ehrwürdigen Manne ſchuldig waren, ſie verſpotteten ihn, und riefen ihm zu: „Komm her-

auf, Kahlkopf! Komm herauf, Kahlkopf!" Aber sie mußten die Entehrung dieses ehrwürdigen Mannes theuer bezahlen; denn auf der Stelle kamen zwei Bären aus dem Walde, und zerrissen zwei und vierzig von den Knaben. 2 B. d. Kön. 2, 23. 24.

Sehet, Freunde, wie strenge Gott die Entehrung des Alters ahndet!

b) Und hätte uns Gott die Ehrfurcht gegen die Alten auch durch kein ausdrückliches Gesetz befohlen, so verbindet uns ja schon hiezu das Gesetz der Natur: Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thu' ihnen auch, welches der Schöpfer mit unvertilgbaren Buchstaben in jedes Menschenherz geschrieben hat.

Ihr jüngeren Freunde, setzet euch einmal in die Lage eines Alten. — Wenn ihr nun jetzt schon ein hohes Alter erreicht hättet, und junge unerfahrene Menschen, die vielleicht noch ungeboren waren, da ihr der menschlichen Gesellschaft schon manchen nützlichen Dienst geleistet hattet, Menschen, die euch nicht nur an Jahren, sondern auch an Erfahrungen und Verdiensten weit nachstehen, möchten euch kalt, oder gar verächtlich begegnen, und sich Hohnreden, Beschimpfungen oder andere Mishandlungen gegen euch erlauben: würde euch das nicht wehe thun? Würdet ihr nicht vielmehr von ihnen ein ehrerbietiges Betra-

gen

gen gegen euch als einen gebührenden Zoll fodern, den sie euerem hohen und verdienstvollen Alter schuldig sind? Nun was ihr wollet, daß euch die Leute thun, das thuet ihnen auch. Wünschet ihr in eurem Alter geehrt zu werden, so ehrt auch jetzt in euern jüngern Jahren die Alten. Dieses Naturgesetz war auch den Heiden heilig. Die Völkergeschichte sagt es uns deutlich, wie es der Jugend zur Pflicht gemacht wurde, vor einem Greise aufzustehen, und das hohe Alter durch äußerliche Zeichen zu ehren. Laßt uns also das Alter ehren, denn wir wollen auch alt werden. Sirach 8, 6. Und mit dem Maaße, mit dem wir jetzt den Alten messen, wird uns einst in unserem Alter wieder gemessen werden.

c) Oder verdienen die Alten etwa keine Verehrung? Ich will hier freilich nicht von jenen Alten reden, die als Kinder ihre Jahre mit Puppenspiel vertändelt, die Jünglingsjahre mit Ausschweifungen gebrandmarkt, die Jahre des Mannes unter irdischen Sorgen vergraben, oder mit Nichtsthun getödtet haben, die ihren Verstand brach liegen, ihr Herz verwüsten ließen, und in Sünden grau geworden sind, und nun als Greise mit Scham und Grauen auf ihre Laufbahn zurücksehen, und sagen müssen: „so hab' ich denn nichts als leere Tage, Monate und Jahre!" solche graue Kinder könnten

frei=

freilich wenig Anspruch auf Ehre machen; aber jene, die ihren Verstand ausgebildet, die durch eine lange Reihe von Jahren manche heilsame Erfahrung gesammelt haben, die so manches Scherflein zur Bildung nützlicher Menschen beigetragen, durch eine tadellose Berufs- und Amtstreue sich so viele geltende Verdienste um die Menschheit gesammelt haben, diese Alten sollten nicht unsere ganze Ehrfurcht verdienen? Besonders wenn wir dabei auch das noch mit in Anschlag bringen: wie manchen Dorn sie auf ihrem langen Pilgerweg haben betreten, wie oft mit Beschwernissen kämpfen müssen! O, wenn wir so alte Mitwanderer vor uns erblicken, die um so viele Jahre länger, als wir den Weg nach der Ewigkeit pilgern, die uns als Augen- und Ohrenzeugen das vorige Jahrhundert schildern können, diesen sollten wir nicht mit Ehrerbietung begegnen? Flößt uns doch schon ihr äußeres Ansehen, ihr gebeugter Rücken, ihr matter Gang, ihr graues Haar, Ehrerbietung ein! Ein weisses zitterndes Haupt erregt mehr Ehrfurcht, als das breiteste Ordensband, und abgelebte Greise haben das mit Kindern gemein, daß nur ein Barbar ihnen Leides thun kann.

B. Wir müssen aber die Alten nicht nur ehren, sondern auch Geduld mit ihren Schwachheiten haben.

Das Alter wird kindisch, es nimmt das Unvermögen, die Schwäche der Kinder wieder an, es kehrt gewissermaßen wieder in seinen ersten Zustand zurück. Dieß geschieht besonders an ihrem Körper.

Dem Alten gehorchen seine Sinneswerkzeuge, weil sie abgestumpft sind, nicht mehr so, wie ehedem. Er kann nicht mehr so über seine Glieder gebieten; sie leisten ihm nicht mehr so viele und dauernde Dienste, als sonst. Und schon darin nähert er sich wieder dem Stande der Kindheit. Er braucht beinahe eben wieder so viel Hülfe und Unterstützung.

Aber noch mehr tritt seine Seele und ihre Kräfte in den Stand der Kindheit zurück. So wie die Sinne des Leibes abstumpfen, so nimmt auch das Gedächtniß und die Einbildungskraft wieder ab. Selbst die so lang geübte Kraft, zu urtheilen und nachzudenken, hat nicht mehr die Schärfe. Es giebt Alte, die so sehr an ihren Seelenkräften geschwächt sind, daß sie so kleine geringfügige Wünsche äußern, so läppische Spiele und Beschäftigungen vornehmen, wie man sie nur von Kindern gewohnt ist. Sie sind dabei so neugierig, so lecker- und tadelsüchtig, daß ihre Begierden schwerer zu befriedigen sind, als in der Jugend.

Treten nun alte abgelebte Greise wieder in den Stand der Kindheit zurück, warum sollte man sie

denn

denn nicht auch mit eben der Schonung behandeln, wie man schwache Kinder zu behandeln pflegt. Nur ein Unmensch kann ein Kind darum beleidigen, weil es das nicht leisten kann, was man von Erwachsenen, die mehr Geistes- und Körperstärke besitzen, fodern kann; und wäre es denn weniger unmenschlich, wenn man hochbejahrte Menschen, die das Unvermögen und die Schwäche der Kinder wieder angenommen haben, eben wegen ihres Unvermögens und ihrer Schwäche kränken und mißhandeln wollte? Schont doch ein gefühlvoller Mensch ein altes Stück Vieh, und denkt, wenn es weniger als ein junges leistet, es ist halt abgelebt, und kann das nicht mehr leisten, was es in seinen jüngeren und kraftvolleren Jahren geleistet hat: und wir sollten mit den Schwachheiten eines alten Menschen kein Mitleid haben? Wir sollten über abgelebte, an Geistes- und Leibeskräften arme Greise ungeduldig werden? Dadurch würden wir uns mit der größten Schande brandmarken.

Ist es nun für uns alle Pflicht, mit den Schwachheiten auch fremder Alten Geduld zu haben, um wie viel heiliger muß uns diese Pflicht erst dann seyn, wenn diese Alten uns durch das Band der Natur näher verwandt sind.

Hier ein paar Worte an euch, Kinder, die ihr graue, abgelebte und unvermögende Aeltern habt, und über ihre Schwachheiten ungeduldig werdet, und ih-

nen aus Uiberdruß ihre alten Tage verbittert! Ihr handelt unnatürlich, und schändet die Menschheit. Ihr werdet ungeduldig über die Schwachheiten eurer Aeltern! — Kamet ihr einst nicht auch schwach und hülfsbedürftig in die Welt? — und was wäre aus euch geworden, wenn sich euere Aeltern über euere Schwachheit nicht erbarmt hätten? Der Tag euerer Geburt war für euere Aeltern ein Tag der Freude, obschon sie zum voraus wußten, daß sie mit euch schwachen Geschöpfen viel Mühe und Plage haben würden; und ihr betrübet euch jetzt über das Leben deren, die euch das eurige gegeben und erhalten haben? ihr wünschet, daß man die alten unbrauchbaren Aeltern bald zum Haus hinaustragen, und ihren abgestumpften Körper verscharren möchte? — ihr zürnet, daß ihre Arme nicht mehr arbeiten können? — Aber habt ihr es denn vergessen, daß euch diese Arme oft getragen, und viele Jahre für euch gearbeitet haben? — Höret, was euch ein Weiser der grauen Vorzeit zuruft: „Mein Kind, nimm dich deines Vaters im Alter an, und betrübe ihn nicht, so lange er lebt. Wird er blödsinnig, so habe Nachsicht, und verachte ihn nicht in der Fülle deiner Kraft.“ Sirach, 3, 12. 13. Wenn deine Aeltern im hohen Alter arm, gebrechlich, am Geist und Körper schwach sind, während junges Blut in deinen Adern wallt, und du eine gute Versorgung gefunden hast, dann sey der Stab ihres matten Alters, habe Ge-

duld mit ihren Gebrechen, und suche ihnen die Last ihres Alters erträglicher zu machen. Erinnere dich, wie viel deine Aeltern mit dir ausgestanden haben, ehe sie dich nur auf die Beine brachten, und dann groß gezogen haben; wie behutsam dich deine Mutter unter ihrem Herzen trug, mit wie viel Schmerzen sie dich zur Welt gebar, wie sie dich reinigte, kleidete und säugte, wie viel schlaflose Nächte du ihr verursachtest, wie oft dein Vater im Schweiß seines Angesichts arbeitete, nur um dich nicht darben zu lassen. Du hattest deinen Aeltern zuvor noch nichts gegeben, du hattest dir sie noch durch nichts verbindlich gemacht, und doch hatten sie so viel Geduld mit deinen Schwachheiten, doch drückten sie dich bei allen Beschwernissen, die du ihnen machtest, mit Wonne ans liebende Aelternherz. — Und du — der du ihnen so viel schuldig bist — du kannst jetzt bei ihren Schwachheiten ungeduldig werden, du kannst dem alten Aelternauge, das so lange für dich gewacht hat, noch Thränen entreissen, dem abgelebten Aelternherz, das dich so zärtlich liebt, noch mörderische Stöße versetzen? — O, reize den Fluch des Himmels nicht über dich; denn wer seinen Vater verläßt, ist wie ein Gotteslästerer, und wer seine Mutter erzürnt, der ist von dem Herrn verflucht. Sirach 3, 16. Hast du aber Mitleid mit den Schwachheiten deiner hochbejahrten Aeltern, so wird selbes nicht vergessen werden, sondern für deine Sünden in Rechnung kommen. Sirach 3, 14. Du kannst dir durch Beobach-

tung

tung der kindlichen Pflichten, die du besonders deinen abgelebten Aeltern schuldig bist, reichlichen Segen erwerben. Schon der griechische Philosoph Plato schreibt über die Gesetze im zweiten Gespräch: „Wer in seinem Hause einen alten Vater, oder eine alte Mutter hat, muß sie für einen Schatz halten, und überzeugt seyn, daß er keine mächtigeren und wohlthätigeren Schutzgötter haben könnte." Wegen des Mitleids, das er mit seinen alten und unvermögenden Aeltern hat, und wegen der Dienste, die er aus Achtung gegen das Gebot Gottes ihnen leistet, wird Gott alles Unglück von ihm abwenden, und mit den Strafen, die er durch seine Sünden verdient hätte, ihn verschonen.

C. Eine andere Pflicht, die wir gegen die Alten zu beobachten haben, ist die: daß wir ihren Umgang und ihre Erfahrungen benützen.

Es ist ein Meisterstück des Weltenregierers, daß er Junge und Alte unter einander leben läßt.

Unter andern Absichten, welche die Vorsehung bei dieser weisen Vermischung hat, ist auch diese: die wichtigsten Kenntnisse unter dem Menschengeschlechte aufzubewahren und fortzupflanzen. Wir besitzen mancherlei Einsichten, die bald unsere Berufsgeschäf-

te,

te, bald die uns umgebende Natur, bald die Eigenthümlichkeiten unseres eigenen Wesens, bald unsere Pflichten, bald Gott selbst und die Religion betreffen. Und wem haben wir diese nützlichen Kenntnisse zu verdanken? Zunächst den ältern Menschen, unter denen wir in der Jugend lebten. Diese theilten uns ihre Kenntnisse mit, gaben uns Anweisungen in dieser oder jener Geschicklichkeit, machten uns mit der Natur, mit unseren Pflichten, mit Gott und dem Christenthume bekannt. Und von wem hatten denn diese unsere Lehrer ihre Kenntnisse? Wieder von älteren, und so fort.

Sehet, m. F., das ist der anbetungswürdige Wille des Ewigen, daß der gesammelte Schatz von Kenntnissen von Hand zu Hand gegeben werde, daß er immer bereicherter übergehe, daß nun die Nachkommen gleichsam auf die Schultern ihrer Vorältern treten, und immer weiter fortsehen.

Wollen wir nun dieser gütigen und weisen Anstalt nicht entgegen handeln, so müssen wir auch den Umgang der Alten und ihre Erfahrungen benützen. Wie sehr versündigen sich demach gegen diese Pflicht jene nasenweisen Jünglinge, die kaum der Ruthe entgangen sind, und nun, da sie über diesen oder jenen Gegenstand ein paar Dutzend schöne Phrasen oder Redensarten gelesen haben, mit der Miene der Gelehrsamkeit in den ehrwürdigen Zirkel alter erfahrner

Män-

Männer auftreten, den Ton angeben, und die geprüftesten Meinungen lächerlich zu machen suchen. Schon Sirach kränkte sich darüber, daß erfahrne und verständige Männer wie Kehricht verachtet werden. 26, 28. Und wahrlich jeder gefühlvolle Beobachter, der das Verdienst zu schätzen weiß, muß einen gerechten Unwillen über so manchen sich klugdünkenden jungen Laffen empfinden, der, statt von alten und erfahrenen Männern zu lernen, sie hofmeistern und eines bessern belehren will.

Solchen überklugen Jünglingen empfiehlt Sirach eine schüchterne Bescheidenheit, die ihrem Alter wohl ansteht. Ein Jüngling soll nicht reden, ehe er reden muß, und auf die Frage eine kurze Antwort geben. Bei Vornehmen soll er die Ehrfurcht nicht vergessen, und wo Alte sind, nicht viel reden. So ein schweigender junger Mensch verliert nichts, sondern gewinnt vielmehr im Urtheile der Mitgäste. Denn sie glauben, er wisse über die Sache, von welcher geredet wird, viel zu sprechen; thue es aber nicht aus Achtung gegen die Gesellschaft, und dadurch fesselt er die Herzen aller. Sirach 32, 7. 11.

Wenn ihr, liebe jungen Freunde, diese Bescheidenheit gegen Alte beobachtet, und euch ihnen mit dem ernstlichen Vorsatze, von ihnen Weisheit zu lernen, zugesellet, so kann diese euere Lernbegierde von ihnen leicht befriediget werden; denn sie sind die geschicktesten

Lehr-

Lehrmeister. Bei jüngeren Menschen übertäuben nur gar zu oft lärmende Leidenschaften die Vernunft; aber bei grauen Haaren werden sie sittsamer, und lagern sich. Die Leidenschaften dampfen einen Nebel aus, der sich meistens nur bei höherem Alter verzieht. Eben darum steht der Altvater im Lehnstuhle am weitesten; seine Prophezeihungen sind meistens zuverlässiger, als die ausgeklügeltsten Projekte junger und unerfahrner Minister. Und mit solchen geschickten Lehrmeistern sollten wir nicht gern umgehen? O, das laßt uns, Freunde, thun! Befolgen wir den Rath Sirachs und begeben wir uns gern in die Gesellschaft der Greise, und wo ein Weiser ist, so halten wir uns zu ihm. 7, 3. 4. Wir können bei ihm manches lernen, was wir sonst vielleicht erst unter Thränen aus eigener Erfahrung lernen müßten.

D. Noch eine Pflicht gegen Alte, die ich euch empfehlen muß, ist die: Wir müssen an ihrem Beispiel die Vergänglichkeit des Irdischen, die Folgen der guten und bösen Handlungen anschauen lernen.

a) Nichts ist gewöhnlicher, als daß Menschen, die hier keine bleibende Stätte haben, ihr Herz sklavisch an die Güter dieser Erde heften, und darüber vergessen nach Schätzen zu streben, die einen ewig geltenden Werth haben, und die sie mit in die Ewigkeit nehmen können. Viele würden sich dieser Thor-

heit

heit seltner schuldig machen, wenn sie mehr von der Eitelkeit und Hinfälligkeit der Erdengüter überzeuget wären.

Diese so nützliche Uiberzeugung können und sollen wir in der Schule der Alten lernen.

An ihnen finden wir redende Beweise, wie eitel und vergänglich irdische Güter und Vorzüge sind. Du bist jezt stolz auf deine Weisheit und Klugheit; — ach, ein Blick auf einen schwachen, kaum sich bewußten Greis, kann dich demüthigen, und dich überzeugen, daß auch die tiefste Weisheit ein vergängliches Gut sey! Es ist freilich wahr, daß es hie und da noch Greise gibt, die beinahe noch in eben dem Maaße die Kräfte der Seele haben, welche sie ehedem hatten, denen ihr Gedächtniß noch treu ist, die Erstaunen erregen, wenn sie noch mit vieler Klarheit und Deutlichkeit alles überdenken, und noch so bestimmt urtheilen können; aber diese sind nur Ausnahme von der Regel, nur wenige ihrer eben so alten Brüder kommen ihnen hierin gleich. Die Seelenkräfte der meisten sind entweder ganz geschwächt, oder doch nicht von der vorigen Thätigkeit und Stärke. Ja es hat Alte gegeben, die sonst die größten Gelehrten waren, und im Alter alle ihre Wissenschaften vergessen hatten, die alle Erinnerung so sehr verloren hatten, daß sie nicht einmal die Ihrigen mehr erkannten.

Du legst einem schönen Gesicht einen allzu hohen Werth bei! — Willst du dich von der Hinfälligkeit menschlicher Schönheit überzeugen; betrachte jenen Greis, der am Stabe einherschleicht! — Er war einst ein blühender Jüngling, dessen regelmäßige Gesichtszüge Hunderten das Urtheil abnöthigten, das ist ein schöner Mensch! Und sieh, nun durchzieht das Alter sein Gesicht mit Furchen — matt ist sein Auge, das sonst Feuer sprühte, dünn und weiß sein Haar, das sonst in dicken Locken über seine Schultern wallte! — Sieh diese abgelebte, Mitleid erregende Matrone! Sie war einst eine angebetete Schönheit, eine lachende Rose, die von hundert verliebten Schmetterlingen umgaukelt wurde! — Sie ist verwelkt, die prachtvolle Blume, und kaum findet man ihre Stätte mehr! — Zusammengeschrumpft ist nun die sonst so volle und blühende Wange — Runzeln liegen da, wo sonst Rosen prangten! — Nun schwankt sie mit schlotternden Knieen einher, die einst ganze Nächte hindurch auf Tanzsälen aus einem Arm in den andern flog! — Kann man den Spruch des weisen Salomo: „alles ist eitel!" Pred. 1, 2. irgendwo deutlicher lesen, als an der Person der Alten? —

Aber eben darum läßt sie der Weltenregierer unter jüngeren leben, damit diese unerfahrnen Weltbürger bei dem Anblick der Alten die Vergänglichkeit alles Irdischen um so deutlicher mögen einsehen lernen.

nen. Und unser eigenes Wohl heischt es, daß wir dieser wohlmeinenden Absicht auch entsprechen.

b) Doch an dem Beispiele der Alten sollen wir nicht nur die Vergänglichkeit des Irdischen, sondern auch die Folgen guter und böser Handlungen anschauen lernen. Viele sind zu kurzsichtig, um die Folgen ihrer Handlungen zu übersehen, und da öfters diese Folgen nicht gleich in die Augen springen, oder später eintreten, so wird mancher im Guten lau, und im Sündigen um so dreister; weil er am Ende sein warnendes Gewissen gar mit der tollkühnen Hoffnung einschläfert, daß Gott die Sünde gar nicht strafen werde; so wie mancher, der für sein Gutes augenblickliche und irdische Belohnung fodert, wähnt, daß Gott, weil er nicht auf der Stelle das Gute nach seiner irdisch gesinnten Erwartung belohnt, gegen Tugend und Laster gleichgültig seyn müsse, und dabei denkt oder sagt: „Was hilft es mir, daß ich meine Hände in Unschuld wasche?“ Ihr, die ihr bei diesen und ähnlichen Gesinnungen euch selbst betrügt, und über die Folgen euerer guten und bösen Handlungen falsch urtheilet, warum schaut ihr denn nicht eure abgelebten Mitwanderer an? An ihnen könnt ihr ja die Folgen und Wirkungen ihrer guten und bösen Handlungen so deutlich erkennen, und daraus lernen, was auch ihr von ähnlichen Handlungen zu fürchten oder zu hoffen habt. Sieh' dort jenen ehrwürdigen Greis, der bei seinem hohen

Alter doch noch so viele Kraft des Geistes und des Körpers besitzt, daß er manchen Jüngling beschämt, der mit einem durch wollüstige Ausschweifungen entnervten und siechen Körper umherschleicht! Frag' ihn, wem er diese seltene Kraft eines hohen Alters verdankt — und er wird dir es mit Entzücken sagen, daß selbe eine Folge eines mäßigen und ordentlichen Verhaltens in jüngeren Jahren sey. — Sieh' dort jenen Altvater im Kreise seiner Kinder und Enkel, wie sie wetteifern, ihm seine letzten Tage zu versüßen! — Sieh, wie Zufriedenheit und Wonne auf seiner Stirn so sichtbar sind! Höre, wie er mit ungeheucheltem Frohsinne von seinem nahen Ende spricht, und mit heiterem Auge ins offene Grab blickt! Frage seine Kinder, seine Enkel, warum sie so mit ganzer Seele an dem Greise hangen, warum sie seinen Wünschen zuvorkommen, und ihm die Lasten seines grauen Alters erleichtern; sie werden dir antworten: „Weil er uns zu Menschenfreunden bildete, und uns selbst mit Liebe regierte." Frage ihn nach der Quelle, woraus die Heiterkeit seiner Seele noch am Rande des Grabes fließt; er wird dir sagen: „Weil mich mein Gewissen nicht verdammt; weil ich kein unnützes Glied in der großen Kette der Dinge gewesen bin, und reichlich für die Ewigkeit ausgesäet habe, weil ich in meinen frommen Nachkömmlingen noch fortwirken, und selbst dann noch Gutes stiften werde, wenn meine Asche im Grabe ruhen wird! —

Betrachte aber auch dort jenen Alten, der keuchend und blaß wie ein Skelett daher schleicht! Die Hütte, die sein Geist bewohnt, ist eben so zerrüttet, als dieser niedergebeugt und trostlos ist. Frag' ihn: Woher diese Zerrüttung seines Körpers, diese Trostlosigkeit in seiner Seele? „Ach! — wird er dir mit einem erschütternden und tief aus der freudenleeren Brust geholten Seufzer sagen — das schleichende Gift meiner Jugendsünden fing zwar spät, aber um so schrecklicher an bei mir zu wirken! — Auch in diesem hohen Alter könnte ich noch mehr Geistes- und Körperkräfte besitzen, wenn ich nicht beide in meinen jüngern Jahren durch Thorheiten und Ausschweifungen zerstört hätte! Ich habe gegen mein eigenes Eingeweide gewüthet, und habe geflissentlich das Mark meines Körpers verzehrt!"

Dort wandelt ein abgehärmter Greis am Bettelstabe einher. Verzweiflung spricht aus seiner störrischen Miene. So mitleiderregend sein Anblick ist, so wird er doch mit bittern Vorwürfen vor vielen Thüren abgewiesen; sogar seine Kinder sind fühllos bei seinen Leiden, und versetzen seinem blutenden Herzen manchen tödtlichen Stoß. — Er würde sich tausendmal den Tod wünschen, wenn er ihn nicht fürchten müßte; mit dürren Händen klammert er sich noch an die Grube an, und will nicht hinab. — Ein sichtbarer Schauder ergreift seine Seele, wenn er von seinem Tode reden hört. Sieh, dieß sind die bitteren

Fol-

Folgen seiner vorigen Thorheiten und Sünden! Er war einst ein vermögender Mann, und hatte noch Uiberfluß; aber er war ein treuloser Haushalter, der die Gaben Gottes verschleuderte! — Sein Bauch war sein Gott! Er durchbrachte in der Schenke, am Spieltische und in den Armen feiler Buhldirnen sein Vermögen, ließ darüber seine Wirthschaft zu Grunde gehen, und brachte sich, sein Weib und seine Kinder an den Bettelstab. — Darum fluchen sie ihm jetzt, darum weisen viele diesen muthwilligen Sünder von ihren Thüren hülflos zurück. — Er leidet, was seiner Thaten werth ist — ihm wird mit dem Maße gemessen, mit dem er gemessen hat. — Auch er hat einst seinen grauen Aeltern das Blut vom alten Herzen gezapft, und selben den letzten tödtlichen Stoß versetzet! — Er ist in der Sünde grau geworden, hat seine Laufbahn mit Schandthaten bezeichnet, soll nun erndten und hat nichts als Unkraut ausgesäet; darum bebt er vor dem nahen Grabe, darum schaudert er vor dem Bilde des Todes zurück, darum graut ihm vor dem Augenblicke, wo er seine vernachläßigte Seele aushauchen soll. Lernen wir an ihm die Wahrheit recht einsehen, daß die Sünde der Leute Verderben sey, daß ihre Folgen, sie mögen früher oder später eintreten, die bittersten sind, und den Menschen in endloses Verderben stürzen.

Sehet, m. F., dieß sind die Pflichten, die Gott selbst, der Alte und Junge miteinander leben läßt,

von

von uns gegen Alte fodert! Wohl uns, wenn wir selbe nicht unerfüllt lassen, wenn wir dem Greise die schuldige Ehrerbietung zollen, wenn wir die Schwachheiten der Alten mit christlicher Gelassenheit ertragen, wenn wir an der Seite alter und erfahrner Leute immer weiser und besser werden, wenn uns ihr Beispiel immer mehr von der Vergänglichkeit des Irdischen überzeugt, und uns die Folgen der Tugend sowohl als des Lasters recht anschaulich macht, und uns zu jener ermuntert und von diesem zurückschreckt; dann haben wir dabei sehr viel gewonnen: wir haben den Grund zu einem frohen und glücklichen Alter gelegt, wenn wir es erreichen sollten. Und erreichen wir es auch nicht, so werden wir uns doch noch sterbend freuen, so gegen die Alten gehandelt zu haben. — Amen.

Am-

Am Sonntage nach dem Neuenjahre.

Text: Sobald sie abgereiset waren, erschien ein Engel des Herrn dem Joseph im Traume, und sprach zu ihm: „Mache dich auf, nimm das Kind und seine Mutter zu dir, und fliehe nach Egypten, und bleib daselbst bis auf weitere Nachricht; denn Herodes steht im Begriff, das Kind aufzusuchen, und umbringen zu lassen.“ Matth. 2, 13.

Viele entwerfen sich von dem Ehestande ein zu lachendes Bild, und vergessen dabei, daß er so wie jeder andere Stand seine Lasten habe. Nicht anders, m. Fr.! Hätte Gott den Trieb zur Fortpflanzung nicht mit so starken Reizen verbunden, und in die Natur des Menschen gepflanzt, so würde das Menschengeschlecht längst ausgestorben seyn. Wir zählen jetzt schon Hagestolze genug, die doch den Fortpflanzungstrieb empfinden, und durch selben zum ehelichen Leben aufgefodert werden; nehmen wir nun an, daß keiner den Geschlechtstrieb fühlte, wie schwer würde es uns erst da bei völlig ruhiger und kalter Ueberlegung werden, in einen Stand zu treten, der außer vielen anderen Beschwerlichkeiten auch noch durch Erzeugung und Erziehung der Kinder ein großes Maaß

von Mühseligkeiten enthält. Oder sind etwa keine Beschwerlichkeiten mit Erziehung der Kinder verbunden? Richtet einen aufmerksamen Blick auf die Aeltern des Kindes Jesu, und schon das muß euch diese Wahrheit anschaulicher machen. Das tugendhafte Paar lebte vorhin in aller Stille und Gemächlichkeit. Aber mit der Geburt ihres Kindes fieng auch die Epoche ihrer ehelichen Leiden an.

Als die zärtliche Mutter nach dem Verfluß ihrer Reinigungszeit ihren geliebten Säugling nach Jerusalem trug, kam ihr sogleich bei dem Eintritte in den Vorhof des Tempels der ehrwürdige Greis Simeon, ein gottesfürchtiger Israelit entgegen, und, voll des prophetischen Geistes, wandte er sich an die erhabene Wöchnerin, und sagte ihr: „Wisse, dieser Knabe wird einst vielen Israeliten zum Fall, vielen zum Auferstehn d. i. zum Heil gereichen. — Widerspruch wird er allenthalben finden, und etwas wird sich mit ihm ereignen, das dir dein Herz durchbohren wird, und dadurch werden viele gute und böse Gesinnungen der Menschen offenbar werden.“ Luk. 2. Die traurige Vorhersagung traf wirklich ein, und das gefühlvolle Mutterherz blutete häufig bei den herben Schicksalen ihres Kindes. Noch lag ihr unmündiger Liebling an ihrer jungfräulichen Brust; so mußte sie schon die herzzerreissende Nachricht hören, daß der herrschsüchtige Herodes nach dem Blute ihres Kindes lechze. Sie mußte nun auf die Ermahnung des Engels

gels eine eben so lange als beschwerliche Reise nach Egypten unternehmen, um das unschuldige Kind zu retten. Und so wie dieses göttliche Kind schon in der ersten Jugend seine Feinde hatte, so hatte es deren noch mehrere in seinem männlichen Alter — und die beste der Mütter mußte ihren Sohn, der der größte und beispielloseste Wohlthäter der Menschheit war, nach den heftigsten Blut-Peinen auf dem Schandholze des Kreuzes verbluten sehen. — Wer ist im Stande, die Schmerzen zu messen, die Maria ihres Kindes wegen leiden mußte?

Freilich fühlen nicht alle Aeltern bei der Erziehung ihrer Kinder so viele und große Beschwerlichkeiten, wie die Aeltern Jesu empfinden mußten; dem ohngeachtet aber bleibt die Erziehung der Kinder immer noch mit vielen Beschwerlichkeiten verbunden, und ich habe zu viel Achtung und Liebe für Aeltern, als daß ich ihnen bei ihren Beschwerlichkeiten nicht einmal etwas zu ihrem Troste sagen sollte. Es soll eben heute geschehen. Erstens will ich euch auf die Beschwerlichkeiten der Aeltern bei der Erziehung ihrer Kinder aufmerksam machen; und dann auch etwas anführen, was sie dabei trösten und aufrichten kann. Aeltern können aus meiner heutigen Rede Trost und Beruhigung ziehen; Kinder aber können daraus lernen, wie viel sie ihren Aeltern zu verdanken haben.

Erster Theil.

Die meisten Beschwerlichkeiten, die mit der Erziehung der Kinder verbunden sind, treffen im Anfange die Mutter bei der Geburt und Pflege der Kinder. Welchen Unannehmlichkeiten ist sie nicht schon in ihrer Schwangerschaft ausgesetzt! Wie muß sie sich nicht einschränken; auf wie viel, das sie sich sonst erlauben durfte, muß sie jetzt Verzicht thun, um den zarten Keim ihrer Leibesfrucht zu schonen! Kommt nun erst die Angststunde der Geburt — mit welcher Traurigkeit wird da ihre Seele erfüllt! Treten die Geburtsschmerzen wirklich ein, was muß sie da nicht empfinden, ehe sich das Kind ihrem Mutterschooße entwindet! Wie manche Mutter hat das Leben, das sie ihrem Kinde gab, mit dem ihrigen bezahlen müssen! —

Und welcher Pflege bedarf diese zarte Pflanze nicht, wenn sie nicht wieder hinwelken, und vergehen soll? Waß muß eine Mutter sich nicht alles gefallen lassen, die jene unnatürliche Erziehungsmethode verabscheuet, und die Säugung und Pflege ihres Kindes nicht fremden Personen überläßt? Während dem der Mann ruhig seinen Geschäften obliegt, oder sich den Ergötzlichkeiten überläßt, wartet die zärtliche Mutter ihres schwachen und hülfsbedürftigen Kindes. Jetzt fliegt sie von einem Geschäfte weg, eilt dem dürstenden Lieblinge zu, und reicht ihm die Nahrung, die

ihr

ihr die Natur für ihn gegeben hat. — Jetzt trägt oder wiegt sie ihn auf ihren Mutterarmen, bis sie selben in einen sanften Schlaf eingelullt hat. — Jetzt ist sie mit dessen Reinigung beschäftiget. — Und hat sie so im Dienste dieses ihres Kindes beinahe den ganzen Tag zugebracht, und rastlos ihre Kräfte erschöpft, so sehnt sie sich nach der nächtlichen Ruhe; aber auch in dieser wird sie durch das Wimmern des Kindes gestört. — Gott, wie oft und gern reibt sie für ihr Kind den Schlaf von ihren Wimpern! Wie oft verursacht es ihre mütterliche Sorgfalt, daß es ihr im Schlafe vorkömmt, als ob sie das Kind wimmern hörte, wenn es gleich wirklich schläft und schweigt! Und so durchwacht sie manche schlaflose Nacht, steht auf, ohne hinlängliche Ruhe genossen zu haben, und beschäftiget sich wieder mit dem Kinde, das ihr die nächtliche Ruhe entzog.

Sobald sich der junge Weltbürger auf der Erde blicken läßt, umlagern ihn unnennbare Gefahren. — Hier drohen ihm Gefahren des Leibes, dort Gefahren der Seele. Wie leicht kann das Kind, das diese Gefahren gar nicht kennt, selben entgegen gehen, statt ihnen auszuweichen! Wie leicht kann seine Gesundheit vergiftet, seine Unschuld gemordet werden. Und welch ein tödtlicher Stoß wäre das für das gute Aelternherz! Um ihr Kind vor allen diesen Gefahren zu sichern, um es an Geist und Körper gesund zu erhalten, welche Sorge, welche Angst kostet das die

guten

gulen Aeltern nicht! Und wenn das Kind bei aller ihrer Sorgfalt und Pflege doch krank wird, wenn es nun schmerzvoll vor ihren Augen da liegt, wimmernd und krampfhaft die Hände um Hülfe emporfaltet — wenn die Krankheit immer mehr und mehr überhand nimmt und gefährlicher wird: — Gott! wer nennt uns den namenlosen Schmerz der gebeugten Aeltern. Da stehen sie nun mit zerrissenen Herzen bei dem Schmerzenlager des armen Geschöpfes, das Bein von ihren Beinen, Blut von ihrem Blute ist. Jeder Schmerz, den der leidende Liebling äußert, zuckt in jeder Nerve der gefühlvollen Aeltern schmerzhaft wieder. — Wie gern möchten sie ihm mit ihrem Blute helfen, und können ihm doch nicht helfen! Wie härmen sie sich darüber ab, wie untergräbt dieser Harm die Gesundheit der mitfühlenden Aeltern! —

Doch nehmen wir an, daß Kinder ohne schwere Krankheit aufwachsen, wer weiß es nicht, daß mit ihnen auch die Sorgen der Aeltern wachsen. Je größer die Kinder werden, um so mehr verlangen sie, um so mehr Aufwand wird erfodert, um so mehr häufen sich der Aeltern Sorgen. Darum pflegt man auch zu sagen: „Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen" Die Zahl der Kinder wird vermehrt, es wird mehr zu ihrem Unterhalte erfodert als sonst: und doch sind die Einkünfte der Aeltern nicht größer als vorhin, da sie noch wenigere und kleinere Kinder hatten, die nicht so viel

Auf-

Aufwand foderten; ja die Einkünfte sind wohl durch Unglücksfälle jetzt noch geschmälert worden. — Wie greifen da die Nahrungssorgen das Herz der Aeltern an! Die guten Aeltern stehen lange vor dem Aufgange der Sonne auf, und legen sich lange nach ihrem Untergange erst zu Ruhe. — Sie dulden Hitze und Kälte, und lassen sichs sauer werden, um nur ihren Kindern den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. — Sie möchten sich manchmal gerne was zu gute thun, und sich einen guten Tag machen; aber es thut ihnen wehe, daß sie ihren Kindern etwas entziehen sollen; sie darben lieber, als daß sie ihre Kinder sollten darben lassen; sie tragen lieber ein schlechteres Gewand, damit es nur ihren Kindern nicht an nöthiger Kleidung fehle; sie nehmen lieber mit einer schlechten Kost vorlieb, damit sie nur die Kinder um so gewisser und besser möchten sättigen können.

So stehen nun viele Aeltern mit Nahrungssorgen auf, und legen sich mit Nahrungssorgen nieder. Am Tage erschöpfen sie ihre Kräfte für ihre Kinder, und des Nachts liegen sie oft schlaflos auf ihrem Lager, und denken ernstlich darüber nach, wie sie ihre Kinder einst versorgen sollen. Wie manche Aeltern denken blos darum mit schwerem Herzen an ihren Tod, weil sie ihre Kinder noch nicht versorgt haben. Habt ihr es nicht schon aus dem Munde dieses Vaters oder jener Mutter gehört: „Ach, wenn ich nur meine Kinder versorgt hätte, dann möchte mich Gott immer hin-

hinwegnehmen!" Und was lassen sichs die guten Aeltern nicht kosten, um ihre Kinder noch vor ihrem Ende zu versorgen! Wie viel Kummer macht ihnen die Versorgung nicht! In welche marternde Verlegenheit gerathen nicht schon manche Aeltern, ehe sie nur in der Wahl der künftigen Bestimmung ihrer Kinder mit sich einig werden! Und entscheidet endlich die Anlage und die Neigung der Kinder selbst den Stand, und fodert es dieser, daß sie das väterliche Haus verlassen, und unter fremden Leuten leben müssen, was empfindet das besorgte Herz der Aeltern, wenn sie dieses oder jenes Kind von sich entlassen! Mit welchem angstvollen Gefühle drücken sie das scheidende Kind ans liebende Herz! Da wird ihre Seele von diesen und ähnlichen folternden Zweifeln umhergetrieben: „Wie wird es meinem Kinde unter fremden Leuten ergehn! — In welche Hände wird es gerathen! — Vielleicht entreißen ihm lieblose Menschen manche Thräne! — Vielleicht wünscht es sich oft mit blutendem Herzen in die Arme seiner Aeltern zurück! — Vielleicht verschließt es manchen Kummer in seinem kindlichen Herzen, um uns nicht zu betrüben! — Vielleicht wird es gar von bösen Menschen verführt, vergißt die guten Lehren, die wir ihm eingeflößt haben, und kommt einst an Geist und Körper verdorben zurück, und lebt uns zur Schande und zum Schmerz!" — Selbst dann, wenn Aeltern ihre Kinder verheirathen, und — nach der gewöhnlichen Sprache — versorgen, ist ihr Herz nicht kummerfrei.

Redet, Aeltern, wie ist es euch ums Herz, wenn die wichtige Stunde für euere Kinder schlägt, wo sie aus dem väterlichen oder mütterlichen Hause zum Altar gehen, und das Band der Ehe knüpfen sollen? O, die Thränen, die dann über euere Wangen fließen, wenn ihr euere Kinder segnet, die sagen es laut genug, wie bekümmert euer Herz um das Wohl eueres Kindes ist; diese Thränen sagen es laut, wie manche bange Sorge auch bei der vorsichtigsten Wahl an euerem Herzen nagt. — Mitten unter den hochzeitlichen Freuden gießt der Gedanke: „Wird wohl mein Kind nicht Ursache haben, diesen wichtigen Schritt zu bereuen? — wird es nicht vergebliche Thränen auf das Band weinen, das es heute am Altare geknüpfet hat"? — Wermuth in den Kelch der Freude.

Leidet nun das Herz der Aeltern schon so viel, wenn sie ihre Kinder bis zur wirklichen Versorgung erzogen haben; wer nennt uns erst den Schmerz, den Aeltern empfinden, wenn sie auf das Sterbebette geworfen werden, ehe sie ihre Kinder versorgt haben! — Wenn Aeltern da liegen und es fühlen, daß sie von ihrem Krankenlager nicht mehr aufstehen werden — wenn sie es fühlen, daß sie ihrer Auflösung nahe sind, wenn sie an ihrem Sterbebette das Häufchen ihrer noch unversorgten Kinder erblicken — wenn sie es sehen, wie sie die Hände gen Himmel erheben, und vergebens um Verlängerung des Lebens ihres Vaters, oder ihrer Mutter flehen — wenn sie es hören, wie sie als bal-

dige Waisen trostlos jammern — wie schwer müssen solche Aeltern sterben! — welche Zentnerlast mag auf ihrem sterbenden Herzen liegen! Nein, der Schmerz solcher Aeltern läßt sich nicht beschreiben, sondern nur empfinden!

Ein eben so bitteres Loos für Aeltern ist es, wenn ihre Kinder früher noch als sie, diese Welt verlassen müssen. Grämt sich doch schon der Gärtner, wenn er das Bäumchen, das seine Hand gepflanzt und gezogen hat, in seiner schönsten Blüthe vom Sturm zerknickt dahin welken und sterben sieht; was muß nicht erst das Herz der Aeltern empfinden, wenn sie das Kind, dem sie das Leben gegeben, das sie so sorgfältig gepflegt haben, vor ihren Augen dahin sterben sehen! Wie manche bittere Thräne werden sie in den Todesschweiß des sterbenden Kindes fallen lassen! Und wenn es geendet hat, wenn die Leiche so da liegt vor ihren Augen, wird sich ihnen da nicht der Gedanke unwillkührlich aufdringen: „Da liegt nun meine Hoffnung, meine Freude zerstört! Dieses Kind sollte einst der Stab meines matten Alters seyn, und nun hat ihn die kalte Todeshand zerbrochen! — Dieses Kind sollte mir einst mit dankbarer Hand meine Augen zudrücken, und nun hat es die seinigen auf immer geschlossen! Diese Wunde, die der Tod ihres Kindes ihren Herzen schlägt, blutet immer von neuem wieder, so oft sie den Grabhügel sehen, der die Hülle des entrissenen Lieblings deckt.

Kinder, habt ihr es wohl jemals schon ernstlich überdacht, wie viel ihr eueren Aeltern kostet, welche Beschwernisse sie bei eurer Erziehung und Versorgung zu überstehen haben? Und habt ihr das, wie könnet ihr so schändlich gegen sie handeln, und ihnen ihre Beschwernisse, die ihr ihnen macht, mit Undank lohnen? Giebt es ein schwärzeres Laster, als dieses ist? Ihr schändet die Natur des Menschen an euch; ihr handelt dem natürlichen Triebe der Liebe gegen Aeltern, den die Hand des Schöpfers in euer Herz gepflanzet, ganz entgegen, und brandmarket euch mit Schande. Wie könnt ihr wohl so grausam gegen diese euere ersten und größten Wohlthäter seyn? Wie könnt ihr denen das Leben verbittern, die es euch gegeben haben? Wie könnt ihr den Augen Thränen entreissen, die so lange mit unbeschreiblicher Sorgfalt über euch gewacht haben? Wie könnt ihr jenen Herzen Seufzer erpressen, die euch so zärtlich lieben? Habt ihr etwa schon selbst wieder Kinder, oder solltet ihr späterhin erst Aeltern werden, was würdet ihr da von eueren Kindern fodern? Wenn sie euch euere Sorgfalt und Mühe, euere schlaflosen Nächte, euere zärtliche Liebe mit Undank vergelten, würde da euer Herz nicht bluten? Würdet ihr euch nicht über ihren Undank beschweren? Aber warum handelt ihr jetzt eben nicht anders gegen euere Aeltern? Soll euch nicht von eueren Kindern mit dem Maße gemessen werden, mit dem ihr jetzt euern Aeltern messet? Oder glaubt ihr, daß der gerechte Vergelter im Himmel eueren Undank

ungeahndet lassen wird? Zittert ihr nicht vor dem Fluche, mit dem er bösen Kindern droht? Könnt ihr ohne Vermessenheit jenen Segen erwarten, den Gott guten Kindern verheißen hat? Getraut ihr euch, ruhig bei dem Grabe eurer Aeltern vorüber zu gehen, die ihr durch eueren Undank, wenn gleich nicht auf einmal unter die Erde gebracht habt? Werdet ihr einst ihren Anblick vor dem Richterstuhle des Weltenrichters ertragen können?

O Kinder! ist euch euer zeitliches und ewiges Wohl lieb, so handelt dankbar gegen eure Aeltern, denen ihr so viel schuldig seyd. Folgt dem Zurufe Sirachs, und „höret euren Vater, und folget ihm, damit es euch wohl gehe; denn der Herr gab dem Vater die Herrschaft über seine Kinder, und der Mutter die Macht über ihre Söhne.“ 3, 1. 2. Diese Folgsamkeit ist mit so großem Segen verbunden; denn wer seinen Vater ehrt, wird Vergebung seiner Sünden erhalten; und wer seine Mutter hochachtet, der sammelt Schätze. Wer seinen Vater ehrt, der wird Freude haben an seinen Kindern, und wenn er betet, wird er erhört werden. Wer seinen Vater hochachtet, der wird lange leben; wer seine Mutter ehrt, macht sich um Gott verdient. 4, 5. Und wie könnte euch die Erfüllung dieses Gebots schwer fallen? Ein

Knecht dient seinem Herrn, weil er Kleidung und Nahrung von ihm erhält; ihr Kinder erhaltet von eueren Aeltern nicht allein Nahrung und Kleidung, sondern ihr habt ihnen nach Gott euer Daseyn, euer Leben, eure geraden Glieder, euere Gesundheit, euere Erziehung, die mit so vielen Beschwernissen verbunden ist, zu verdanken. Wäre es nun nicht Schande und unverzeihlicher Undank von euch, wenn ihr euern Aeltern nicht mit noch größerer Bereitwilligkeit und mit mehr Fleiß dienen möchtet, als ein erkaufter Sklav oder ein gemietheter Knecht seinem Herrn dient! (V. 7.) O so seyd dankbar gegen eure Aeltern, und sucht euch durch Erkenntlichkeit ihren Segen zu erwerben; denn der Segen des Vaters befestigt die Häuser der Kinder, und der Fluch der Mutter reißt ihre Wohnungen nieder. (V. 9.) Hier habt ihr Segen und Fluch vor euch, kann euch die Wahl noch schwer fallen? Ich denke, nein!

Nun will ich euch, liebe Aeltern, im zweiten Theile meiner Rede auf das aufmerksam machen, was euch bei den Beschwernissen der Kindererziehung aufrichten kann.

Zweiter Theil.

So wie wir es überhaupt eingestehen müssen, daß Gottes Vorsehung uns den beschwerlichen Pilger-

weg

weg durch dieses Erdenleben mit manchen Blumen bestreuet und angenehmer macht, so geschieht das auch in einzelnen Fällen, und insbesondere bei dem beschwerlichen Geschäfte der Kinderziehung. So viel Unannehmlichkeiten und Beschwerden mit selbem verbunden sind, so finden aber doch auch Aeltern dabei genug, was ihnen zur Aufrichtung dienen kann.

Das kann aber freilich nur von jenen Aeltern gesagt werden, die es nicht an der Erfüllung ihrer Aelternpflichten fehlen lassen. Es ist betrübt, wenn Aeltern viel Herzeleid an ihren Kindern erleben, an welchem sie selbst Schuld sind. Wenn Aeltern ein verkrüppeltes Kind vor ihren Augen herumkriechen sehen, das wegen ihrer schlechten Aufsicht zum Krüppel geworden ist — wenn sie ihren Kindern, wie der alte Heli seinen Söhnen, verschiedene Unarten und Ausschweifungen durch die Finger sehen (Sam. 2. und 3.) und das Laster derselben nicht schon im Keime ersticken, sondern reif werden lassen — wenn ihnen dann Kinder Schande und Spott zuziehen — wenn sie als sittenlose Menschen den Haß und Fluch Anderer über sich und ihre Aeltern bringen — wenn Aeltern durch eine liederliche Wirthschaft sich und ihre Kinder an den Bettelstab bringen, und die unglücklichen Kinder, unversorgt sich kümmerlich unter fremden Leuten forthelfen müssen; oder wenn sie ihre Kinder, wer weiß aus welcher niedrigen Absicht, zu einer Heyrath nöthigen, die dann misver-

gnügt der Stunde ihrer Vermählung und ihren eigensinnigen eigenliebigen Aeltern fluchen — solche Aeltern haben freilich wenig, was sie bei ihren Beschwernissen aufrichten könnte.

Aber Aeltern, die thun, was sie können und sollen, die ihre Vater- und Mutterpflichen recht pünktlich erfüllen, und alles leisten, was nur immer gute und gottesfürchtige Aeltern ihren Kindern leisten sollen, diese finden gewiß manches, was sie, bei allen Beschwernissen der Kindererziehung, wieder aufrichten kann.

a) Das thut schon der große Gedanke: „Gott hat es so geordnet, und uns zur Erziehung unserer Kinder bestimmt.“ Wenn der Landesfürst einen aus uns zur Ausführung eines Plans wählen möchte, wie sehr würde diese Wahl unserer Ehrbegierde schmeicheln! Würden wir da nicht alle unsere Kräft aufbieten, würden wir nicht allen Beschwernissen, die mit der Ausführung des uns anvertrauten Geschäftes verbunden sind, muthig entgegen trotzen? Würde nicht schon der Gedanke: „Der Landesfürst hat dich gewählt, und dich vor Andern zu diesem Geschäfte bestimmt, unsere Kräfte stählen, und uns die Ausführung des anvertrauten Geschäftes, so schwer es auch seyn möchte, erleichtern?“

Und sollten sich denn Aeltern bei dem großen Geschäfte der Erziehung ihrer Kinder dadurch weniger gestärkt und aufgemuntert fühlen, wenn sie denken: „Gott, der Welten regiert, hat dich zum Werkzeug seines großen Regierungsplans erwählt! — Du sollst die edelste Klasse seiner sichtbaren Geschöpfe, die Menschen, fortpflanzen helfen! — Du sollst taugliche Bürger für die menschliche Gesellschaft, und einst auch für den Himmel erziehen! — Welche Ehre für mich, daß der Ewige mich vor Andern zu einem so wichtigen Werkzeuge gewählt hat!" Ja, Aeltern, diese Wahl muß euch mit einem heiligen Stolze erfüllen; diese Wahl kann und soll euch Muth einflößen, allen Beschwernissen, die mit dem Erziehungsgeschäfte verbunden sind, tapfer zu trotzen. Der Gedanke: Der Allwissende, der meine Kräfte kennt, würde mir das Erziehungsgeschäft der Kinder nicht aufgetragen haben, wenn ich selbes nicht auszuführen im Stande wäre; — dieser Gedanke vertreibe von euch jedes sträfliche Mistrauen in euch selbst, das so manchmal die Aeltern lau in Erziehung ihrer Kinder macht. Saget euch demnach recht oft: „Der mir die Last, Kinder zu erziehen, aufgetragen hat, wird mir selbe auch tragen helfen."

Und das thut Gott in der That. Immer sucht er die Aeltern für die Beschwernisse, die sie hie und da bei der Erziehung ihrer Kinder fühlen, wieder schadlos zu halten.

Du, gute Mutter, fühlst freilich manche Unannehmlichkeit selbst dann schon, wenn du das Pfand der ehelichen Treue noch unter deinem Herzen trägst. Dir bangt bei der Herannäherung deiner Gebährstunde, und du fühlst bei deiner Entbindung Schmerzen, die kein gebährendes Thier empfinden mag; aber wie groß ist deine Freude, wenn du endlich das Geschöpf erblickest, das vorhin in deinem Leibe verschlossen war. Vergissest du nicht, nach dem Ausspruche Jesu, alle Schmerzen über die Freude, daß du einen Menschen zur Welt geboren hast? Joh. 16, 21. Wie froh athmet das gepreßte Herz deines Gatten, der kurz zuvor in die tiefste Trauer versenkt war, weil er um das Leben zweier geliebten Gegenstände, nämlich seines Weibes und dessen Leibesfrucht, besorgt war. Aeltern, wer nennet uns euere Vater- und Mutterfreuden, wenn ihr nun ein gesundes und gliedganzes Kind vor euch erblicket. Wie hoch schlägt euer Aelternherz vor Freude, wenn ihr bedenket, daß ihr einem Geschöpfe das Daseyn gabt, welches in der sichtbaren Schöpfungsreihe oben ansteht, weil es das Ebenbild des Schöpfers an sich trägt! Dich, zärtlich liebende Mutter, kostet dein schwacher Säugling freilich viele Mühe und Plage, du mußt dir manche Unannehmlichkeiten gefallen lassen; aber der Schöpfer selbst hat dir ja eben zur Erleichterung dieser Mutterpflichten mehr Geduld, Sanftmuth und Neigung zu deinen Kindern und Beharrlichkeit gegeben als dem Vater; freilich kann dir der kleine

Liebling für alle deine Mühe und Plage nichts vergelten; aber er darf nur einmal vom Mutterschooße freundlich zu dir hinaufläcHeIn, so fühlst du dich belohnt genug — sein Lächeln erheitert deine Stirn, wenn sie sich ja wirklich durch anhaltende Plage zu verfinstern angefangen hätte.

Guter Vater! Die Ernährung deiner Kinder kostet dich freilich viele Mühe und Plage; oft quillt der Schweiß häufig unter der Arbeit über deine erhitzten Wangen herab; oft, wenn du unter der Last deines Tageswerkes beinahe erliegest, und begüterte Müssiggänger bei dir vorübergehen siehst, die sich an voller Tafel fett gemästet haben, wandelt dich die Lust an, mit der Vorsehung zu hadern, und über die Härte deines Schicksals zu murren — da wird dir die Erfüllung deines Berufs erst recht schwer; aber wenn du denkest, ich arbeite für meine Kinder die mich lieben, die zu Hause gewiß aus Sehnsucht öfters die Mutter fragen, ob der liebe Vater bald zurückkehren werde; sage, ob dieser Gedanke nicht deine schwindenden Kräfte stählt; ob er dich nicht mit der Vorsehung aussöhnet; ob er dir dein Schicksal nicht versüßt? Und wenn endlich die Feyerstunde schlägt, wenn du von der Arbeit nach Hause kömmst, findest du in dem Kreise deiner Kinder nicht Ersatz für alles, was dir vielleicht noch abgehen mag? Bist du nicht beneidenswerther, als mancher kinderlose Fürst auf seinem Throne? Hast du die Last des

Tages und der Hitze getragen, so findest du unter deinem freundlichen Dache Schatten und Erquickung. Die Abendkühle kann dem müden schweißbeträufelten Wanderer nicht angenehmer seyn, als dir die Erholung ist, die du im Schooße deiner Lieben genießest! — Hängt bei deinem Eintritte in den kleinen Zirkel eine Wolke über deiner Stirn; so wird sie aufgeheitert durch den frohen Willkomm, mit welchem du aufgenommen wirst. — Die Kleinen lallen den süßen Vaternamen, und umklammern deine Kniee, die Größeren bemühen sich, dir das Werkzeug abzunehmen, womit du ihnen Brod verdientest, und küssen dankbar die Hand, die für sie gearbeitet hat. — O wahrlich, kein Lohn kann süßer, keine Erholung stärkender seyn, als die, die du in diesem traulichen Zirkel genießest! Hier siehst und fühlst du, für wen du gearbeitet hast, und freuest dich der Werke deiner Hände um so inniger, je werther dir diejenigen sind, welche die Frucht derselben genießen werden. In ihrer Mitte findest du Ruhe und Abspannung von des Tages drückenden Geschäften. Hast du außer dem Hause mit Leuten zu thun, die dich verkennen, und schief beurtheilen; in der Mitte deiner Kinder giltst du so viel, als du werth bist, und ehe noch darüber; ihre Achtung, die sie für dich fühlen, ersetzt dir doppelt, was die Welt dir versagt, und wieder ausgesöhnt kehrst du in die Gesellschaften der Menschen zurück. Und dabei hast du nicht zu fürchten, daß der täglich wiederholte Genuß der Freuden, die dir deine Kinder gewähren, dich

zuletzt gleichgültig dagegen machen, oder ihren Werth in deinen Augen verringern möchte! Je mehr du dich daran gewöhnest, und je eifriger du darnach strebest, je mehr Neuheit und Reiz werden sie in deinen Augen erhalten, und du wirst es aus deiner eigenen Erfahrung lernen, daß dabei weder an Mangel, noch an Uiberdruß zu denken ist.

Vater! Mutter! Kannst du es nun läugen, daß dich Gott für die Beschwernisse, die mit der Erziehung der Kinder verbunden sind, reichlich schadlos hält? Liebe Aeltern, ihr wäret unbillig gegen die Vorsehung, wenn ihr fodern möchtet, daß euch euere Kinder gar keine Mühe kosten sollen! Wo wird uns wohl etwas in der Welt ohne alle Mühe zu Theil? Heischt nicht die Erwerbung jedes Guten Beschwerde? Wie sauer lassen sichs nicht viele Menschen um dieses oder jenes hinfällige Erdengut werden, das doch dem Glücke: gute Kinder zu haben, am Werthe weit nachstehet! Kinder sind die köstlichsten Schätze, mit denen uns der Himmel beschenken kann. Das sah schon Cornelia, die berühmte Mutter der Grachen, ein. Als sie von einer Dame ersucht wurde, ihr ihre Kleinodien zu zeigen, führte Cornelia mit einem rühmlichen Stolze ihre gutgezogenen Kinder vor, und mit sichtbarer Mutterfreude sagte sie: „Dieß sind meine Kleinodien!" Ja wohl sind gute Kinder unschätzbare Kleinodien für Aeltern. Dieß behauptet Sirach, und sagt: „Wer seinem Sohne eine gute Erzie-

ziehung giebt, der wird Vortheile von ihm ziehen, und im Kreise der Bekannten sich seiner rühmen können. Wer seinen Sohn unterrichtet, der macht seinen Feind eifersüchtig, und freuet sich seiner bei Freunden." Sir. 30, 2. 3.

Ein gut gezogener Sohn, eine wohlunterrichtete Tochter kann euch, liebe Aeltern, bald in der Wirthschaft an die Hand gehen, durch Arbeit nützen, und durch tadelloses Betragen Ehre machen. Euere Feinde wünschen euch Schmerz und Schande. Wenn ihr aber gut gerathene Kinder habt, welche euch Freude und Ehre machen, so werden sich eure Feinde darüber kränken, und euch darum beneiden. Aber euere Freunde werden sich mit euch über euere wackeren Kinder freuen, und euch dazu Glück wünschen. Voll warmer Theilnahme werden sie ausrufen: „Selig ist der Leib, der solche Kinder getragen, selig sind die Brüste, an denen solche Kinder gesogen haben!" Luk. 11, 27. Beneidenswerth sind die Aeltern, die solche liebenswürdige Kinder haben! Wie hoch muß euer Aelternherz vor Wonne schlagen, wenn ihr bemerket, wie euere Kinder, gleich dem Kinde Jesus, immer vollkommener werden, so, daß sowohl ihre äußerliche Person, als auch ihre Einsichten, und ihr angenehmes Betragen ihnen das Wohlgefallen Gottes, und aller Menschen Achtung erwerben! Luk. 2, 52.

Wenn jene kommen, mit denen euere Kinder in nähere Verbindung getreten sind, und dankbare Thränen auf jene Hände weinen, die ihnen so gute Menschen gezogen haben, welche Wonne muß da euer Aelternherz durchströmen! Wie gerne werdet ihr da alle Mühe und Beschwernisse vergessen, die euch die Erziehung euerer Kinder gekostet hat; wie der Gärtner so gern die Mühe und Pflege vergißt, die ihm ein Bäumchen gekostet hat, wenn er selbes schöne und reichliche Früchte tragen sieht!

Selbst jene, sonst freudenleeren Jahre des Greisenalters, von welchen so viele sagen: Sie gefallen mir nicht, werden euch euere Kinder angenehmer machen. Wenn die Welt wenig oder gar keine Freuden für euere abgestumpften Sinne mehr haben wird, werden euch euere Kinder noch Freude machen; jene, die ihr so oft auf eueren Armen getragen, werden euch unter die Arme greifen; jene, die ihr in ihren ohnmächtigen Kinderjahren so sorgfältig verpflegt, werden der Stab eueres kraftlosen Alters seyn.

Noch mehr! Euere gut gezogenen Kinder werden euch sogar die sonst so bittere Todesstunde versüßen. Welcher Sterbende, in dessen Brust das Gefühl für Ehre nicht ganz getödtet ist, wird nicht wünschen, daß doch sein Andenken nach dem Tode im Segen bleiben möchte? Und wer hat mehr Grund das zu

hof-

hoffen als Aeltern, die gut erzogene Kinder hinterlaſſen? Solche Aeltern ſterben, und es iſt, als wenn ſie nicht todt wären, denn ſie hinterlaſſen ihr Ebenbild. Sirach 30, 4. Sie leben in ihren wohlerzogenen Kindern fort, denn ſie ſind die Erben und das Bild ihrer Tugenden, wie ſie die Erben und Beſitzer ihres Vermögens ſind. Mag die blinde und parteyiſche Welt euere Verdienſte verkannt haben, in eueren Kindern, die ihr hinterlaſſet, wird ſie euch mit unbefangenem Auge erkennen. Sirach. 11, 28. Das Betragen eurer Kinder wird zeigen, welche Grundſätze ihr ihnen eingeflößt, und welches Beiſpiel ihr ihnen gegeben habt; weil Kinder gewöhnlich ſind, ſo wie ihre Aeltern waren; denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Freilich ſterben jene Aeltern doppelt ſchwer, die ſterbend von dem Gedanken gefoltert werden: „Ich hinterlaſſe Kinder, die ungerathen ſind, die ſich nicht ernähren können, die meine Güter nicht wohl gebrauchen, und mir noch im Grabe Schande machen werden.“ Pred. 2, 18. Aber, ihr guten Aeltern, die ihr verſtändige und tugendhafte Kinder hinterlaſſet, ihr könnt ruhig ſterben! So wie ihr euch im Leben über euere gutgezogenen Kinder erfreut, ſo werdet ihr euch im Tode um ſelbe nicht bekümmern; ihr dürfet um das Wohl ihres Hauſes nicht beſorgt ſeyn, denn ſie werden es wider Feinde ſchützen, und die vortheilhafteſten Verbindungen mit Freunden fortſetzen. Sirach

30, 5. 6. Ihr werdet noch lange in euern Kindern fortleben und fortwirken: sie werden euere Tugenden, die sie von euch geerbt, auf die spätesten Nachkömmlinge fortpflanzen. Ihr werdet aus jenen seligeren Gefilden mit Wonne auf sie herabsehen. Und wer nennet uns jenes unbeschreibliche Vergnügen, das euer Herz beim Wiedersehen in jener bessern Welt durchströmen wird, wenn Engel und Verklärte euch mit Dank Vater und Mutter nennen, und euch der Ewige seinen Beifall schenken wird, daß ihr ihm Bürger für den Himmel gezogen habt?

Ich will hier abbrechen, weil ich euch, liebe Aeltern, das Wesentlichste, was euch bei den Beschwernissen der Kindererziehung aufrichten und trösten kann, nach meinen Kräften vor Augen gestellt habe. Nur muß ich euch, ehe ich schließe, noch freundschaftlich warnen, daß ihr euch das, was euch bei der beschwerlichen Erziehung euerer Kinder trösten und aufrichten könnte, nicht selbst raubt. Und das würde geschehen, wenn ihr eure Kinder an Geist und Körper vernachläßigen, und ihnen keine gute Erziehung geben möchtet. Dann wäret ihr aber auch weit unglücklicher, als hundert Andere, die keine Kinder haben. Denn was nützen noch so viele Kinder, wenn sie nicht gut erzogen sind? Sie werden euch nur das Leben verbittern, Schande und Verdruß verursachen, und euch oft den unnatürlichen Wunsch abnöthigen: „O daß ich nie Vater, Mutter geworden wäre!"

Ich wüßte nicht, was ich von euch denken sollte, wenn ihr euch über ungezogene und gottlose Kinder freuen könntet! Schon Sirach hat euch über diesen Punkt die Warnung mitgetheilt: „Freue dich nicht über gottlose Söhne; vermehrt sich ihre Zahl, so frohlocke nicht darüber, wenn sie nicht gottesfürchtig sind. Verlaß dich nicht auf ihr Leben, und sieh nicht auf ihre Menge, denn es ist besser Ein (frommes) Kind als tausend (gottlose), und ohne Kinder sterben, als gottlose Kinder haben. Sirach 16, 1. 2. 3.

Folget dem wohlgemeinten Zuruf des Apostels: „Ihr Väter (Mütter), macht eure Kinder durch unzeitige Strenge nicht schlimmer, sondern gebet ihnen Unterricht und eine christliche Erziehung.“ Eph. 6, 4; und Gott wird euch die Beschwernisse und Unannehmlichkeiten die mit dieser Erziehung verbunden sind, dies- und jenseits des Grabes reichlich lohnen. Amen.

Am ersten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text: Seine Mutter sprach zu ihm: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich unter großer Angst gesucht.“ Luk. 2, 48.

Schon unter Menschen der grauen Vorzeit war es eine anerkannte Wahrheit, daß mit Liebe immer mehr als mit Gewalt, Härte und Ungestüm ausgerichtet werde. Um diese Wahrheit mehr zu versinnlichen, erzählten die Alten folgende Fabel. Wind und Sonne warfen einst die Streitfrage auf: wer von beiden wohl stärker und mehr auszurichten vermögend sey? Ein Wanderer, der in einen Mantel eingehüllet daher ging, mußte zur Entscheidung des Streites dienen. Wer von beiden den Wanderer zuerst nöthigen würde, seinen Mantel abzulegen, sollte für den Stärkeren und mehr Vermögenden erklärt seyn. Nun fieng der Sturmwind fürchterlich zu sausen und zu toben an, und hoffte dadurch dem Wanderer seinen Mantel zu entreißen; allein je mehr er sauste und tobte, je fester hüllte sich dieser in seinen Mantel ein. Darauf warf die Sonne ihre warmen Strahlen auf

den Wanderer, und bald legte er den Mantel ab. Die Wahrheit, die die Alten durch die Fabel lehren wollten, wird durch tausend Fälle in der Welt, besonders aber bei der Kinderzucht bestätigt. Wo bei der Kindererziehung die Liebe regiert, da zeigen sich immer beseligendere Früchte, als wo Gewalt, Ungestüm und Härte herrscht.

Gewiß war Maria, die Mutter des Welterlösers, von dieser Wahrheit fest überzeugt, darum machte sie sich selbe bei der Erziehung ihres Kindes zur heiligen Richtschnur. Die sanfte gute weibliche Seele regierte ihr Kind mit der zärtlichsten Mutterliebe. Einen Beweis hievon liefert uns die abgelesene evangelische Geschichte.

Das zwölfjährige Kind Mariens blieb ohne Wissen seiner Aeltern in Jerusalem. Die guten Aeltern dachten, es wäre bei der übrigen Reisegesellschaft, welche um der Sicherheit willen meistens sehr zahlreich war. Aber welche Angst bemächtigte sich ihres Herzens, als sie am Abende nach ihrer ersten Tagreise ihr geliebtes Kind an dem Orte vermißten, wo die Reisegesellschaft übernachten wollte! Vergebens suchten sie den vermißten Liebling unter ihren Verwandten und Bekannten. Sorgenvoll kehrten sie nach Jerusalem zurück, um ihn zu entdecken. Drei Tage hatten sie schon vergeblich gesucht; endlich wurden sie ihn in dem Vorhofe des Tempels gewahr, wo er ei-

nen Platz unter den öffentlichen Lehrern eingenommen hatte. Wie mancher Vater oder Mutter würde in einem ähnlichen Falle mit Ungestüm über ihr Kind hergefahren seyn! Aber Maria fuhr ihren Sohn nicht an, stürmte nicht mit Schelten und Drohungen auf ihn los, sondern redete ihn mit mütterlicher Sanftmuth an: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich unter großer Angst gesucht!“ Welch ein schönes nachahmungswürdiges Beispiel für euch, liebe Aeltern! Auch ihr sollt eure Kinder mit Liebe regieren. Die Sache ist so wichtig, daß ich heute keinen wichtigeren Gegenstand zu meiner Predigt wählen könnte. Ich will auch dabei stehen bleiben, und euch die Wahrheit nahe ans Herz legen: „daß bei Kindern mit Liebe mehr ausgerichtet sey, als durch Härte und Strenge.“

Zuerst will ich euch von dieser Wahrheit näher überzeugen, und dann will ich euch auf den Nutzen aufmerksam machen, den die Befolgung dieser Wahrheit gewährt. Der Inhalt meiner Rede muß Aeltern und Kinder interessiren; ich verspreche mir daher ungetheilte Aufmerksamkeit.

Erster Theil.

Kinder sind Segen des Herrn; aber dieser Segen wird dann leicht zum Fluch und Verderben, wenn sie ausarten, wenn sie sittenlos aufwachsen, und ihren Aeltern Schande, Unehre und Kränkung verursachen. Und giebt es für Aeltern ein traurigeres Loos, als dieses ist? Welcher Vater, welche Mutter wird nun nicht herzlich wünschen, von diesem Loose befreit zu bleiben? Und Aeltern, die das ernstlich wünschen, die müssen doch gewiß auch ernstlich wünschen, stille, gehorsame und überhaupt fromme und sittsame Kinder zu haben. So allgemein bei Aeltern dieser Wunsch ist, so sehen ihn doch die wenigsten erfüllt, und zwar eben darum nicht erfüllt, weil sie zur Erreichung dieses Ziels einen falschen Weg einschlagen. Sehr viele wollen ihre Kinder sittsam, fromm und gut durch lauter Strenge und Härte machen; aber sie werden es nie dahin bringen, sondern ihre Kinder nur scheinbar gut machen, und nie vom Grund aus bessern. Sie werden es nie dahin bringen, daß sie sich nicht blos in Gegenwart der Aeltern und wo sie beobachtet werden, sondern überall, zu allen Zeiten, auch wenn sie von keines Menschen Auge bemerkt werden, gut aufführten; denn Strenge und Härte macht die Kinder furchtsam, zaghaft, ängstlich, kleinmüthig und menschenscheu.

a) Fraget hierüber einmal die Erfahrung, beobachtet jene Kinder, die auf eine despotische Art von

ihren Aeltern behandelt, und mit lauter Strenge und Härte erzogen werden. Das Furchtsame und Schüchterne, das sich ihrer Seele bemächtiget hat, ist schon in ihrem Blicke sichtbar. Sie sind im Umgange mit Andern meistens stöckisch und stumm; auch wenn sie fähig wären, ein kluge und passende Antwort zu geben, so verschließen sie selbe lieber in ihrem furchtsamen Herzen, weil sie so oft über diese oder jene Antwort, die sie ihren Aeltern gaben, sind mißhandelt worden. Es schwebt ihnen beinahe bei jeder Antwort, die sie geben sollen, der Stock oder die Geisel vor, mit der sie bei einer unbefriedigenden Antwort, die sie den schwer zu befriedigenden Aeltern gaben, sind gezüchtigt worden. So scheu und furchtsam sie im Reden sind, so scheu und furchtsam sind sie auch, wenn es aufs Thun und Handeln ankommt. Durch immerwährende Schläge, von denen ihre Handlungen begleitet sind, werden Kinder selbst irre gemacht; da sie oft bei aller Anstrengung ihrer Geistes-Kräfte und bei dem besten Willen, doch nichts als Schläge einerndten, so verlieren sie am Ende allen Muth, sie hegen ein übertriebenes Mißtrauen in ihre Kräfte, trauen sich schon gar nichts mehr von Belang zu thun, und vertrauern oft die schönste Thatkraft, die der Schöpfer in ihren Geist oder Körper gelegt hat. Die natürlichste Folge hievon ist endlich diese, daß solche furchtsame, zaghafte ängstliche und kleinmüthige Kinder auch menschenscheu werden.

Da ſie beinahe von Jedem Uibergewicht und Beſchämung befürchten, ſo gehen ſie ſchon mit Zwang und Abſcheu unter die Menſchen; und da ſie Andere leicht nach ihren Aeltern beurtheilen, an deren Seite ſie immer leben müſſen, ſo können ſie von andern faſt kein anderes, als ein zurückſetzendes Urtheil fällen. Sie werden den natürlichen Trugſchluß machen: „Wenn mich meine Aeltern ſchon ſo ſtrenge behandeln, was werde ich nicht erſt vom Fremden zu befürchten haben!“ Und was kann dieſer Trugſchluß anders, als Menſchenſcheu bei ſolchen Kindern zur Folge haben? —

So, liebe Aeltern, zerſtöret ihr durch euere Härte und Strenge oft die ſchönſten Anlagen in eueren Kindern; macht ſie dadurch furchtſam; ihr Geiſt wird nur immer kriechen, und ſich nie zu der Höhe emporſchwingen, zu der er ſich, nach den vom Schöpfer ertheilten Talenten, emporſchwingen könnte und ſollte. Sie werden den Umgang mit beſſeren und geſchickteren Menſchen fliehen, in deren Kreiſe ſie eine beſſere Bildung erhalten könnten.

Das Gegentheil von all' dem kann eine liebreiche Behandlung euerer Kinder, bei ihnen hervorbringen. Berichtiget ihr mit Sanftmuth und Schonung ihre unrichtigen Antworten, helfet ihr ihrer Geiſtesſchwäche ſelbſt nach; verſaget ihr ihnen eueren lohnenden Beifall nicht, wenn ſie eine ihrer Faſſungskraft angemeſſene Antwort geben; machet ihr ſie mit Liebe

und

und Schonung auf die traurigen Folgen dieser oder jener bösen Handlung aufmerksam; unterstützet ihr ihre schwachen Kräfte; wecket ihr mit Geschicklichkeit selbst ihre schlummernden Kräfte; machet ihr ihnen selbst Muth, wenn ihnen auch dieses oder jenes Unternehmen nicht gleich gelungen ist; dann flößet ihr eueren Kindern Unternehmungsgeist ein, dann machet ihr sie heiter und munter; ihr Geist, der seine Kräfte fühlt, wird immer getroster und unternehmender. Eure liebevolle Behandlung flößt ihnen Zutrauen und Neigung gegen andere Menschen ein; sie werden den gesellschaftlichen Umgang mit Andern nicht aus dummer Schüchternheit fliehen, sondern selbst aufsuchen; das Beispiel deren, die ihnen an Kopf und Herzen noch überlegen sind, wird sie nicht zagen machen, sondern eine rühmliche Nacheiferung in ihnen erwecken, und ihnen zur Triebfeder dienen, Kopf und Herz noch mehr zu bilden.

b) Härte und Strenge kann nur auf das Aeussere, nie auf das Innere wirken. Es ist der Menschennatur zuwider, sich blos durch Furcht, Strenge und Härte regieren zu lassen; denn Furcht ist unangenehme, niederdrückende, peinliche Empfindung; und der Mensch sträubt sich von Natur gegen alle Gewalt, die seine natürliche Freiheit einengen will. Das, wovon ihn entweder die Furcht vor Strafe, oder die wirkliche Strafe abhalten soll, hat noch mehr Reiz für ihn; er ist um so geneigter, es zu thun,

wenn er es ungesehen und ungestraft thun kann. Jene Aeltern trügen sich also gewiß, die den Gehorsam von ihren Kindern durch Strenge und Härte erzwingen wollen. Da Kinder gewöhnlich zu kurzsichtig sind, das Vortheilhafte und Wohlgemeinte der väterlichen oder mütterlichen Anordnungen und Befehle einzusehen, und die immerwährende Härte und Strenge es ihnen unglaublich macht, daß es ihre Aeltern gut mit ihnen meinen, so setzen sie ihren Befehlen und Anordnungen Starrsinn entgegen. Das Ohr und der Rücken werden endlich gegen Scheltworte und Schläge hart und unempfindlich. — Die Kinder werden — wie wir es zu nennen pflegen — schlägefaul, und bei den härtesten Züchtigungen sagen sie: „Ich thu' es doch nicht, und wenn ich sollte todt geschlagen werden!"

Freilich trift das nicht bei allen Kindern ein; freilich giebt es noch hie und da Kinder, die aus Furcht vor Schlägen manche Anordnung der Aeltern befolgen; aber auch gewiß nur dann, wenn sie von diesen ihren lästigen Zuchtmeistern bemerkt werden, und folglich deren Härte bei Nichterfüllung ihrer Befehle zu fürchten haben; sind sie aber dem Auge ihrer Aeltern entzogen, haben sie ihre Strafe nicht zu fürchten, so wird es Wollust für sie seyn, wenn sie das Gegentheil von dem Willen der Aeltern thun können. Und was habt ihr Aeltern dabei anders gewonnen, als daß ihr Heuchler erzogen habt!

c) Wie aber, wenn Kinder wirklich gefehlt haben? Soll man ihre Fehler ganz ungeahndet hingehen lassen? Das will ich ja eben nicht sagen; aber müssen denn begangene Fehler der Kinder immer mit Härte und Schlägen geahndet werden! Dadurch werden geschehene Fehler nicht gut gemacht; denn sie sind einmal geschehen, und künftigen wird durch Schläge und Härte auch nicht vorgebeugt; denn sobald das Kind vermuthen kann, daß es den schon ein- oder mehrmal begangenen Fehler ungestraft werde begehen können, so thut es ihn. Die Erfahrung zeigt euch das durch hundert Beispiele. Merket nur auf solche Kinder, die beständig unter der Geisel stehen, wo der Vater immer mit despotischer Miene da steht, und jeden Fehler, auch wenn er unsträfliche Unwissenheit, oder Schwachheit und Uibereilung zur Quelle hat, mit Fluchwörtern und Schlägen ahndet! Sind solche Kinder bei all' dem nicht gemeiniglich die gottlosesten! Sie verabscheuen am Ende ihre Aeltern mehr, als die Fehler, wegen welcher sie von ihnen gezüchtiget werden, und fühlen eine rechte Wollust dabei, wenn sie die despotischen Erzieher hintergehen, und, von ihnen unbemerkt, sündigen können.

O Aeltern, warum vergesset ihr doch die wohlgemeinte Warnung des großen Apostels! Warum reizet ihr durch eine tyrannische Härte euere Kinder zum Zorn! Warum vertilget ihr dadurch die Liebe gegen euch aus ihrem Herzen, die der Schöpfer selbst hin-

eingepflanzet hat? Lieben euch euere Kinder, o so wird ihr kindliches Herz sich bestraft genug fühlen, wenn sie sehen, daß sie euch durch ihren Fehltritt betrübt haben! Ein trauriger Blick, wie Jesus im Vorbeigehen dem Petrus im Vorhofe des Hohenpriesters zuwarf — eine Kränkung verrathende Thräne im Vater- oder Mutterauge — ein mitleidiges Wort, wodurch wir unsere schmerzliche Theilnahme an ihrem Unglück, in das sie sich durch eine schlechte Aufführung stürzen, zu erkennen geben — ein zärtlicher Verweis, wie Maria ihrem wiedergefundenen Kinde gab — Entziehung oder Minderung der Liebe, und andere gelindere Mittel wirken gewiß sicherer und besser, als Härte und Strenge.

Redet ihr Aeltern, die ihr nach dieser sanfteren Erziehungsmethode euere Kinder behandelt, redet, ob ihr sie dadurch nicht am besten lenket, ihnen das Gehorchen nicht angenehmer, und sie bei einem begangenen Fehltritt nicht um so behutsamer wandeln machet, und vor neuen Fehltritten sichert? Wenn eines eurer Kinder einen Fehler begangen hat, und ihr tretet dann mit trauriger Miene vor selbes hin und saget ihm mit einem rührenden Tone: „Kind! hab' ich das um dich verdient, daß du mir meine Liebe mit Ungehorsam lohnest? Ich lebe ganz für dich, möchte dich so gern glücklich machen, und du willst es selbst nicht; du thust doch das, was ich dir verboten habe, weil es dich früher oder später ins Verder-

ben stürzt; oder unterlässest das, was ich dir befoh-
len habe, weil es zu deiner Glückseligkeit erfodert
wird! O wenn dir an meiner Liebe gelegen ist, so
kränke mich nicht durch neue Fehler wieder; sonst
müßte ich dir meine Liebe entziehen; sonst würdest du
mir den Wunsch abnöthigen: daß ich dich doch lieber
nicht gezeugt hätte! —

Wenn nun das Kind beschämt seinen Blick zur
Erde senkt — wenn es dann hinsinkt und die Hände
des beleidigten Vaters oder der beleidigten Mutter
mit ungeheuchelten Thränen benetzt, und mit stum-
men Schmerz um Verzeihung flehet, der es laut
sagt: daß es nicht mehr fehlen will — wahrlich das
ist eine Szene, wobei Engel jauchzen! Aber freilich
eine Szene, die jene Aeltern bei ihren Kindern nie er-
leben werden, die selbe nur immer mit Schlägen und
Härte behandeln.

Es muß euch, liebe Aeltern, doch nunmehr ein-
leuchten, daß ihr mit Härte und Strenge bei eueren
Kindern mehr verliert als gewinnt; und doch muß ich
euch über dieß alles noch sagen, daß

d) Härte und jede grausame Be-
handlung, Kinder lehrt, auch wieder
grausam zu werden.

Ihr

Ihr Aeltern seyd die Originale, nach denen euere Kinder kopiren; euer Beispiel hat den mächtigsten Einfluß auf ihre jungen biegsamen Herzen. Wenn sie nun an ihrem Vater immer das Bild eines Tyrannen, und an der Mutter jenes einer tobenden Furie sehen — wenn grausame Härte bei eurer Erziehung euch charakterisirt, wie sollen da sanfte Gefühle in den Herzen der Kinder gegen ihre Mitgeschöpfe gepflanzt und genährt werden? Was ist natürlicher, als daß auch ihre Herzen dabei verwildern, hart und grausam werden! Ihr selbst könnt Zeugen dieser traurigen Folge von euerer Härte und Grausamkeit seyn — ihr könnet es mit euren eigenen Augen sehen, wie euer Kind jetzt seinen Zorn an der Puppe oder an einem andern leblosen Dinge äußert; jetzt foltert es im Zorne arme Thiere und hat Freude, wenn es sie vor Schmerzen zappeln sieht oder winseln hört — nun sind ihnen auch schon Menschen nicht mehr heilig! — Jetzt kränken sie das Gesinde, jetzt mißhandeln sie ihre kleinern Geschwister, so wie sie von stärkeren gemißhandelt werden. Und endlich — zittert Aeltern! — endlich geht die Stufenfolge ihrer Grausamkeit bis zu euch selbst. Eure Kinder freuen sich schon auf den Zeitpunkt, wo sie einmal der Ruthe werden entwachsen seyn, und Kräfte genug haben, euerer Grausamkeit entgegentrotzen zu können. Dann werden sie — der Menschheit zur Schande — sich an denen vergreifen, die ihnen das Leben gegeben haben — sie werden sich des Wiedervergeltungsrechtes bedienen,

euch durch ihre Härte manche Thräne entreißen, und selbst keine Ehrfurcht vor eurem Greisenalter haben; und da, wo sie euch Stütze und Stab seyn sollten, werden sie grausam genug seyn, euren abgelebten Herzen den letzten tödtlichen Stoß zu versetzen, um euch einmal aus dem Hause, und unter die Erde zu bringen.

So schrecklich sind die Folgen, die aus einer allzu strengen und grausamen Behandlung der Kinder entstehen. O wie weit seliger sind jene, die mit einer liebreichen Behandlung der Kinder verbunden sind. Ich will euch auf selbe wenigstens oberflächlich aufmerksam machen im

Zweiten Theil.

Aeltern! Der Trieb nicht nur euch selbst, sondern auch eure Kinder glücklich zu machen, liegt in euren Herzen. Die Selbstliebe erzeugt bei euch den Wunsch eigener Glückseligkeit; die in das Aelternherz gepflanzte Liebe gegen euere Kinder, hegt den Wunsch, auch ihre Glückseligkeit zu befördern. Diesen eben so natürlichen als gerechten Wunsch könnet ihr durch eine liebreiche Behandlung eurer Kinder erfüllt sehen; denn diese ist nützlich für Aeltern und für Kinder.

A. Die Ruhe und Glückseligkeit der Aeltern gewinnet allemal dabei, wenn sie ihre Kinder mit Liebe regieren. Solche liebreich handelnde Aeltern brauchen sich weniger zu ärgern, und erreichen ihre Absichten sicherer als jene, die sich über die unbedeutendsten Fehler ihrer Kinder erzürnen, und sie durch Schläge und Züchtigungen, die ihnen der Zorn anräth, bessern wollen.

Welche nachtheiligen Folgen der Aerger für die Gesundheit hat, werden euch verständige Aerzte am besten zu sagen wissen. Mancher Vater, manche Mutter, hat sich durch immerwährenden Aerger und Verdruß die Gesundheit vergiftet, und mußte vor der Zeit sterben, und die Kinder zu Waisen machen. Und sey es, daß dies nicht immer eine unausbleibliche Folge vom Aerger und Verdruß ist; so erreichen gleichwohl solche zornige und harte Aeltern ihren Endzweck, gehorsame und gute Kinder zu bilden, weit weniger und unsicherer als jene, die mit weiser Güte und Liebe ihre Kinder regieren. Wenn jene ihre Kinder nur verbittern und unfolgsam machen, gewinnen diese die Liebe ihrer Kinder immer mehr; denn weil sie selbe mit vernünftiger Liebe und Schonung behandeln, so ziehen sie dadurch das Band der Liebe, das die Natur zwischen Aeltern und Kindern geknüpfet hat, immer enger. Sie haben dann die Herzen der Kinder in ihren Händen, und können sie lenken, wohin sie wollen. Kinder werden dann den Wünschen

der geliebten Aeltern schon zuvorkommen; sie werden das mit Freuden erfüllen, was sie den Aeltern nur an den Augen abmerken können; sie werden kein Bedenken tragen, ihre Befehle auch dann zu befolgen, wenn sie es gleich nicht einsehen, wie wohlgemeint und vortheilhaft diese Befehle für sie sind; denn sie werden denken: „Meine Aeltern lieben mich, und ihr gutes Aelternherz kann nichts wollen, als was zu meinem Besten dient.“ Machen Aeltern überdieß den Kindern noch vernünftige Vorstellungen von dem, was sie ihnen befehlen, zeigen sie ihnen, so viel es ihre Fassungskraft zuläßt, die Vortheile, die sie sich dadurch verschaffen können, wenn sie die Befehle der Aeltern erfüllen — o dann werden sie ihnen mit Freuden gehorchen; dann wird es — nach der Sprache Jesu — ihre angenehmste Nahrung seyn, den Willen ihres Vaters oder ihrer Mutter zu erfüllen. Joh. 4, 34.

Bei einer liebevollen Kinderzucht blüht der häusliche Friede — es geht im Hause ohne Lärm und Zank alles in Ruhe und Einigkeit seinen Gang. So wie in einem Hause, wo Strenge und Härte herrscht, ein jeder, wie die Zuchthäusler, gezwungen und verdrossen an die Arbeit geht, selbe mit Mißmuth, nur halb und aufs Auge verrichtet, so gehet in einem Hause, wo Aeltern mit weiser Güte regieren, jedes froh an die Arbeit; munterer Scherz und Liebe macht die schwerste Arbeit leichter, und Kinder verrichten die ihren Kräften angemessenen Geschäfte mit

Lust und ganzer Seele — ste wetteifern, es einander im Fleiße vorzuthun, und den Beifall der geliebten Altern einzuerndten. Welch ein wonnevoller Anblick ist das nicht für Aeltern! welche frohe Aussicht öfnet sich dann ihrem Aelternauge, wenn ste sehen, wie die kleinen Hände ihrer Kinder jetzt schon sich beschäftigen, ihren Aeltern Freude zu machen; was können solche Aeltern nicht erst erwarten, wenn diese Hände einst stärker und geübter seyn werden! Sie sehen in diesen zarten Zweigen, die sie gepflanzt haben, schon die Stützen ihres Greisenalters immer mehr heranwachsen. — Sie können jenen Jahren, von welchen so manche abgelebte Aeltern sagen: sie gefallen mir nicht! getrost entgegen sehen. Die Liebe und Anhänglichkeit ihrer Kinder, die ste durch liebevolle Behandlung immer fester an sich gezogen haben, bürgt ihnen dafür, daß ste einst das Unvermögen ihres grauen und kraftlosen Alters unterstützen und ihnen die Last desselben erträglicher machen werden. Sie können hoffen, daß ihre Kinder einst die Schwachheiten und Fehler des hohen Alters eben mit der Schonung und Liebe dulden werden, wie ste die Fehler und Schwachheiten ihrer Jugend geduldet und nicht tyrannisch bestraft haben.

Wenn andere Aeltern, die ihre Kinder durch übertriebene Strenge an Leib und Seele verdorben, und im Zorne zu Krüppeln geschlagen, und der Seele nach, durch ihr Beispiel hart und grausam gemacht ha=

haben, bei deren Anblick von den bittersten Vorwürfen gefoltert werden, so schlägt das Herz jener Aeltern vor unbeschreiblicher Wonne, die ihre Kinder mit Liebe regiert haben, und sie nun an Leib und Seele gesund vor ihren Augen herumwandeln sehen, und über sich von Andern ungeheuchelte Segenswünsche ertönen hören, daß sie der menschlichen Gesellschaft so nützliche und brave Bürger gebildet haben.

Urtheilet nun selbst, meine Freunde, ob Aeltern, die ihre Kinder mit Liebe regieren, sich nicht dadurch die größten Vortheile verschaffen.

Aber nicht nur sich, sondern auch ihren Kindern nützen sie durch eine solche liebreiche Behandlung.

B. Die Kinder bleiben bei einer solchen Behandlung gesund an Leib und Seele.

a) Ihr wisset es wohl, m. Fr., welch' ein unschätzbares Gut die Gesundheit sey; denn wenn man euch fragt: „wie geht es euch?" so pfleget ihr gewöhnlich zu antworten: „Gott sey Dank! wenn wir nur gesund sind; das ist das Beste;" und ihr habt recht. Unter den Erdengütern steht wohl die Gesundheit oben an. Was nützen uns Ehrenstellen, Reichthümer, schöne Kleider, köstliche Speisen und Getränke, und was die Welt sonst noch unter ihre Güter zu zählen pflegt — was nützet uns dieses al-

les, wenn wir nicht gesund und auf das Schmerzenbette geheftet sind, oder uns mit einem siechen Körper durchs Leben schleppen müssen? Wahrlich, liebe Aeltern, unter allen irdischen Schätzen, die ihr eueren Kindern geben könnet, ist ein gesunder Körper der größte. Und doch rauben manche Aeltern ihren Kindern, durch übertriebene Strenge, diesen köstlichen Schatz.

Wer bleibt sich im Zorne immer gleich? Welcher Vater, welche Mutter versündiget sich da nicht an den Kindern durch Mißhandlungen, die in der ersten Hitze größer sind, als das Verbrechen ist? Wer behält im Zorne — in dieser kurzen Raserei — so viel Besinnungskraft, daß er die Kinder nicht zu Krüppeln schlage, oder sie sonst ungesund mache? Wie viele Kinder hat die Welt nicht aufzuweisen, die ein trauriges Opfer der Härte ihrer Aeltern geworden sind, die vor Aerger die Schwind- oder fallende Sucht, ein hitziges Fieber, oder sonst eine gefährliche Krankheit bekommen haben, oder durch Mißhandlungen von Aeltern zu Krüppeln gemacht worden sind, und nun den Aeltern zur Schande und zum immerwährenden Vorwurf, sich und Anderen aber, als unbrauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft, zur Last leben müssen.

Alle diese traurigen Folgen empfinden jene Kinder nicht, wenigstens nicht durch die Schuld ihrer Aeltern, die von ihnen liebreich behandelt, und durch

Lie-

Liebe regieret werden. Ihr Frohsinn, der durch eine solche liebreiche Regierung befördert wird, stählt ihre Kräfte, trägt ungemein viel zu der Gesundheit ihres Körpers bei. Selbst schon ihr Aeußerliches gewinnt außerordentlich dabei; sie behalten einen freien offenen Blick, ein getrostes Betragen, Freundlichkeit und Herzlichkeit im Umgange mit Anderen, und was sonst noch zum äußern Wohlstande gehört, und empfiehlt.

b) Noch größer ist aber der Nutzen, den Kinder, die liebreich behandelt werden, an ihrem Geiste dadurch erlangen.

Wer es weiß, in welcher genauen Verbindung Geist und Körper des Menschen mit einander stehen, welchen mächtigen Einfluß dieser auf das Wohl des anderen hat, der wird es leicht einsehen, daß der Geist selbst mehr Thätigkeit und Kraft, sich zu bilden, durch die Gesundheit des Körpers erhält. Da nun aber Kinder, die mit Liebe regiert werden, gewöhnlich gesünder an ihrem Körper bleiben, so ist ihr Geist auch eher einer bessern Ausbildung fähig.

Und wer hat wohl den himmelweiten Abstand, in Hinsicht auf Geistesbildung, zwischen jenen Kindern, die unter einer weisen und gütigen Regierung stehen, und zwischen jenen, die mit Härte und Strenge behandelt werden, noch nicht bemerkt? Diese werden gewöhnlich trotzig und ungehorsam, widersetzen

sich voll Verbitterung der Härte ihrer Erzieher, und werden endlich auch feindselige Nachbarn, trotzige und ungehorsame Bürger des Staates. Offenheit wird ganz aus ihrem Charakter verbannt; sie sind vielmehr tückisch und zurückhaltend. Erst verlieren sie das Zutrauen gegen ihre harten Aeltern, und scheuen sich vor ihnen, wie sich der Sklav vor seinem Despoten scheut; am Ende werden sie ganz menschenscheu, und passen in keinen Zirkel, wo Freundlichkeit und Frohsinn herrschen. Ihre Seele verwildert ganz, und wird grausam.

Welch' einen angenehmen Kontrast gewähren dagegen Kinder, die mit weiser Güte und Schonung regiert und erzogen werden. Ein Wink wirkt auf ihr biegsames Herz mehr, als bei jenen die schärfsten Befehle, die fürchterlichsten Drohungen. Sie weihen sich der Tugend nicht nur aus Zwang oder Furcht vor der Strafe, sondern um der Tugend selbst willen. Sie erfüllen das Gute aus Uiberzeugung und ächten Grundsätzen, und nicht aus knechtischer Furcht. Die Gemeinde erhält an solchen Kindern friedliche und nachgiebige Nachbarn, der Staat gehorsame Bürger. Das kindliche Zutrauen, mit dem sie sich an ihre guten Aeltern anschließen, macht sie herzlich, offen und geneigt gegen alles, was Mensch ist. Freundlichkeit und Frohsinn erben sie von ihren guten Aeltern, und empfehlen sich dadurch so sehr, daß man sie ungern im Kreise deren vermißt, denen sie einmal bekannt

kannt worden sind. Ihre ganze Seele erhält eine gerade Richtung, und jeder gute Saame, den die Aelternhand sanft in ihren empfänglichen Herzen ausgestreuet hat, sproßt zu segenreichen Früchten empor.

Ich müßte euch weniger gesunde Beurtheilungskraft zutrauen, wenn ich nicht hoffen sollte, daß es euch nun allen einleuchten muß, daß bei der Kindererziehung mit Liebe mehr ausgerichtet sey, als mit Härte und Strenge.

Nur muß ich hier noch die freundschaftliche und nöthige Warnung beifügen, daß ihr die Liebe bei der Regierung euerer Kinder nicht übertreibt, was so leicht, besonders von Seiten der Mütter zu geschehen pflegt. Man läßt sich oft von einer blinden Liebe gegen die Kinder so weit irre leiten, daß man ihnen, wie Heli seinen Söhnen, alles durch die Finger sieht, und auch da, wo vernünftige Vorstellungen und Warnungen nichts frommen, und eine strengere Behandlung nöthig wird, sie doch aus übertriebener Liebe und Zärtlichkeit ungestraft läßt.

Nein! liebe Aeltern, das ist keine ächte und vernünftige Liebe gegen euere Kinder; ihr schadet dadurch ihnen und euch selbst. Nicht umsonst sagt hierüber Sirach: „Wer seinen Sohn lieb hat der hält ihn beständig unter der Zucht-

ruthe,

ruthe, damit er zuletzt Freude an ihm erlebe." 30, 1. Sirach will hier, daß Aeltern die Fehler ihrer Kinder nicht aus blinder Liebe übersehen, sondern durch zweckmäßige Strafen bessern sollen. Diese Strafen müssen aber nicht gerade in der Ruthe oder in Schlägen bestehen, die das Ehrgefühl bei Kindern abstumpfen und gewöhnlich mehr erbittern als bessern. Vernünftige Aeltern bedienen sich dieser Schreckmittel nur im äußersten Nothfall und suchen mehr durch vernünftige Vorstellungen und Gründe, als durch Zwang auf ihre Zöglinge zu wirken. Selbst unter den Zwangsmitteln sollten Schläge die allerletzten seyn, und wenigstens nie im Sturme der Leidenschaft, nie unter Schelten und Fluchen angewendet werden. Es ist allemal traurig, wenn vernünftige Wesen, wie Menschen sind, sich nicht durch vernünftige Vorstellungen und sanftere Mittel leiten lassen, sondern wie das vernunftlose Vieh, durch Schläge müssen regieret werden. Aber viele Aeltern sind auch daran schuld, daß sie diese traurigen Mittel bei ihren Kindern nothwendig machen. Wenn sich bei ihren Kindern dieses oder jenes Laster blicken läßt, das bei seiner Entstehung durch eine ernsthafte Miene, Drohung oder durch eine nachdrückliche Vorstellung im Keime könnte erstickt und dessen Ausbruch verhüthet werden, thun sie das nicht, belachen oft das aufkeimende Laster an ihren Kindern, oder lassen es unter dem Vorwand: „es ist halt noch ein Kind, und versteht es nicht

bes=

besser," zur Reife gedeihen und so überhand nehmen, daß es am Ende weder durch sanfte und gründliche Vorstellungen, noch durch Zwangsmittel mehr kann ausgerottet werden.

Seyd darum auf euerer Hut, liebe Aeltern, und laßt euer Aelternauge sorgfältig auf jeden Schritt euerer Kinder verweilen, damit ihr das Laster, so bald es bei ihnen zum Vorschein kommt, durch gründliche Vorstellungen und angemessenen Ernst wieder unterdrücket. Sollten aber doch sanftere Mittel bei ihnen nicht mehr frommen, dann müßten freilich auch Zwangsmittel angewendet werden, denn wer nicht will hören, der muß fühlen. Aber auch dann, wenn ihr euch in die traurige Nothwendigkeit, euere Kinder zu strafen, versetzt sehet, so müssen euere Strafen so eingerichtet seyn, daß aus selben noch vernünftige Aelternliebe hervorleuchtet, daß es Kinder merken, daß ihr sie nicht aus Wollust an ihren Schmerzen, die ihr ihnen machet, sondern aus trauriger Nothwendigkeit strafet, weil sie sich durch sanftere Mittel nicht wollen leiten lassen.

Handelt also immer, liebe Aeltern, nach dem Grundsatz: Daß bei Erziehung der Kinder mehr durch Liebe als durch Strenge ausgerichtet sey! Nach dem Schreckenssystem mö-

gen Tyrannen ihre Sclaven, aber nicht Aeltern ihre Kinder beherrschen. So wie unter dem sanften Szepter eines Regenten, der seinen Schatz in den Herzen seiner Unterthanen sucht, und sie mit Weisheit und Liebe regiert, das Land und dessen Fürst glücklich ist; so werden auch in einem Hause Aeltern und Kinder glücklich seyn, wenn jene diese mit weiser Liebe regieren.

Euch, liebe Aeltern, schwebe immer das erhabene Beispiel des allgemeinen Menschenvaters im Himmel vor, der uns, seine Kinder, immer mit weiser Güte regiert. Ihr seyd das im Kleinen, was er im Großen ist — ihr seyd seine Repräsentanten: ahmet ihm nach, und sein Segen wird auf euch und eueren Kindern ruhen. Amen.

Am-

Am zweiten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text: Jesus und seine Jünger wurden ebenfalls zur Hochzeit geladen. Joh. 2, 2.

Der Apostel Paulus ertheilte als ein durch Gottes Gnade rechtschaffener Mann, seinen Zeitgenossen in Betreff des Ehestandes folgenden weisen Rath: „Ich bin der Meinung, daß es wegen der bevorstehenden Zeiten dem Menschen gut sey, unverheirathet zu bleiben. Ist einer schon verehlicht, so bleibe er seinem Ehegatten getreu; ist er aber noch unverheirathet, so rathe ich ihm, sich von aller Verbindung zu enthalten. Indessen behaupte ich damit gar nicht, daß derjenige unrecht handle, der sich verehlicht; denn wo kein Verboth ist, ist auch keine Sünde; so wenig als eine Jungfrau sündiget, wenn sie heirathet. Aber ich sage euch nur so viel, daß es in jetziger Zeit mancherlei Beschwernisse bringt, mit denen ich euch gern verschont wissen möchte." 1 Kor. 7, 25. 26. 27. 28.

Die-

Diese angeführten Worte des Apostels brauchen Ledige und Verheirathete, um ihre Wahl zu rechtfertigen, und beide verfehlen den Sinn.

Es ist lokale Ermahnung nur für seine Zeitgenossen, und geht mehr Aeltern an, ihre Kinder zu verheirathen, wenn sie Neigung dazu hätten; aber auch nicht zu glauben, daß es schimpflich sey, ledig zu bleiben, sondern unter solchen Umständen, als bei Verfolgungen besser.

Die Hagestolzen oder andere Feinde des Ehestandes unserer Zeiten, dürfen also wohl ihre ungünstige Meinung vom Ehestande nicht mit dieser Meinung des Apostels rechtfertigen; sie würden Unwissenheit und Mangel an Lokalitätskenntniß verrathen. Uiberhaupt weiß ich nicht, was ich von jenen denken soll, die aus seichten Gründen den ledigen Stand für verdienstlicher und heiliger, als den Ehestand erklären, und von diesem mit einer gewissen Verachtung sprechen, da er doch von Gott selbst schon im Paradiese mit dem ersten Menschenpaar gestiftet wurde.

Auch Jesus, der doch über den Werth oder Unwerth der Dinge unendlich richtiger, als kurzsichtige und parteyische Menschen, zu urtheilen wußte, hat seine Hochachtung gegen den Ehestand dadurch bewiesen, daß er der Hochzeit zu Kana nicht nur gern beigewohnt, sondern auch bei selber zum Besten des Braut-

paars

paars sein erstes Wunder gewirkt, und das Wasser in Wein, der beim Hochzeitmale schon ausgegangen war, verwandelt hat. Welcher Mensch von unbefangenem Verstande und Herzen sieht es überdieß nicht ein, daß der Ehestand schon darum ein schätzenswerther Stand sey, weil durch ihn der große Plan des Schöpfers ausgeführt wird, und die Fortpflanzung des Menschengeschlechts weit sicherer und vortheilhafter geschieht, und durch ihn viele Tugenden z. B. Arbeitsamkeit, Thätigkeit, Theilnehmung und Sparsamkeit befördert werden, welche nicht allein die häusliche, sondern auch die öffentliche Glückseligkeit gründen. —

Doch ich hoffe, solche Zuhörer vor mir zu haben, die den großen Werth des Ehestandes nicht verkennen; ich fürchte vielmehr, daß sich einige aus euch von ihm vielleicht ein allzulachendes Bild entwerfen. Diese übertriebene Vorstellung will ich euch heute benehmen, weil sie sowohl für euch, als für Andere die traurigsten Folgen nach sich ziehen könnte. Denn wer seine Einbildung vom Ehestande mit allzu süßen Vorstellungen überspannt, und zu hohen, schwärmerischen Erwartungen hinauf stimmt, dem wird hernach, wenn die Wirklichkeit jenen süßen Träumen nicht entspricht, der Ehestand eine Quelle unangenehmer Empfindungen, bei welchen er das wirkliche Gute übersieht, und seinen Zustand für schlimmer hält, als er ist.

Ich behaupte daher: es giebt keine reine und ungetrübte Glückseligkeit in der Welt, und folglich auch im Ehestande nicht.

Erstens will ich euch von dieser Wahrheit näher überzeugen, und dann hievon eine nützliche Anwendung auf uns machen.

Erster Theil.

Man heirathet, um seinen Zustand zu verbessern, und es bleibt immer wahr, daß der Ehestand dem Menschen eben so viele als wichtige Vortheile gewähren kann. Dahin rechne ich vor andern den geselligen Umgang.

Wir Menschen fühlen von Natur den Gesellschaftstrieb in uns. Wie öde und freudenleer würde die schöne Gottes-Welt für uns seyn, wenn wir unser ganzes Leben ohne Geschöpf unseres Gleichen, ohne Umgang mit Menschen zubringen müßten! Tausend schätzbare Güter würden unberührt und unbenützt uns zur Seite liegen; wir würden bei allem Uiberflusse arm, bei allem Genusse unbefriedigt, bei allem Glücke unglücklich seyn. Unser Herz, an kein anderes gekettet, würde immer eine gewisse Leere in sich spüren. Wir würden am guten Tage nicht froh, am bösen nicht getrost seyn können; denn wir hätten niemand, der an unserem Glücke oder Unglücke besondern Antheil

näh-

nähme, mit uns sich freute, wenn es uns wohl ginge, oder mit uns weinte, wenn wir traurig wären.

Aber wie angenehm wandelt sichs, wenn man einen theilnehmenden und getreuen Reisegefährten auf seinem Pilgerwege nach dem Grabe findet, mit dem man vertraulich Hand in Hand die Reise durchs Leben machen kann! An seiner Hand wird für uns die Welt noch einmal so schön, und der Weg zum Grabe weit angenehmer.

Und wo kann man diesen beglückenden Reisegefährten eher und sicherer finden, als im Ehestande? Da vereinigen zwo Personen am Altare der Liebe ihre Herzen und ihre Schicksale mit einander; da entsagen sie allen fremdartigen Trieben; da geben sie alle Ansprüche und Absichten, wodurch eine von beiden beeinträchtiget werden könnte, auf; — da machen sie gemeinschaftliches Interesse; da machen beide nur ein Ganzes aus, und geloben sich Treue und Beständigkeit bis zum Ziele ihrer Laufbahn. Wenn nun bei ihnen Weisheit und Tugend das Band der Ehe geknüpft haben, wenn ihnen ein so feierlich geschlossenes, von der Religion geheiligtes Bündniß immer ehrwürdig und unverletzlich bleibt — wie wonnereich werden ihre Ehestandstage dahin fließen! Jede Freude wird durch den Mitgenuß der geliebten Ehehälfte noch einmal so schmackhaft: so wie im Gegen-

theil jedes Leiden durch herzliche Theilnahme des mitfühlenden Gatten nur halb so schwer fällt; weil eines die Last des andern tragen hilft, und den Leidenskelch zu theilen pflegt. Welche Freude für ein Ehepaar, wenn ihnen Gott ein Unterpfand ihrer ehelichen Treue schenkt, wenn der kleine Liebling den süßen Vater- oder Mutternamen lallt — wenn Kinder an Geist und Körper gesund empor wachsen, wenn die beneidenswerthen Aeltern von Andern den Wunsch äußern hören: „O wenn ich doch auch solche brave Kinder hätte"! — Wie zärtlich wird eines das andere in der Krankheit pflegen! Welche Hülfe und Unterstützung können sie sich nicht einst noch in ihrem Greisenalter von ihren Kindern versprechen! Weit ruhiger als Andere, können sie sich bei dem Gedanken an ihre Verwesung, mit der Hoffnung trösten: „daß sie in ihren Kindern fortleben und fortwirken werden." Alle diese und noch andere Vortheile gewährt der Ehestand. Aber wahr bleibt es doch auch, daß derselbe mit vielen Beschwerlichkeiten und Unvollkommenheiten verbunden ist. Dahin gehöret

a) Mangel und Armuth.

Der Arme fühlt den Geschlechtstrieb wie der Reiche: auch Arme knüpfen daher das Band der Ehe, ohne noch ein bestimmtes Vermögen zu haben, von dem sie im Ehestande leben könnten. Die Liebe mahlt ihnen alle Beschwernisse und Unannehmlichkeiten, die

mit

mit Armuth verbunden sind, als unbedeutende Kleinigkeiten vor, und reine herzliche Liebe erleichtert auch nicht selten die Last, die den einzelnen Armen drückt. — Wenn aber Eheleute anhaltend mit Mangel und Elend kämpfen; wenn sie bei all' ihrem Schweiß nur immer darben müssen; wenn eins das andere Mangel leiden sieht, und keines aus zärtlicher Schonung, es dem andern sagen will, wie wehe ihm anhaltende Armuth thut; wenn endlich Kinder kommen, die mehr Aufwand fodern, und die Einkünfte werden doch nicht nur nicht vermehrt, sondern wohl gar noch geschmälert; wenn die armen Kleinen um Nahrung schreien, und die gefühlvollen Aeltern können ihren Hunger nicht stillen, ihre Leidensthränen nicht trocknen; wenn sie die, die Bein von ihren Beinen, Blut von ihrem Blute sind, von Hunger blaß und abgemergelt, auch bei der rauhesten Witterung halb nackend vor ihren Augen umhergehen sehen, ohne ihrem Elende abhelfen zu können — wie heftig muß da das Aelternherz bluten! Wie bitter muß ihnen ihre Armuth fallen! Wie oft wird da der Wunsch in ihren blutenden Herzen aufsteigen: „o wenn ich doch lieber unverehlicht geblieben — wenn ich doch lieber nie Vater, Mutter geworden wäre!" —

b) Aber nicht nur dem, der arm geheirathet hat, sondern auch öfters jenen, die sich einander ein ansehnliches Vermögen zubrachten, können endlich die sanften Bande der Ehe zu unerträglichen Fesseln wer-

werden; denn auch diese können noch arm werden oder doch andere häusliche Unglücksfälle, die darnieder beugen, erleben müssen.

Wem aus euch hat es denn nicht schon die Erfahrung gesagt, welch ein untreuer Freund der Reichthum sey? Wie viele, die sich auf ihn, wie auf einen Felsen zu stützen pflegten, sind an selbem, wie an einem schwachen Rohrstab zu Boden gestürzt! Sind irdische Schätze — und wenn es Moguls Schätze wären — nicht Dinge, die von Motten und Rost gefressen, von Dieben ausgegraben und gestohlen werden? Matth. 6, 19. Sind es nicht Dinge, die uns ein einziger Zufall rauben kann? Hat die Welt nicht Familien aufzuweisen, die von dem höchsten Gipfel des Glücks, bis zum tiefsten Jammer, durch widrige Schicksale sind herabgestürzt worden?

Und wenn dieses herbe Loos solche Eheleute trift, die vorhin das Glück immer angelächelt hat, die im Schooße des Wohlstandes sind erzogen worden, muß ihnen dann ihr Loos nicht noch bitterer fallen, als jenen, die schon in ihrem ledigen Stande mit der Armuth bekannt gewesen sind? Werden sie, die vorhin mehrere Bedürfnisse haben kennen gelernt, jetzt nicht doppelt elend seyn, da sie diese Bedürfnisse, bei dem Verfall ihres häuslichen Wohlstandes, nicht mehr befriedigen können?

Und wie viel giebt es nicht noch andere Hauskreuze, die oft schmerzhaft die Schultern der Eheleute drücken! Es läßt sich nur empfinden, aber nicht beschreiben, was das gefühlvolle und zärtliche Herz eines Gatten empfindet, wenn der andere durch eine schmerzhafte und gefährliche Krankheit auf das Schmerzenlager geworfen wird! Welcher Gram bemächtigt sich der Seele eines guten Weibes, wenn der geliebte Mann krank und entkräftet da liegt; wenn die Hände nicht mehr arbeiten können, die vorhin den Unterhalt verschafft haben! Wie herzzerreissend ist da die Zurückerinnerung an jene seligen Stunden, wo sie dem mit Schweiß betrieften Brodvater bei seiner Heimkunft freundlich die Hand reichte, und ihm den kostbaren Schweiß, der auch für sie floß, von der glühenden Wange trocknete! — Wie jammert das treue Herz des Mannes, wenn er sein gutes Weib, die sorgfältige Hausmutter, und mit ihr die ganze Hauswirthschaft darnieder liegen sieht! Wie niederschlagend ist für liebende Gatten schon der bloße Gedanke an die Möglichkeit einer frühen Trennung durch den Tod! Und wenn dieser Gedanke sich wirklich realisirt, wenn die kalte Todeshand das enge Band der Ehe unter ihnen zerreißt, — welche bittern Thränen wird der zurückbleibende Theil in den Todesschweiß des sterbenden Gatten fallen lassen, welcher namenlose Schmerz wird erst seine Seele ergreifen, wenn er den Leichnam des Geliebten in die Grube senken sieht! Wie oft wird

er heiße Thränen auf dessen Grabhügel weinen, und ihn vergebens ins Leben zurückseufzen! —

Eben so können auch die Ehestandstage durch Kinder getrübt werden. Kinder machen freilich den Aeltern viele Freuden, aber auch viele Sorgen und Mühe. Rede du, sorgfältige Mutter, die du schon Kinder geboren und erzogen hast, sage es uns, wie viel Mühe und Plage sie dich gekostet haben? Ich will die Unannehmlichkeiten und Beschwerden wegrechnen, die du schon damals empfandest, als du dein Kind noch unter deinem Herzen trugst. Ich will nicht erst wissen, wie beklemmt deine, und deines Gatten Seele war, ehe die Angststunde deiner Entbindung vorüber war. Aber das sage uns, wie viel schlaflose Nächte dich dein kleiner Säugling gekostet, wie manche Unannehmlichkeiten du dir bei seiner Reinigung und Pflege hast müssen gefallen lassen! Sage es uns, sorgfältiger Vater, wie manche Stunde des Schlafs dir die Sorge für dein Kind geraubt — wie manche Einschränkung du dir deines Kindes wegen hast müssen gefallen lassen! Saget es Aeltern, wie viel euch euere Kinder gekostet, welche bittern Stunden sie euch gemacht haben, ehe ihr sie nur auf die Beine gebracht habt! Und sind mit ihnen nicht auch euere Sorgen gewachsen? Das wollt ihr ja durch das Sprüchwort sagen: „So lange Kinder klein sind, treten sie den Aeltern auf die Füße, und wenn sie größer wer-

den,

den, auf das Herz." O nicht wahr, euer Aeltern-herz thut euch oft wehe, wenn ihr die wichtigen Aeltern-pflichten überdenkt; wenn ihr nicht wisset, wie ihr eure Kinder versorgen, wie ihr sie vor Unfällen des Geistes und des Körpers genug sichern sollet? Und wer nennt uns erst den Schmerz, der euer Aeltern-herz durchdringen muß, wenn eure Kinder mißrathen, wenn sie euere guten Lehren vergessen; wenn sie, von Andern verführt, euch Schande und Spott zuziehen; oder, wenn ihr sie, die einst die Stütze eures kraft-losen Greisenalters seyn sollten, in ihren schönsten Jahren dahin sterben sehen müsset!

c) Denket euch nun zu allen diesen häuslichen Unfällen, die den Ehestand verbittern, noch die Un-einigkeiten hinzu, die in selbem unvermeidlich sind; so werdet ihr es um so mehr einsehen und gestehen müs-sen, daß auch der Ehestand seine Unvollkommenheiten habe. So wie es in der Natur nicht lauter heitere, sondern auch trübe Tage giebt, so giebt es auch im Ehestande nicht lauter heitere Gesichter. Es kommt doch manchmal zu Uneinigkeiten, wobei die Harmonie der Herzen, wenn gleich nur auf kurze Zeit, gestört wird. Auch der beste Gatte bleibt Mensch, hat seine Launen, seine Schwachheiten; und der andere, von dem ein Gleiches kann gesagt werden, hat nicht im-mer ausharrende Geistesstärke, Selbstverläugnung und Schonung genug, daß er sich dadurch nicht manchmal aus seiner ruhigen Gemüthsverfassung sollte bringen

lassen. Und so giebt es denn auch bei dem friedfertigsten Ehepaar manchmal kleine unruhige Auftritte, wenn es gleich nicht zur öffentlichen Fehde kommt, und die Leute außer dem Hause nichts von ihrer kurzen Disharmonie erfahren.

Trift nun dieses schon bei den glücklichsten Ehen ein, was soll man erst von den unglücklichen sagen, wo man sich stets zankt, schlägt und verunreinigt; wo jedes seinen Gang geht, wo jedes es geflissentlich darauf anlegt, den Andern zu kränken und zu quälen! Denkt euch eine Ehe, wo der Mann das Regiment, das ihm Gott über das Weib eingeräumt hat, zu weit ausdehnt und übertreibt; wo er, wie ein liebloser Despot, Sklavensinn von seinem Weibe fodert, wo er will, daß sie auch dann gleichgültig dabei bleiben soll, wennn er ausschweift, wenn er das Hauswesen vernachlässigt, wenn er die Zeit, die er den häuslichen Geschäften weihen soll, in der Schenke am Spieltische zubringt, oder wohl gar in den Armen feiler Buhldirnen sein Hab und Gut verschwendet, und dabei Weib und Kinder in Mangel und Elend stürzt! Oder denkt euch eine Ehe, wo das Weib ein arbeitscheues Geschöpf, eine eitle Puppe ist, die an dem Putztische ihre meisten Stunden vertändelt, und dabei die Kinderzucht und Hauswirthschaft vernachlässigt; die voll Koketterie immer nach Anbetern strebt, heute diesem, morgen jenem und nie ihrem Manne zu gefallen sucht; die voll Herrschsucht das Regiment im Hause

mit

mit Gewalt an sich zu reißen sucht, dem Manne auch nicht ein Wort zu gut hält, immer nur ihren Willen behaupten, und den Willen des Mannes durch boshaften Starrsinn, oder durch boshafte Thränen nach dem ihrigen lenken will! — Saget, Freunde, muß eine solche Ehe nicht eine Hölle seyn, wo ein Gatte des andern Teufel ist? Müssen solche Eheleute nicht tausendmal die Stunde verfluchen, in der sie das unglückliche Band der Ehe geknüpft haben? —

Ich denke, m. F., es soll euch nun genug einleuchten, daß auch im Ehestande nichts vollkommenes sey. Aber wozu diese Uiberzeugung? Wir wollen gleich die Anwendung davon machen im

Zweiten Theile.

Sind mit dem Ehestande so viele Beschwerlichkeiten und Unvollkommenheiten verbunden, so fließt daraus für jene, die heirathen wollen, die Klugheitsregel: daß sie sich von dem Ehestande kein zu lachendes Bild entwerfen, und ihre Erwartungen von selbem nicht übertreiben, sondern sich auf die Unfälle, die sie in selbem treffen können, zum voraus vorbereiten sollen.

a) Getäuschte Hoffnungen, unerfüllte Erwartungen, beugen darnieder, sie machen uns mit unserem

Stan-

Stande, mit unserem Schicksale unzufrieden und mißvergnügt, und ungerecht gegen die göttliche Vorsehung. Die natürlichen Folgen, die daraus entstehen, sind die: Die Berufspflichten werden vernachlässigt; wir übersehen das Gute, das uns die Vorsehung wirklich zugetheilt hat, und lassen es unbenützt liegen; wir leben uns selbst und Andern, besonders jenen zur Last, denen wir die vermeinte oder wirkliche Ursache unserer getäuschten Hoffnungen und unerfüllten Erwartungen zuschreiben. Wer sieht nicht hieraus die Nothwendigkeit für Leute, die in den Ehestand treten wollen, daß sie ihre Erwartungen von selbem nicht überspannen, sondern sich vielmehr auf die Unfälle, die sie in ihrem Ehestande treffen können, gefaßt machen sollen. Thun sie das, und die Unfälle treten nach geknüpftem Ehebande wirklich ein, so werden sie doch von selbem nicht so niedergebeugt und außer Fassung gebracht, als wenn sie vorhin an selbe gar nicht gedacht, und sich im Ehestande nur lauter heitere und leidenfreie Tage versprochen hätten.

Dieses Bereithalten auf vorkommende Unfälle im Ehestande schließt aber eine vernünftige Vermeidung derselben nicht aus; es fodert es vielmehr die Klugheit von uns, daß wir einen Stand, der mit so vielen Unfällen verbunden ist, nicht unüberlegt antreten, sondern den wichtigen Schritt in das Ehebette mit Vorsicht thun, und so viel es geschehen

kann

kann — den Unfällen vorbeugen, die uns im Ehestande treffen könnten.

Man muß sich daher bei der Wahl eines Gatten nicht von dessen Aussenseite und von solchen Dingen blenden lassen, die gar nichts oder doch nichts Wesentliches zu einer glücklichen Ehe beitragen. Wer wie viele versehen es in diesem Punkte. Wir würden gewiß tausend unglückliche Ehen weniger zählen, wenn nicht Tausende bei ihrer Gattenwahl nur auf Nebendinge achteten, und das Wesentliche dabei übersehen möchten. Jüngling, willst du weise handeln, so sieh bei der Wahl deiner künftigen Gattin auf Verstand, Fleiß und Tugend. Denn wenn du in die Klasse der Weisen gehören willst, so mußt du ja eine liebenswürdige Freundin, eine zärtliche Mutter, eine kluge Haushälterin suchen, die dir die Beschwerden des Ehestandes erleichtern, die Güter zu Rathe halten, und den Kindern eine gute Erziehung geben kann. Schau daher bei der Wahl deiner künftigen Gattin nicht blos auf körperliche Schönheit, die, wie jeder Gegenstand der Sinnenlust, vergänglich ist. Anmuth und Schönheit drücken den Charakter eines Menschen nicht aus, und es kann in einem schönen Leibe eine häßliche Seele wohnen. Sprichw. 31, 30. Was nützet dir die Schönheit deines Weibes, wenn sie auch noch so dauerhaft wäre, wenn hinter diesem Engel des Lichts ein Teufel verborgen wäre; wenn in der schönen Hülle eine

schwar-

schwarze Seele wohnte! Daher sagt ein Weiser der grauen Vorzeit: „Falle keinem schönen Weibe zu Füßen; und laß dich nicht wegen ihrer reizenden Gestalt nach ihr gelüsten.“ Sir. 25, 21.

Eben so wenig sollst du dich von den Reichthümern eines Weibes blenden lassen.

Wenn dich dein Weib durch eingebrachtes Vermögen, oder durch ein mit ihrer Hand verbundenes Amt ernährt, so wird sie dir bei jedem Anlasse, bei jedem Ausbruche des Zorns, den beschämenden Vorwurf machen: „Ich habe dich zum Manne gemacht“ — und dir dadurch das Leben verbittern. Sie wird dir das Regiment, das dir Gott über sie eingeräumt hat, durch ihr eingebrachtes Vermögen abgekauft zu haben wähnen — sie wird es sich zur Schande rechnen, einem Manne zu gehorchen, den sie nach ihrer Einbildung und Sprache, erst zum Manne gemacht hat. Sie wird dir alle Ehrfurcht und Achtung versagen, die der schwächere Theil dem stärkeren schuldig ist. Daher schreibt richtig der Grieche Menander: „Wer eine reiche Haupterbin ehelichen will, den strafen die Götter, oder der will elend seyn, während man ihn glücklich nennt.“ — Eben das behauptet auch Sirach, wenn er sagt: „Zorn, Geringschätzung, und schändliche Behandlung

ist

ist die Folge, wenn die Frau den Mann ernährt. 25, 22.

Uiberdenke es selbst, der du eine Gattin wählen willst, was dir ihre körperliche Schönheit, und all' ihr Reichthum und Vermögen nützen würde, wenn sie dabei ein sittenloses Geschöpf, eine boshafte Seele wäre! Würde sie dir nicht die Ergötzungen unschmackhaft machen, und Galle in deinen Freudenkelch schütten? Im Kreise deiner Freunde, wo du dich aufheitern und zerstreuen wolltest, würdest du Dinge von deinem Weibe hören müssen, die dir stille Seufzer über dein Unglück auspressen würden. Sir. 25, 28. Eben darum wollte Sirach lieber bei einem Löwen und Drachen wohnen, als mit einem boshaften Weibe leben. 25, 16.

Auch du, Mädchen, unverheirathete Freundin, die du an der Seite eines Mannes leben, und das Band der Ehe mit selbem knüpfen willst, bedenke die Wichtigkeit dieses Schrittes, und laß dich zu selbem nicht Dinge verleiten, die keinen bleibenden Werth haben, und die Glückseligkeit des Ehestandes nicht ausmachen Biethe deine Hand nicht etwa bloß darum einem Manne an, weil er auf einem hohen Posten steht, und du durch ihn zur großen Frau werden, und eine glänzende Rolle spielen kannst! — Wie, wenn er ein Despot wäre, und dich als Sklavin behandelte? Wie klein wärest du da nicht, und hättest

doch

doch gehofft, eine so große Frau zu werden! Würdest du bei all' deinem hohen Range nicht das Weib des Tagelöhners beneiden, die von ihrem Manne als eine treue Gehülfin seines Lebens geschätzt und geliebet wird? Eben so wenig laß dich durch den äußern Anstand eines Menschen, durch sein galantes Betragen blenden; denn was würde dir das nützen, wenn er dabei ein treuloses Herz besäße, und wenn du einmal sein Weib wärest, Andern hofirte, und dich über die Achsel ansehen möchte? —

Ihr, die ihr heirathen wollt, machet es euch zu einem festen Grundsatze, daß ihr erst die moralischen Eigenschaften einer Person kennen lernet, ehe ihr um ihre Hand werbet. Empfehlet dieses euer Vorhaben durch anhaltendes Gebet der weisen und gütigen Leitung Gottes; folget der Stimme euerer Vernunft, und nicht der Stimme blendender Leidenschaften. Da aber jene von diesen, besonders in dem Punkte der Liebe, so leicht irre geführt wird, so ziehet euere Aeltern oder andere gute und verständige Freunde zu Rath, die mit unbefangenem Auge die Person, die ihr ehelichen wollet, beurtheilen, und euch aus längerer Erfahrung besser, als ihr euch selbst, rathen können, und horchet dabei nicht auf den Rath lohnsüchtiger schmutziger Kupplerinnen.

Und gehet ihr bei der Wahl eueres künftigen Gatten nach diesen Weisheitsregeln zu Werke, dann

las-

lasset euch aber auch durch jene Beschwerlichkeiten und Unvollkommenheiten nicht abschrecken, die mit dem Ehestande verbunden sind. Denn

b) jeder Stand, und so auch der ledige, hat seine Last. Wäre der ledige Stand ganz leidenfrei, dann würden wohl viele bei allem Geschlechts- und Begattungstriebe dem ehelichen Stand entsagen; allein da es eine durch Erfahrung bestätigte Wahrheit ist, daß auch der unverheirathete Stand seine Leiden habe, so dürfen uns die Unvollkommenheiten und Beschwerlichkeiten, die mit dem Ehestande verbunden sind, um so weniger von selbem zurückschrecken. Wer ist dem Unverehelichten dafür Bürge, daß ihn nicht auch verschiedene Unfälle treffen können? Kann er nicht eben so, wie der Verheirathete, auf das Krankenlager geworfen werden? Und ist seine Lage dann nicht öfters noch trauriger, als die Lage eines kranken Gatten? Dieser findet doch herzliche Theilnahme und Pflege von seiner gefühlvollen Ehehälfte; da indessen jener oft blos durch gedungene Menschen bedient wird, die für jeden Schritt bezahlt seyn wollen, und seiner nur so lange warten, so lange er zahlen kann. Hat nun gar ein solcher Mensch kein eigenes Vermögen, von dem er in seiner Krankheit leben kann; lebte er bisher blos von dem, was er sich in gesunden Tagen durch seine Kopf- oder Handarbeit verdient hat — wie traurig steht es dann mit ihm, wenn ihn die Krankheit zur Arbeit, und folglich auch

zum

zum Erwerb seines Unterhaltes untauglich macht! Und hat er auch noch so ein ansehnliches Vermögen, kann es ihm nicht eben so wie dem Verehelichten durch verschiedene Unglücksfälle entrissen werden? Ist seine häusliche Wirthschaft nicht eben darum mehr dem Verfalle, als jene eines Verheiratheten ausgesetzt, weil er sie durch fremde Leute muß bestellen lassen, die immer mehr auf ihren, als seinen Nutzen sehen? Mit männlichem und weiblichen Gesinde kann man keine vortheilhafte Haushaltung führen; wo die Wirthschaft gedeihen soll, da muß eine Frau im Hause seyn. Nach den weisen Absichten des Schöpfers (1 B. Mos. 2, 18.) muß der Mann eine ihm gleiche Gehülfin und eine Stütze seiner Ruhe haben, die er aber nur in den Armen einer liebenswürdigen Gattin findet. Daher sagt auch der weise Sirach: „Wer eine Frau nimmt, der legt den Grund zu seinem Vermögen; er erhält eine ihm gleiche Gehülfin und eine Stütze seiner Ruhe." Sirach 36, 24.

Was sind die sogenannten Wirthschafterinnen, die bei unverheiratheten Herren aushalten, im Vergleich mit einer braven Hausfrau? Sind sie jung, so sind sie zu flatterhaft und leichtsinnig, als daß sie dem Hauswesen mit gehörigem Ernste vorstehen könnten. Die Heirathsgedanken verdrängen gewöhnlich bei ihnen jede ernstliche Sorge um das Hauswesen, und die Hofnung, durch ein größeres Heirathsgut eher einen

Mann

Mann zu bekommen, macht sie nicht selten treulos gegen ihren Herrn, auf dessen Kosten sie sich Brautschätze sammeln, und ihn durch verschiedene Kunstgriffe und Kniffe betrügen und bestehlen. Sind sie alt, so denken sie an jene Zeit, wo sie ganz zum Dienen unfähig seyn werden, und sich nichts mehr werden verdienen können. Sie denken auf Nothpfennige, die aber durch manchen ungerechten Gulden von dem Eigenthume des Herrn vermehrt werden. Ich will das freilich nicht von allen Wirthschafterinnen gesagt haben; es giebt unter ihnen auch gute, redlich denkende und handelnde Seelen; aber doch sind diese immer nur Ausnahme von der Regel, und auch die beste aus ihnen wird eine rechtschaffene Hausfrau, an Treue und Eifer für das Wohl des Hauses nie aufwiegen, das will Sirach behaupten, wenn er sagt: „Das Gut, um welches kein Zaun ist, wird beraubt; und wer ohne Frau ist, der irret umher, und seufzt.“ 36, 25. Ein Haus ohne Frau ist wie ein Garten ohne Zaun, der von jedermann zertreten und bestohlen werden kann. Nicht besser geht es in einer Haushaltung zu, wo das Gesinde Herr und Meister ist. Den Mann umlagern andere Geschäfte, und nehmen ihm zu viel Sorgen weg, als daß er auf jede Kleinigkeit merken könnte. Knechte und Mädchen, denen das Aufkommen eines Fremden wenig am Herzen liegt, vernachlässigen, verderben und entwenden manches, wodurch endlich das ganze Hauswesen in gänzlichen Verfall gerathen muß.

So

So verarmt der Mann ohne eheliche Gehülfin bei seinem Herumirren, bei aller seiner Geschäftigkeit, und seufzt über den Verlust seines Vermögens, das er durch eine kluge und brave Frau hätte vermehren können.

c) Der Ehestand empfiehlt sich auch dadurch, daß er uns mehr mit der Menschheit zusammen kettet, und uns mehr zur Thätigkeit und Rechtschaffenheit auffodert.

Ein Unverehlichter ist freilich auch ein Glied der menschlichen Gesellschaft; aber so fest ist er nicht an die Menschheit gekettet, als jener, der im Ehestande lebt. Wie theuer ist ihm nicht die Menschheit in seiner liebenswürdigen Ehehälfte; wenn er so viele Menschen um sich sehen muß, die der Menschheit zur Schande leben, die ihn beinahe zum Misanthropen oder Menschenhasser machen könnten: da söhnt ihn der Anblick seines treuen und liebenswürdigen Gatten, mit der Menschheit wieder aus. Noch schätzenswerther wird ihm die Menschheit in seinen Kindern. Ihr Anblick macht ihm erst den Werth des Menschen recht fühlbar. Der Gedanke, du hast so edlen Geschöpfen das Daseyn gegeben, die in der Reihe aller sichtbaren Wesen oben an stehen, die Gottes Bild an sich tragen, — das fesselt sein Herz an das Menschengeschlecht; die Menschheit wird ihm immer verehrungswürdiger; er schließt sich immer fester an die menschli-

che

che Gesellschaft an. Und was ist natürlicher, als daß er dabei auch mehr zur Thätigkeit und Rechtschaffenheit angetrieben wird? Ein Unverehelichter, der blos für sein Ich Sorge trägt, fühlt gewiß weniger Antrieb zur Thätigkeit, als ein Verehlichter, der eine geliebte Familie zu versorgen hat. Ein Mann, dem nichts näher am Herzen liegt, als das Wohl seines Weibes und seiner Kinder, wird gewiß alle Kräfte aufbiethen, um ihren Wohlstand blühend zu machen; er wird keine Arbeit, kein Unternehmen scheuen, wenn es auch mit noch so vielen Schwierigkeiten verbunden wäre. Mag er im Schweiß seines Angesichts arbeiten, mag seine Berufsarbeit ihm noch so viele Anstrengung seiner Geistes- oder Körperkräfte kosten, der Gedanke: ich arbeite für mein geliebtes Weib, für meine geliebten Kinder — giebt seinen abgespannten Nerven neue Schnellkraft, stählt seine Kräfte, versüßet ihm das Bittere seiner Arbeiten, spornt ihn immer zur neuen Thätigkeit, zum rastlosen Eifer an.

Ein Weib, die mit ganzer Seele an ihrem Gatten und ihren Kindern hängt, fühlt gewiß in sich den stärksten Antrieb zum häuslichen Fleiß. Hören wir nur, mit welchen reizenden Farben der weise Salomo den Fleiß und die Thätigkeit eines solchen Weibes schildert: „Sie, die für ihren Mann einen weit höheren Werth, als Perlen hat, gewinnt sein ganzes „Zutrauen, und Ausbeute wird ihm nicht fehlen. —

„Die

„Die Verwaltung ihrer häuslichen Geschäfte werden „ihr so gut von statten gehen, daß es auch ihrem „Manne, dem sie durch sein ganzes Leben Gutes und „nichts Böses erweist, an Gewinnst von ihrer unver„drossenen Arbeit nicht fehlen wird. — Sie geht „mit Wolle und Flachs um, und arbeitet mit lustigen „Händen, und wird durch ihr Beispiel auch ihr Ge„sinde zum Fleiße ermuntern. — Sie sucht das, was „sie in ihrem Hause selbst oder mit ihrem Gesinde ver„arbeitet hat, wieder durch kluge Spekulazion, durch „einen vortheilhaften Tauschhandel umzusetzen, und „dafür fremde Waaren für das Haus anzuschaffen. — „Sie überläßt sich nicht der Schlafsucht, sie legt sich „die letzte des Abends nieder, und steht zuerst des „Morgens auf. Sie sinnet auf einen Acker, und „erwirbt sich ihn; von den Fechsern, die sie selbst ge„zogen, pflanzt sie ihren Weinberg. Um so ungehin„derter arbeiten zu können, schürzet sie ihre Kleider „auf. Der gute Fortgang, den ihre Arbeit nimmt, „und der Nutzen, den sie daraus gewahr nimmt, läßt „auch ihre Nachtlampe nicht verlöschen. — Sie zieht „die Arbeit dem Schlafe vor, und arbeitet, wenn es „nöthig ist, auch die ganze Nacht. Sie schämt sich, „so vornehm sie auch ist, der Hausgeschäfte nicht, und „streckt ihre Hand nach dem Rocken, und mit ihren „Fingern hält sie die Spindel. Sie arbeitet aber „nicht nur, um sich und die Ihrigen zu versorgen, son„dern auch, um die Nothleidenden mit milder Hand „zu unterstützen. Sie fürchtet den rauhen Winter

„nicht;

„nicht; denn ihre ganze Familie ist mit dichten Win-
„terkleidern versehen. Reinlichkeit herrscht in ihrem
„Hause. Der ordentliche Anzug, in dem ihr Mann
„bei öffentlichen Verrichtungen erscheint, machet ihm
„Ehre, weil er von einem wohlgeordneten Hauswesen
„zeugt. Diese gute Wirthschafterin verfertigt nicht
„nur Hemd und Gürtel für ihr Haus, sondern verkauft
„auch noch davon fremden Kaufleuten. Ihr vornehm-
„ster Schmuck ist die Standhaftigkeit und Stärke des
„Geistes, mit der sie froh jeder Arbeit des kommenden
„Tages entgegen steht. Sie ist nicht mürrisch, nicht
„geschwätzig und plauderhaft, wie viele Weiber, son-
„dern wenn sie redet, so redet sie bescheiden und got-
„tesfürchtig. Sie ernährt keinen Faulenzer, sondern
„giebt genau auf ein jedes in ihrem Hause acht, wie
„es sein Brod verdienet." Sprüchw. 31.

Welch' ein Kontrast zwischen diesem Bilde eines solchen Weibes und jenen habsüchtigen Geschöpfen, von denen Unverheirathete ihr Hauswesen verwalten lassen!

Und so wie Verheirathete mehr zur Thätigkeit angetrieben werden, so finden sie sich auch durch die Verhältnisse, in welchen sie mit den Ihrigen stehen, mehr zur Rechtschaffenheit aufgefodert. Mancher Gatte, der vielleicht durch mißliche Umstände, oder durch was immer für eine Triebfeder zu einer unedlen Handlung gereizt wird, würde sich dazu entschlie-

ßen, wenn ihn nicht noch der Gedanke zurückhielte: „du brandmarkest durch diese Schandthat nicht nur deinen Namen mit Schande, sondern auch jenen deines geliebten Gatten! Wie könntest du seine Thränen fließen sehen, die er über dein Verbrechen weinen würde; diese Thränen würden dir wie Feuerglut auf deine geschändete Seele fallen!"

Und so wie eheliche Liebe von Schandthaten zurückschreckt, so spornt sie auch zu edlen Thaten an. Welcher liebende Gatte wünscht nicht herzlich, daß seine geliebte Ehehälfte möchte geehrt werden? Da er aber weiß, daß der Glanz seiner Ehre auch mit auf sie fällt, und wahre Ehre nur durch edle und ruhmwürdige Thaten kann erworben werden, so ringet er auch auf der Bahn der Ehre nach diesem Ziele, und der süße Beifall, den ihm nach einer edlen That der geliebte Gatte zulächelt, ist ihm ein Sporn zu neuen edlen Thaten.

Aeltern wünschen gewiß, daß ihr Andenken nach ihrem Tode in ihren Kindern rühmlich möge gefeyert werden. Unausstehlich ist ihnen der Gedanke, daß sie ihren Kindern Schande zum Erbe hinterlassen sollten. Sie hüthen sich daher nicht nur vor allem, was sie und ihre Kinder entehren könnte, sondern ihr ganzes Bestreben geht auch dahin, daß sie einst mit Ehren in die Grube fahren, und ihren Kindern einen ehrlichen Namen zurücklassen mögen; damit sich sel-

be nicht schämen dürfen, wenn einst die Nachwelt den Namen ihres Vaters oder ihrer Mutter nennt. Von diesem rühmlichen Ehrgefühle angetrieben, flößen sie auch ihren Kindern bei Zeiten edle Grundsätze in ihre jungen Herzen, damit sie einst auch nach dem Tode der Aeltern selben noch durch eine gute Aufführung Ehre machen, und die ererbte Tugend auch auf die spätesten Nachkömmlinge fortpflanzen mögen. So stiften Verehlichte ihrem Namen ein immerwährendes Gedächtniß, das von der Nachwelt in Segen gefeyert wird, indessen der Ledige, der nur sich lebt, und sich um Niemanden bekümmert, sich einst von der Erde schleicht, ohne daß sein Andenken in Kindern erhalten werde.

So, m. Fr., denke ich das Ziel, daß ich mir bei meiner heutigen Predigt selbst vorgesteckt hatte, erreicht zu haben. Ich habe euch auf die Unvollkommenheiten und Beschwerlichkeiten des ehelichen Standes aufmerksam gemacht; damit ihr euch in selbem kein Paradies träumet, und unbesonnen das Band der Ehe knüpfet, und dann, in eueren Hoffnungen getäuscht, euch voll Unmuth in eueren ledigen Stand zurückwünschet. Nein! ihr sollt vielmehr diesen wichtigen Schritt mit reifer Uiberlegung und strenger Prüfung wagen, und — so viel es bei euch steht — den Beschwernissen des Ehestandes vorbeugen, oder euch selbe doch erträglicher machen.

Ich habe dabei aber auch gezeigt, daß der Ehestand keine Hölle sey. Wahr bleibt es freilich, daß der Ehestand ein Wehestand sey; aber manches Wehe bringen doch schlechte Gatten selbst über sich, welches brave Eheleute nur dem Namen nach kennen. So wie die Frömmigkeit zu allem nützt, so auch zum Ehestande. Ihr Ledigen, die ihr einst heirathen wollet, bereitet euch zu dem Ehestande durch einen tugendhaften Wandel vor, damit ihr mit einem vorwurffreien Herzen zum Altare treten, und unter dem Segen des Himmels das Band der Ehe knüpfen könnet. Und seyd ihr einmal verehlicht, so bleibe jedem der Bund heilig: „ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen! Wir wollen Gott vor Augen haben; seine Gebote überhaupt, besonders aber jene Verheißung, die wir uns wechselseitig beim Altare gemacht haben, pünktlich halten, die Kinder, die uns Gott schenkt, christlich erziehen." Und bleibet ihr dieser frommen Entschließung getreu, so wird Gottes Segen auf euch ruhen; das Gute, das ihr in euerem Ehestande genießen werdet, wird gewiß das Böse überwiegen, und noch sterbend werdet ihr die Stunde segnen, in der euch der Priester mit einander verbunden hat. Amen.

Am dritten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text: Auch ich, der ich Höhern unterthan bin, spreche nur zu den mir untergebenen Soldaten, zu dem einen: „Gehe an den oder jenen Ort," und er geht; zu einem andern: „Komm," und er kommt, und zu meinem Sklaven: „Thue das" und er thut es. Matth. 8. 9.

Die Verschiedenheit der Stände ist weise Einrichtung des Weltenregierers. Jeder Stand, er sey so niedrig er will, ist von Gott, und verdient darum unsere Achtung; er gehöret mit zu dem großen Regierungsplane Gottes, und nur der stolze Thor kann den, der aus einer niedrigeren Menschenklasse ist, geringschätzen und verachten. Es kommt ja nicht darauf an, was für eine Rolle wir auf dem Schauplatze dieser Welt spielen, sondern wie wir sie spielen; und der seine Rolle als Taglöhner gut spielt, wird mehr Beifall von dem Regierer des Weltalls einerndten, als jener, dem die Rolle des Regenten anvertrauet war, und der mit Schande von dem Schauplatz abgetreten ist. Diese Wahrheit soll allen jenen zur Aufmunterung dienen, denen die Vorsehung das

Loos

Loos der Niedrigkeit zugetheilt, und sie zum Dienste Anderer bestimmt hat. Der Gedanke: „Mein Loos hat Gottes Hand für mich gezogen; ich kann als Dienstbothe so gut wie die Großen dieser Welt, den Himmel erben, wenn ich anders, als ein treuer Knecht die Talente benütze, die mir der Herr anvertrauet hat" — sollte jeden Dienstbothen dazu anzutreiben, daß er die Pflichten, die sein Stand von ihm fodert, mit aller nur möglichen Treue erfüllte. Allein viele aus dieser niedrigen Klasse vergessen ihre Pflichten, und die Klage über schlechtes Gesinde wird in unsern Zeiten immer allgemeiner, und das, leider, mit Grunde; denn nur hie und da giebt es noch brave Dienstbothen, die so wie jener kranke Knecht des Hauptmanns sich der Liebe ihrer Herrschaft würdig machen. Jene Subordination, jener willige Gehorsam, den der Hauptmann an seinen Untergeordneten rühmt, ist beinahe schon unter die Seltenheiten bei den heutigen Dienstbothen zu rechnen. Auch die nachsichtsvollste Herrschaft, die von ihrem Gesinde gewiß nichts Uibertriebenes fodert, findet Ursache, sich über ihre Dienstbothen zu beklagen.

Doch was rede ich viel über diese traurige Wahrheit, von der ihr längst aus eigener Erfahrung überzeugt seyd? Ihr selbst werdet schlechte Dienstbothen kennen, die bei all' ihren Fehlern noch übertriebene Foderungen an die Herrschaft machen, als ob sie in die Klasse der guten Dienstbothen gehörten.

Sie

Sie sind also so blind gegen ihre Fehler, daß sie selbe nicht einmal einsehen, und sich wirklich unter die pflichtliebenden Dienstbothen zählen.

Ich finde es daher wirklich nöthig, daß ich einmal von schlechten Dienstbothen predige, und sie zu ihren Pflichten zurückführe. Das soll den Stoff meiner heutigen Predigt ausmachen. In dem ersten Theile derselben zeige ich euch, welche in die Klasse schlechter Dienstbothen gehören; dann will ich euch aber auch die gewöhnlichen Ursachen angeben, warum wir so viele schlechte Dienstbothen zählen.

Erster Theil.

Ich würde mir ein allzuweites Ziel ausstecken, wenn ich in diesem kurzen Zeitraume, wo ich zu euch rede, alle Fehler schlechter Dienstbothen aufsuchen, und sie euch der Reihe nach umständlich herrechnen wollte. Nein! ich will nur einige der bedeutendsten rügen, wodurch das Gesinde unstreitig verdient, daß man es in die Klasse der schlechten Dienstbothen setze. Ich weiß es freilich, daß es hie und da Herren und Frauen, Hausväter und Hausmütter gibt, die ihre Foderungen an ihr Gesinde übertreiben; denen auch der beste Dienstboth nichts recht machen und nicht genug thun kann; aber wahr bleibt es auch,

daß

daß es Dienstbothen gibt, die man mit Recht schlechte Dienstbothen nennen kann.

a) Dahin rechne ich vor allen jene, die gegen ihre Herrschaft treulos handeln.

Treue und Ehrlichkeit ist gewiß die erste Eigenschaft, die man von einem Dienstbothen fodert, und das mit Recht. Was nützet uns auch der arbeitsamste Dienstboth, wenn er dabei uns wieder um eben so viel und wohl noch mehr bestiehlt und betrügt, als er uns durch seine Arbeit Nutzen schafft? Es ist traurig genug, daß man von auswärtigen schlechten Leuten immer befürchten muß, daß sie uns unser Eigenthum entwenden; wenn man nun gar seinen eigenen Leuten im Hause nicht trauen darf, was ist daß nicht für ein gekränktes Leben! Wer kann denn immer alles einsperren? Wer kann vor den Augen des Gesindes, das beständig im Hause ist, alles verbergen? Wenn nun die Dienstbothen selbst gewissenlos genug sind, sich an dem, was ihrer Herrschaft gehört, zu vergreifen; wenn sie kein Bedenken tragen, bald dies, bald jenes ungerechter Weise von ihrer Herrschaft an sich zu bringen; oder vielleicht gar noch die Kinder ihrer Herrschaft verführen und sie zu Werkzeugen ihrer Ungerechtigkeit machen — verdient solches Gesinde nicht in die Klasse der schlechten Dienstbothen gestellt zu werden? Was brandmarket denn einen Menschen mehr mit Schande, als Diebstahl und Betrug? Und ist

der

der Diebstahl und Betrug von Dienstbothen nicht um so schändlicher und sträflicher, weil sie selben an jenen begehen, von denen sie Kost und Lohn haben, deren Eigenthum sie vermehren und beschützen und nicht durch unerlaubte Eingriffe vermindern sollen? Sie sollen selbst darüber wachen helfen, daß ihrer Herrschaft nichts diebischer Weise entwendet werde; unterdessen wagen sie selbst unerlaubte Eingriffe in das Gut, das sie beschützen sollten. Vor auswärtigen Dieben und Räubern sucht der Eigenthümer sich dadurch zu sichern, daß er zur Nachtszeit sein Haus verschließt und so viel als möglich einem gewaltsamen Einbruche vorbeugt; was nützet ihm aber diese weise Vorkehrung, wenn er den Dieben im Hause hat, wenn sein Gesinde selbst, das mit ihm unter einem Dache wohnt, ihn betrügt und bestiehlt? Wie mancher böse Argwohn wird oft dadurch gegen unschuldige Mitdienstbothen verursacht? Wie oft hat man diesen oder jenen außer dem Hause in Verdacht, wenn sich der diebische Dienstboth in die Maske des ehrlichen Mannes zu verstecken weiß? Wahrlich unter den schlechten Dienstbothen sind die treulosen die allerschlechtesten. Darum schärft auch der Apostel dem Gesinde die Treue und Ehrlichkeit so nachdrücklich ein, und sagt: „Die Knechte (die Dienstbothen) sollen ihrem Herrn nichts veruntreuen, sondern sich in allen Stücken treu und rechtschaffen bezeigen, damit sie dem Christenthume durchgängig Ehre

machen.“ Tit. 2, 10. Aber wie viele Dienstbothen versündigen sich nicht gegen diese Vorschrift der christlichen Religion, einer Religion, in der sie erzogen sind! Dieser erhabenen Religion machen sie Schande, und versündigen sich wider ein Gesetz, das auch dem gewissenhaften Heiden heilig ist.

b) In die Klasse schlechter Dienstbothen gehören auch mit Grunde die ungehorsamen und widerspenstigen.

Die Pflicht eines jeden Dienstbothen ist: ihrer Herrschaft in Dingen, die nicht wider Tugend und Religion sind, willig zu gehorchen. Jener Diener — sagt der Stifter unserer heiligen Religion, — der seines Herrn Willen weiß, nicht aber desselben Willen thut, wird viele Streiche empfangen. Luk. 12, 47. Und ein Apostel dieses erhabenen Lehrers fodert sogar von den Dienstbothen, daß sie ihre Pflichten mit aller möglichen Unterwürfigkeit thun, und nicht denken sollen, daß sie nur jenen Herrschaften Gehorsam und Treue schuldig sind, von denen sie gütig und leutselig behandelt werden, sondern auch denen, die ihre bittere Laune haben, und sie ihnen fühlen lassen. 1. Pet. 2, 18. Aber wie viele Dienstbothen giebt es nicht, die diese Pflicht ganz vernachlässigen, die sich nicht nur gegen eine harte, sondern auch gegen eine gütige und billige Herrschaft ungehorsam

und

und-widerspenstig betragen, ja die sich gerade um so mehr und öfter gegen die Anordnung der Herrschaft sträuben, je gütiger und menschenfreundlicher diese ist! Ordnet der Herr oder die Frau im Hause etwas an, so wollen sie es immer besser verstehen; sie widersetzen sich hartnäckig dem ertheilten Befehl, vergessen die der Herrschaft schuldige Achtung, werden grob und beleidigend; wollen mit Gewalt Recht haben, und das letzte Wort behaupten; und diese Ungezogenheit setzen sie so lange fort, bis auch die geduldigste Herrschaft zum Zorne gereizet wird. Und auch dann pochen sie noch fort, verrichten entweder die anbefohlene Arbeit gar nicht, oder doch mit Murren, finsterer Miene, und mit Fleiß nur obenhin. Sie wollen überhaupt die Ordnung im Hause umkehren; sie wollen befehlen und anordnen; Herr und Frau sollen gehorchen, und sich nach ihrem Eigensinne, nach ihrer Herrschsucht richten und bequemen. Ihr Unfolgsamen, warum nennet ihr euch Christen, wenn ihr nicht so gegen euere Herrschaft handeln wollet, wie es euch Christusreligion befiehlt? Wie beschämen euch die Untergeordneten des heidnischen Hauptmannes, die doch vermuthlich auch Heiden gewesen sind; und doch ertheilet er ihnen das rühmlichste Zeugniß: „Spreche ich nur zu den mir untergebenen Soldaten, zu dem einen: Gehe an den oder jenen Ort, und er geht; zu einem andern: Komme, und er kommt; und zu meinem Sklaven: Thue

das

das, und er thut es." Dafür genossen aber diese gehorsamen Diener gewiß ihres Herrn ganze Liebe; dieser willige Gehorsam machte, daß der Herr den kranken Sklaven so liebgewonnen, daß er für ihn, wie für seinen Sohn sorgte. Ihr aber, ihr ungehorsamen und widerspenstigen, ihr machet euch Gott und Menschen zu Feinden; niemand wird euch gern in Dienst nehmen; und sey es, daß ihr nicht immer dienen, sondern einst für euch leben werdet, glaubet ihr wohl, daß ihr dann ein zufriedenes und glückliches Leben führen werdet? Ich zweifle mit Grund daran. Wie man es gewohnt, so treibt man es gewöhnlich weiter fort. Ihr möget hinkommen, wohin ihr immer wollet, so werdet ihr gehorchen müssen; und wenn ihr schon euerer Herrschaft, deren Brod ihr esset, ungehorsam gewesen seyd, so wird es euch gewiß noch schwerer fallen, andern Leuten zu gehorchen, die euch kein Brod zu essen geben. Ja, du ungehorsamer und widerspenstiger Knecht, du lässest fürchten, daß du einst ein stützziger Unterthan, ein streitsüchtiger Nachbar seyn, dir selbst, und Andern viel Unruhe und Kränkung verursachen wirst. Du ungehorsame, rechthaberische Magd, du lässest fürchten, daß du einst die Plage deines Mannes seyn wirst. Dein Widerspruchsgeist, der dich jetzt als Dienstboth schon beherrscht, wird auch über dich als Eheweib herrschen. Wie oft wirst du den Gehorsam verletzen, den du deinem Manne beim Altare schwören wirst! Wie bitter wirst du deinem armen Manne sein Leben durch

deine

deine Unfolgsamkeit machen! Wie bald wird häusliecher Friede euere Schwelle verlassen! Wie bald wird das sonst sanfte Band der Ehe durch dich in unerträgliche Fesseln umgeschaffen werden! O glaubet mir, ihr ungehorsamen, widerspenstigen und groben Dienstbothen, ihr werdet nie, nie recht glücklich seyn; ihr werdet die traurigen Folgen eueres Ungehorsams durch euer ganzes Leben und vielleicht noch jenseits des Grabes empfinden.

c) Unter die schlechten Dienstbothen gehören auch jene, die faul und arbeitscheu sind.

Dienstbothen nimmt man deswegen auf, giebt ihnen Kost und Lohn, damit sie die ihnen bestimmten Arbeiten ordentlich, zu gehöriger Zeit, und mit möglichstem Fleiße verrichten.

Aber wie viele Dienstbothen giebt es, die diese ihre Bestimmung beinahe ganz vergessen! Sie unternehmen öfters nur jene Arbeit, die ihnen gerade gefällt, und eine andere, die sie auf Befehl ihres Herrn, oder ihrer Frau verrichten sollen, unterlassen sie entweder ganz, oder lassen sich selbe doch wohl erst mehr als einmal schaffen; und dann gehen sie verdrossen und voll Unmuth an die Arbeit. Was läßt sich da Gutes von ihnen erwarten? Die Arbeit wird nur halb und obenhin verrichtet, wodurch der Herrschaft gewöhnlich mehr geschadet als genützt wird;

denn

denn eine halbe, schlecht verrichtete Arbeit ist oft schädlicher, als gar keine. Oft kann die schlechte und verpfuschte Arbeit gar nicht wieder verbessert werden. Eben so schädlich ist oft eine Arbeit, die zur Unzeit unternommen wird. Wie oft geschieht es nicht, daß faules und arbeitscheues Gesinde diese oder jene Arbeit, die es heute noch unternehmen sollte, immer auf die lange Bank hinaus schiebt; wo es dann am Ende oft zu spät ist, diese Arbeit zu vollenden; und wenn sie ja unternommen wird, so wird ste, eben weil sie schon lange hätte sollen vollendet seyn, nur obenhin verrichtet und übereilet; wodurch oft der Herrschaft ein unersetzlicher Schaden verursachet werden kann.

Wer sieht es also nicht ein, daß faules und arbeitscheues Gesinde mit Recht schlechtes Gesinde verdienet genannt zu werden? Und gerade Dienstbothen von dieser Art sind keine Seltenheit unter uns. Es wird nun herrschende Sitte, daß Dienstbothen die Nacht hindurch, wo ste ruhen und neue Kräfte zu den Arbeiten des kommenden Tages sammeln sollten, nächtliche Zusammenkünfte sich erlauben, wo ste die Zeit, die zur nächtlichen Ruhe bestimmt ist, verschwärmen, in unkeuschen Umarmungen oder in anderen sittenverderbenden Handlungen, schlaflos zubringen, und des andern Tages die Arbeit aus den Händen fallen lassen, weil die Natur ihr Recht fodert, und der Schlaf sich ihnen dann zu einer Zeit

auf-

aufdringt, wo sie nicht schlafen, sondern arbeiten sollten. Freilich giebt es viele, denen man es eben nicht vorwerfen kann, daß sie sich auf diese jetzt gedachte Weise um die nächtliche Ruhe bringen, und zur Arbeit des andern Tages untauglich machen; sie haben aber auch ohnedies schon einen Hang zur Faulheit; sie arbeiten nur so lange, als sie unter der Aufsicht ihrer Herrschaft stehen, und arbeiten müssen: wendet ihnen der Herr oder die Frau nur den Rücken zu, sind sie sich bei der Arbeit allein überlassen, dann lassen sie selbe ganz liegen, schleichen müßig in fremde Häuser umher; verplaudern und vertändeln die edle Zeit mit Nichtsthun, die zur Arbeit bestimmt ist. Das sind die sogenannten Augendiener, die immer gern vor ihrer Herrschaft arbeitsam scheinen möchten, im Grunde aber faule und arbeitscheue Geschöpfe sind.

Ihr Dienstbothen dieser Art, ihr falschen Augendiener, was treibet ihr denn? Ihr betrüget nicht euere Herrschaft allein; ihr betrüget auch euch; denn ihr verdienet euch mit euerem Dienste die Hölle, und nicht den Himmel. Oder arbeitet ihr etwa blos, um nur euren zeitlichen Lohn zu erschleichen? O, dann bedaure ich euch, ihr Unglücklichen! So habt ihr eueren Lohn schon dahin, und könnet auf jenen, den gute Dienstbothen bei Gott zu erwarten haben, keinen Anspruch machen. O da muß euch freilich eure Arbeit schwer und verdrüßlich fallen, wenn ihr

nicht in Hinsicht auf den Himmel arbeitet; dann werdet ihr freilich wider die Vorschrift des Apostels faul und träge in dem seyn, was ihr thun sollet. Aber lasset euch doch rathen, arbeitet doch nicht nur um den geringen Erdenlohn, den euch eure Herrschaft reichet; arbeitet doch so, daß ihr für euere Arbeit auch von Gott einen Lohn erwarten könnet. Arbeitet auch dann treu und fleißig, wenn euch das Auge eueres Herrn oder euerer Frau nicht bewachet; denket doch, daß Gott euch sieht, daß ihr auch in seinem Dienste stehet, und daß ihr das, was ihr eurer Herrschaft leistet, Gott selbst leistet; aber auch das, was ihr euerer Herrschaft vernachlässiget, Gott selbst vernachlässiget. Glaubet ihr etwa, daß ich Unrecht habe, oder meine Foderung an euch übertreibe? So will ich statt meiner den Apostel Paulus reden lassen: „Ihr Knechte (ihr „Mägde) sagt er in dem Briefe an die Epheser. 6. „gehorchet euren Herrn, welchen ihr angehöret, mit „aller ihnen schuldigen Ehrfurcht ohne Tücke, ohne Betrug, mit einem eben so aufrichtigen Herzen, als „wenn ihr Christo selbst dientet: nicht nur wenn „ihr von ihnen beobachtet werdet, um euch durch den „guten Schein einzuschmeicheln, und als Wohldiener „nach Menschengunst zu haschen, sondern wie wahre „Christen, die Gottes Gebote gerne und freiwillig „vollziehen. Ihr sollet an ihnen nicht den Menschen sehen, dem ihr dienet, sondern Christum, der „es befiehlt, und den Gehorsam belohnt; von dem „Gedanken belebt, daß jeder Mensch für das, was

„er

„er in seinem Stande Gutes thut, er erfülle nun die „Pflichten des Knechtes, oder eines Freien, von Gott „dereinst die Belohnung empfangen werde.

d) Endlich rechnet man mit Grund zu den schlechten Dienstbothen auch jene, die den häuslichen Frieden stören, und Uneinigkeiten stiften.

Der häusliche Friede ist das größte Gut; wo dieser fehlt, da verwelken alle andern häuslichen Freuden; und doch wird er nicht selten durch Dienstbothen gestört und aus dem Hause verbannt. Man hat leider nur gar zu viel Beispiele, wo Dienstbothen den Mann wider das Weib, oder das Weib wider den Mann aufgehetzt haben. Eifert ein Gatte mit dem andern, wie oft ist der Dienstboth nicht niederträchtig genug, dessen Eifersucht zu vermehren, und dem eifersüchtigen Dinge von dem andern Theil wahr oder falsch beizubringen, wodurch seine Eifersucht neue Nahrung erhält.

Wie oft, wenn ein Gatte gegen den andern wirklich treulos handelt, schlagen sich nicht die Dienstbothen auf des Treulosen Seite; helfen ihm noch seine verbothene Streiche ausführen, wodurch der häusliche Friede immer mehr und weiter verbannt wird. Auch tragen viele Dienstbothen gar kein Bedenken, solche Dinge aus dem Hause zu schwatzen, die ihre

Herrschaft will verborgen gehalten haben. Oder sie sind wohl gar gewissenlos genug, ihrer Herrschaft Fehler und Vergehungen anzudichten, und ihren guten Namen bei Andern zu verdunkeln. Eben so häufige Beispiele hat die Welt aufzuweisen, daß Dienstbothen öfters die Kinder ihrer Herrschaft zum Bösen verführt, und dadurch den guten Aeltern viel Herzeleid zugezogen haben Mancher Dienstboth ist gewissenlos genug, die Kinder seiner Herrschaft anzustellen, daß sie ihren Aeltern bald dieses, bald jenes entwenden sollen. Sie schläfern das warnende Gewissen der Kinder dadurch ein, daß sie den Kindern sagen: „Du bist ja das Kind im Hause, du nimmst es ja deinem Vater, deiner Mutter, das hat nichts zu sagen.“ Wer bringt den Kindern oft so sittenverderbende Grundsätze bei; wer läßt sie solche Dinge sehen und hören, wodurch das unschuldige Herz der Kinder vergiftet, und der Zunder zum Bösen angefacht wird! Wer ist schuld, daß die guten Aeltern, bei allen ihren guten Lehren und Beispielen, am Ende doch an ihren Kindern Schande und Spott erleben? Sehr oft sind gewissenlose Dienstbothen hieran die ganze Schuld. Eben so stören sie oft auch den Frieden unter ihren Mitdienstbothen. Sind die, die sich ihnen in einem und eben demselben Dienst befinden, brav; schlagen sich diese nicht zu ihrer Parthei; sind sie in ihrem Dienste treu, gehorsam und eifrig; so werden sie von den Pflichtvergessenen bald beunruhigt werden. Was ist billiger, als daß die Herrschaft dem treuen, gehorsamen und

eifri-

eifrigen Dienstbothen mehr Gunst schenkt, als dem treulosen, widerspenstigen und faulen? Geschieht nun aber das, so regt sich bei den Pflichtvergessenen der Neid. Sie gönnen es ihrem Mitdienstbothen nicht, daß er bei der Herrschaft mehr gilt, als sie; und ihr Neid blendet sie so, daß sie die Schuld, warum sie nicht auch so viel gelten, nicht in sich selbst suchen, wo sie zu finden wäre, sondern selbe vielmehr in ihren Mitdienenden zu finden glauben. Ihre blinde Eigenliebe läßt es nicht zu, daß sie sich sagten: „Du bist selbst schuld, daß du bei deiner Herrschaft weniger giltst, als die anderen, die in ihrem Dienste stehen; wärest du auch so treu, willig und fleißig, wie die andern sind, so würdest du eben so viel bei deiner Hesrrchaft gelten.“ Aber nein! das denkt und glaubt ein solcher pflichtvergessene Dienstboth nicht; er schiebt die Schuld auf die bessern Mitdienenden, und wähnt, daß sie ihn bei der Herrschaft müssen verschwärzt haben; und bei diesem Wahn läßt sich von ihm nichts anders erwarten, als daß er den bei der Herrschaft beliebten Mitdiener seine ganze Rache fühlen läßt Ja er ist wohl unverschämt genug, feindet die Herrschaft selbst an, und sucht die Meinung, die sie dem braven Dienstbothen schenkt, durch die schändlichsten Verläumdungen verdächtig zu machen, und auszustreuen, daß der Herr oder die Frau gegen diesen oder jenen Dienstbothen eine verbothene und unreine Liebe unterhalte. Freunde, wie kann bei solchen Dienstbothen der liebe Frieden im Hause bestehen? Und wenn ich

solche friedenstörende Dienstbothen nicht schlecht und böse nennen soll; wen soll ich dann so nennen? Aber auch unglücklich muß ich solche friedenstörende Dienstbothen nennen. Denn da sie den Frieden unter Andern stören, können sie unmöglich Friede mit sich selbst haben. Nein! solche gottlose Dienstbothen haben keinen Frieden! Immer, auch wenn sie nicht mehr dienen werden, werden sie sich Feinde machen. Nie können sie mit einem ruhigen Herzen an den Gott des Friedens denken. Und da sie die traurigen Folgen ihres friedenstörenden Betragens selten ganz wieder gut machen können, wie können solche Leute einst ruhig sterben, und getrost vor den Weltenrichter erscheinen? Wie können sie dort den ewigen Frieden hoffen, da sie hier in ihrem Dienste so oft den gottgefälligen Frieden gestöret haben?

Jeder, der mit partheylosem Herzen und mit unbefangener Vernunft zu urtheilen gewohnt ist, soll es nun sagen: ob alle diese Dienstbothen nicht in die Klasse der schlechten gehören. Und leider ist diese Klasse nicht mehr klein! Die Zahl schlechter Dienstbothen vermehrt sich beinahe mit jedem Jahre. Es ist doch der Mühe werth, daß wir untersuchen, woher es kommt, daß wir so viele schlechte Dienstbothen zählen.

Zwei-

Zweiter Theil.

Wenn das Gesinde schlecht ist, so liegt die Schuld nicht immer an dem Gesinde allein, sondern auch an andern Leuten.

a) So fällt bei schlechten Dienstbothen meistens die Schuld auf ihre schlechten Aeltern zurück.

Viele Herrschaften erhalten ihre Dienstbothen schon mit einer schlechten Erziehung aus den Händen ihrer Aeltern. Ihre Aeltern haben selbst schlechte Grundsätze und böse Sitten; und wie ist es da anders möglich, als daß sie auch ihre Kinder schlecht erziehen, und sie mit verdorbenen Herzen in den Dienst anderer Leute schicken? Wenn Aeltern selbst roh und unwissend aufgewachsen sind, falsche Religionsbegriffe, schädliche und sittenverderbende Grundsätze unterhalten, wenn sie z B. sagen: „man muß nichts auf sich sitzen lassen, nichts von andern leiden — oder: man muß sehen, wo man was bekommen kann; dem Reichen schadet es nicht, wenn der Arme ihm etwas entwendet" u. d. gl. Was läßt sich da Gutes von ihren Kindern erwarten? Werden sie nicht die schädlichen Grundsätze ihrer Aeltern einsaugen? Wenn sie nun erst gar die Aeltern nach solchen schädlichen Grundsätzen handeln sehen; wenn sie es wahrnehmen, wie rachsüchtig ihre Aeltern handeln, wenn

sie

ſie von einem beleidigt worden ſind, mit welchen groben ehrverletzenden Schimpfworten ſie den belegen, der ihnen eine wirkliche oder eingebildete Beleidigung zugefügt hat — wenn ſie ſehen, wie ihre Aeltern bald dieſes bald jenes diebiſcher Weiſe entwenden, und ins Haus bringen, und wohl die Kinder ſelbſt anſtellen, daß ſie andern Leuten dieſes oder jenes wegtragen und nach Hauſe bringen ſollen — wenn ſie ſehen, wie faul und arbeitſcheu ihre Aeltern ſind, und eben darum lieber zum Bettelngehen und Stehlen, als zum Arbeiten ihre Zuflucht nehmen, um ſich zu erhalten: — werden die Kinder ſolcher Aeltern nicht eben auch rach- und ſchmähſüchtig, losmauligt, arbeitſcheu, faul und diebiſch werden? „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme!“ Kinder werden gewöhnlich das, was ihre Aeltern ſind; ſo werden die Kinder böſer und verdorbener Aeltern meiſtens auch ſelbſt böſe und verdorben; und treten ſie in die Dienſte Anderer, was werden ſie anders als ſchlechte Dienſtbothen ſeyn, die ihrer Herrſchaft Schaden, Kränkung und Verdruß verurſachen werden.

O Aeltern, die ihr arm ſeyd, und es vorausſehet, daß euere Kinder einſt als Dienſtbothen ihr Brod werden verdienen müſſen; ihr ſeyd um ſo mehr ſchuldig, euren Kindern eine gute Erziehung zu geben; ſie zum Gehorſam, zur Arbeitſamkeit und Treue anzuhalten, weil ſie ſonſt unter fremden Leu-

ten ein schlechtes Fortkommen finden werden. Wie könnt ihr es verantworten, wenn ihr die Herzen euerer Kinder selbst verderbet, wenn ihr ihnen selbst solche böse und schlechte Grundsätze beibringt, und sie durch euer verderbliches Beispiel an solche Dinge gewöhnt, wegen welcher man sie als schlechte und böse Menschen verabscheuen und fliehen wird? Wie könnt ihr einst ruhig sterben, wenn euch euer eigenes Herz verdammt, und die bittere Wahrheit vorhält: „deine Kinder werden dir noch im Grabe fluchen, weil du ihnen eine so schlechte Erziehung gegeben hast, daß sie unter den Leuten unmöglich fortkommen können. — Der Weltenrichter wird ihre verdorbenen Seelen von deinen Händen fodern!"

Aeltern, die ihr euere Kinder nicht selbst ernähren und versorgen könnt, und sie früher oder später in die Dienste Anderer schicken müsset, gebet ihnen doch eine gute Erziehung; das ist ja der größte Schatz, den ihr ihnen bei aller eurer Armuth geben könnt. Schickt eure Kinder fleißig zur Schule, damit sie da in nützlichen Kenntnissen unterrichtet, zur Tugend angeleitet, und zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft gebildet werden. Gewiß würden wir weit weniger schlechte Dienstbothen zählen, wenn nicht so viele Kinder in ihren schulfähigen Jahren durch ihre Aeltern von der Schule abgehalten würden. Das sahen die weisen Gesetzgeber unserer österreichischen Staaten sehr wohl ein; darum gaben sie auch unter

andern Schulgesetzen das heraus: daß kein Kind in einen Dienst, oder zu einer Profession soll angenommen werden, welches sich nicht durch Atteste ausweisen kann, daß es die Schule vorschriftmäßig besucht habe Nur schade, daß dieses Gesetz hie und da in Rücksicht der Dienstbothen so schlecht beobachtet wird.

Aber auch das Schulgehen würde eure Kinder noch nicht zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft, zu guten Dienstbothen machen, wenn ihr bei ihnen das, was in der Schule ist aufgebaut worden, durch eure verderbenden Grundsätze und Beispiele wieder einreißen möchtet. Gebet vielmehr den guten Lehren und den nützlichen Anweisungen zu einem tugendhaften Wandel, die sie in der Schule erhalten haben, durch euer wirksames Beispiel noch mehr Gewicht; dafür werden einst nicht nur euere Kinder, sondern auch jene, in deren Dienste sie sich befinden, noch eure Asche segnen.

b) Auch die Herrschaften selbst sind oft daran Schuld, das sie schlechte Dienstbothen haben.

Mancher Dienstboth kommt mit den besten Grundsätzen und mit unverdorbenem Herzen in den Dienst dieser oder jener Herrschaft, die aber keine Religion besitzt, und gar kein Bedenken trägt, das Herz des Gesindes durch ihr eigenes böses Beispiel zu vergiften, und es zur Irreligion zu verleiten.

Was

Was soll man von jenen Herren oder Frauen denken, die sagen: „wenn mir meine Dienstbothen nur ihre Arbeiten verrichten, um ihr übriges sittliches Verhalten bekümmere ich mich nicht; sie mögen Religion haben oder nicht.“ Die ihr diese Sprache führet, ihr verrathet es deutlich, wessen Geistes Kinder ihr seyd; ihr beschimpft durch einen solchen Grundsatz euern Verstand und euer Herz. Könnt ihr wohl vernünftig glauben, daß ein Dienstboth ohne Religion euer Wohl befördern wird? Was wird ihn zum Fleiß bei seiner Arbeit anhalten, wenn er von eueren Augen nicht bemerkt wird? Was wird ihn abhalten, euch zu betrügen und zu bestehlen, wenn er von habsüchtigen Leuten oder von seinem eigenen bösen Herzen dazu gereizt wird, und er selbes ohne Gefahr, entdeckt zu werden, thun kann? Welche Schandthat — wenn gleich der Friede und die Glückseligkeit eures Hauses dadurch untergraben wird — wird ihm zu schwarz seyn, wenn sein schmutziges Interesse dabei befriedigt wird? Was wird ihm seine Pflichten heilig machen, was wird ihn von Verletzung derselben abhalten, wenn es die Religion nicht thut? Und doch giebt es Herrschaften, die unklug und gewissenlos genug sind, durch ihre irreligiösen Grundsätze und ärgerlichen Beispiele ihrem Gesinde die mit hergebrachte Religion zu rauben, oder die sich um das moralische Verhalten ihres Gesindes wenig oder gar nicht bekümmern.

O ihr Herrschaften, handelt doch klüger und christlicher in Betreff eures Gesindes. Wir sind ja überhaupt schuldig, einander zu erbauen, einer für das Seelenheil des Andern zu sorgen. Und seyd ihr diese Pflicht nicht um so mehr euren Dienstbothen schuldig? Ihre Aeltern haben sie euch gewiß, wo nicht mit der lauten, doch stillen Bedingniß übergeben, daß ihr über das sittliche Verhalten ihrer Kinder wachen sollt. Welche rechtschaffene Aeltern, die ihr Kind unverdorben in eure Hände lieferten, würden euch selbes überlassen, wenn ihr ihnen zum Voraus sagen möchtet: „um den sittlichen Wandel eures Kindes bekümmere ich mich nicht; es gilt mir gleichviel, ob ich es einst mit verdorbenem oder unverdorbenem Herzen wieder aus meinem Dienste entlasse!" Oder haben vielleicht eure Dienstbothen keine Aeltern mehr; vielleicht sind sie älternlose Kinder, wenn ihr sie in euren Dienst aufnehmt; haben sie aber da nicht um so mehr einen Leiter und Führer auf dem sittlichen Pfade nöthig? Und wer soll nun diese Stelle bei ihnen vertreten, als eben ihr, unter deren Augen sie leben, für die sie arbeiten? Und gewinnt ihr nicht etwa selbst dabei? Je frömmer und religiöser eure Dienstbothen sind, um so heiliger wird ihnen jede Pflicht seyn, die ihr von ihnen zu fodern berechtigt seyd.

Es ist aber nicht genug, wenn Herrschaften ihre Dienstbothen nicht nur selbst nicht verderben, sie müssen auch dafür sorgen, daß sie nicht von Andern ver-

dorben werden; denn es gibt auch böse Leute, die oft aus schmutzigem Eigennutz oder Habsucht das Gesinde gänzlich verderben.

c) Man pflegt zu sagen: „ein Mensch ist des andern Teufel.“ Dieses Sprüchwort ist nicht nur in so fern wahr, daß oft ein Mensch den andern kränkt und quält; sondern auch, daß einer den andern zum Bösen reizt, und Satansstelle vertritt.

In diesem letztern Verstande trift dieses Sprüchwort oft bei dem Gesinde ein, das von habsüchtigen Zuläuferinnen in einem Hause zur Untreue gegen ihre Herrschaft verführt wird. Das sind gewöhnlich Leute, die sich von ihrem schmutzigen Eigennutze regieren lassen. Spricht dieser in ihnen, dann überhören sie die Stimme ihres Gewissens und der Religion, dann verderben sie das gewissenhafteste Gesinde, und wissen durch ihre Scheingründe dessen Gewissenhaftigkeit wegzuraisonniren und das warnende Gewissen einzuschläfern. Für ihre Postenträgereien, Kupplereien und andere niederträchtige Dienste, die sie dem Gesinde leisten, fodern sie Dinge von selbem, wozu es kein Recht hat, weil diese Dinge Eigenthum der Herrschaft sind.

Und nicht selten sind die Aeltern des Gesindes selbst diese Satane, die ihre Kinder verführen und

sie

ste ihre Herrschaft bestehlen heißen. Ich wollte wünschen, daß der Belege zu dieser Wahrheit weniger wären, als ihrer wirklich sind. Wie können doch Menschen ihre Würde gar so sehr entehren! Wie können sie sich zur Rolle eines Teufels herabsetzen! Wie können sie so pflichtvergessen, so niederträchtig, so thöricht handeln, und um eines ungerechten, hinfälligen Gutes wegen, Seelen verderben, die mit dem Blute Jesu erkauft sind! Wie können sie um einen vergänglichen Sündensold ihre Seligkeit hingeben!

O ihr Verblendeten! Bedenket doch, was zu euerem Frieden dient! Bedenket doch, daß ein trocknes Stück Brod, das ihr im Schweiße eures Angesichts ehrlich erworben habt, besser sey, als die köstlichste Sache, die ihr durch verführte Werkzeuge ungerechter Weise an euch bringt. Verführt doch das Gesinde nicht; es giebt ja, leider, ohne dieß Dienstbothen genug, die sich selbst von ihren eigenen Herzen verführen lassen! Viele Dienstbothen haben die Schuld, daß sie schlechte Dienstbothen sind, blos sich selbst zuzuschreiben.

d) Dahin rechne ich unter andern jene, die sich von der Modesucht beherrschen

So übertrieben es wäre, wenn man fodertе, das wir immer bei dem Schnitt und der Tracht unserer Urväter bleiben sollten, so wenig ist es auch zu billigen, daß man gleich jede neue und noch dazu kostspieligere Mode nachäfft. Diese Sucht ist nicht einmal an einem Hausvater oder einer Hausmutter noch weniger an einem Dienstbothen zu billigen; und doch wird sie unter dieser niedrigen Volksklasse immer herrschender.

Wie kann ein Dienstboth, der unter dem Szepter der Mode steht, und sich von ihr hinreißen läßt, seine Pflichten treu erfüllen? So wie eine Hausfrau, in der die Stimme der Eitelkeit lauter, als die Stimme ihrer Pflichten spricht, von diesem Augenblicke an aufhört, eine liebende Gattin und Mutter zu seyn; so hört auch ein Dienstboth gewiß auf brav und gut zu seyn, sobald er sich von der Modesucht, vom Hange zum übertriebenen Putz und Aufwand beherrschen läßt. Wie die modesüchtige und eitle Hausfrau, die der Abwartung ihrer häuslichen Geschäfte bestimmte Stunde am Putztische tödtet; so wird die modesüchtige Magd — wenn sie sich dem Auge ihrer Herrschaft entziehen kann, die Zeit, die zu ihren Dienstarbeiten bestimmt ist, bei ihrem Kleiderkram vertändeln. Und kann sie das ja nicht thun, so sind doch ihre Gedanken bei der Arbeit zu sehr auf den Flitterglanz der Mode gerichtet, als

daß

daß sie ihre angewiesenen Geschäfte mit gehörigem Fleiß und Ernst verrichten könnte.

Das ist aber noch nicht die einzige traurige Wirkung, die die Modesucht und Eitelkeit unter den Dienstbothen hervorbringt; sie werden durch selbe auch zur Untreue gegen ihre Herrschaft verleitet. So sehr auch immer der Lohn eines Dienstbothen in unseren gegen die vorigen Zeiten erhöhet ist, so reichet er doch bei modesüchtigen und eitlen Dienstbothen noch lange nicht hin, ihre Modesucht und Eitelkeit immer zu befriedigen.

Dazu wird ein höherer Aufwand erfodert, als ihr bedungener Lohn ist; und, um diesen Aufwand machen und ihre Modesucht befriedigen zu können, erlauben sie sich manchen ungerechten Eingriff in das Eigenthum ihrer Herrschaft, und opfern ihrem Hange zur Mode, ihre Ehre und Gewissen auf, welches sie durch verschiedene Ausflüchte einzuschläfern suchen.

e) Aber eben diese Ausflüchte, die nun unter Dienstbothen immer mehr gangbar werden, sind auch noch eine der größten Ursachen, warum wir so viele schlechte Dienstbothen zählen.

Dienstbothen, die einmal anfangen auf dem Wege der Rechtschaffenheit zu wanken, die ihren Dienstpflichten gern untreu werden möchten, bemühen

sich

sich, die schon schwache Stimme ihres warnenden Gewissens durch verschiedene Scheingründe gänzlich einzuschläfern.

So sagen oder denken einige, die den Hang zur Untreue gegen ihre Herrschaft rechtfertigen wollen: „Ich habe einen schlechten Lohn, ich kann dabei nicht bestehen!"

Haben andere rechtschaffene Dienstbothen mehr Lohn als du? Warum bleiben diese bei einem ähnlichen, vielleicht noch geringern Lohn ihrer Herrschaft getreu, und warum nicht auch du? Hast du mehr Bedürfnisse als jene? Und wenn du sie hast, sind es nothwendige oder selbst gemachte Bedürfnisse? Wüßtest du dich als Dienstboth einzuschränken; möchtest du es in Putz und Kleiderpracht und in manchem anderen Aufwand, Anderen, die mehr Einkommen haben, nicht nachthun wollen, so würde dein Lohn zu deinen natürlichen Bedürfnissen gewiß hinreichend seyn. Hast du Kost, deinen Hunger zu stillen, und Kleidung, deine Blöße zu decken, so laß dir genügen. Und wenn du das nicht willst; soll etwa deine Herrschaft deinen Hang nach unnöthigem Aufwand bezahlen? Solltest du etwa, weil du dir unnöthige Bedürfnisse machest, berechtigt seyn, deiner Herrschaft das zu entwenden, was du zur Befriedigung deiner selbstgemachten Bedürfnisse brauchst? Kann dir deine Herrschaft nicht sagen: „Freund, ich thue dir nicht unrecht;

bist du nicht mit mir eins geworden um 20 — 30 — 40 Gulden? Und wenn ich dir den ausgemachten Lohn gebe, was hast du für Recht, dir heimlich von meinem Eigenthume was zuzueignen? Wenn du bei diesem Lohne, den ich dir gebe, nicht bestehen kannst, so stehet es dir frei, einen anderen Dienst zu suchen, wenn du in selbem deinen Lohn verbessern kannst."

Andere, die in ihrem Dienste faul und arbeitscheu sind, und durch ihre Nachlässigkeit ihrer Herrschaft manchen Schaden verursachen, wollen ihre Sträflichkeit damit entschuldigen und sagen: „Meine Herrschaft macht mirs darnach; wie der Herr, so der Diener."

Du, der du dich durch diese kahle Ausflucht von deinen Dienstpflichten loszählest, glaubst du auch mit diesem Entschuldigungsgrund vor dem Weltenrichter zu bestehen?

Ist deine Herrschaft auch wirklich so arg, wie du denkst oder sagst? Vergrößerst du die Fehler, die sie gegen dich begehen soll, nicht etwa blos darum, damit du mehr Ursache zur Entschuldigung deiner Schlechtigkeit finden willst? Und angenommen, daß deine Herrschaft wirklich so schlecht gegen dich handle, wie du vorgiebst, bist du darum schon berechtigt, auch schlecht gegen sie zu handeln! Nein!

so

so denkt und handelt der christliche Dienstboth nicht. Er thut immer, was seine Pflicht ist; das thue auch du; und erfährst du nicht die gehörige Behandlung, so hast du Freiheit, andere Dienste zu suchen, aber nicht das Recht, deine Pflichten gegen deine Herrschaft zu verletzen.

Wieder andere sagen: „Meine Herrschaft hat immer an meinem Dienste was auszustellen, befehlen und tadeln ist keine Kunst, das kann jeder; man muß aber auch darauf sehen, ob es mit Recht geschieht."

Vielleicht geschieht es auch mit Recht; denn unsre Eigenliebe blendet uns sehr oft; wir werden nur gar zu gern Sachwalter unserer Sünden. Oft glauben wir auch dann unsere Pflichten pünktlich zu erfüllen, wenn das kaum zur Hälfte geschieht. Freilich gibt es Herrschaften, die ihre Foderungen an das Gesinde übertreiben, die oft ihre Dienstbothen unverschuldeter Weise tadeln, und dann ist es freilich eine schwere Pflicht, zu gehorchen, und öftern auch unverdienten Tadel mit Klugheit zu tragen und auszuweichen; aber eben diese Pflicht soll doch von dem gelernt werden, der sie auf sich hat. Können Dienstbothen von dem lieblosen Gebieter und von dem unbilligen Tadler gesetzmäßig sich entfernen, wer wehrt es ihnen? Sind sie aber ganz an ihn gebun-

den, so fodert es die Klugheit und ihr eigenes Wohl, daß sie sich ihrem obschon wirklich harten Schicksal gelassen unterwerfen.

Ist kein Dienstboth zugegen, den bei Anhörung meiner heutigen Predigt sein eigenes Herz verdammt? Keiner, dem sein unbestochenes Gewissen sagt: „auch du gehörst zur Klasse der schlechten und bösen Dienstbothen; auch du bist in deinem Dienste untreu, ungehorsam, faul, und friedestörend?" Du, den dieser Vorwurf trift, bedenke doch, was zu deinem Frieden dient! Wenn dir deine eigne Glückseligkeit lieb ist, so ändere deine Gesinnungen, und werde ein besserer Dienstboth, als du bisher gewesen bist. Gehe immer mit dem guten Vorsatze an deine Arbeit: ich will so arbeiten, daß ich mir auch den Himmel erarbeite. Erinnere dich besonders dann, wenn du von deiner Herrschaft nicht bemerkt wirst, an die Allgegenwart deines Gottes. Verabscheue das Laster des Stolzes, der sich mit deinem Stande gar nicht verträgt, und der dich ungehorsam und widerspenstig macht. Fliehe die Eitelkeit und Weichlichkeit; denn gewöhnlich sind Faulheit und Untreue damit verbunden. Miß dich nie mit denen, von welchen du weißt, daß sie weniger in ihrem Dienste thun, als du; sonst wirst du dich leicht für besser halten, als du bist. Wähle dir vielmehr solche Dienstbothen zum Muster, von deren Rechtschaffenheit du überzeugt bist. Prüfe dich

öfters

öfters selbst, ob du wirklich dich in deinem Dienste so verhältst, daß nicht nur deine Herrschaft, sondern auch Gott mit dir zufrieden seyn kann. O wenn dein unparteyisches Herz diese Prüfung aushält, dann wird dich die herzerhebende Hoffnung beleben: daß du einst dort als ein rechtschaffener Dienstboth wirst eingehen in die Freude deines Herrn. Amen.

Am vierten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text: Seine Jünger traten zu ihm und weckten ihn auf und riefen: „Herr, rette uns, wir sind verloren!" Und er sprach zu ihnen: „warum so angstvoll, ihr Kleingläubigen!" Matth. 8, 26.

Den Trieb nach Leben hat die milde Hand des Schöpfers selbst in unser Herz gelegt; auch vernunftlose Thiere fühlen den Instinkt des Lebens: so krümmt sich der Wurm, wenn er, von dem Fuß des Wanderers zerquetscht, sterben soll. Es liegt also wohl in der Natur des Menschen, daß er, wenn

seinem Leben Gefahren drohen, nicht ganz fühllos und gleichgültig bleiben könne.

Diese Wahrheit finden wir in dem heutigen Evangelio durch das Beispiel der Jünger Jesu bestätigt. Kaum war das Schiff, in welches sie sich mit ihrem göttlichen Lehrer begeben hatten, vom Lande gestoßen; so entstand ein so heftiger tobender Sturm, daß es schien, als ob die Wellen das Schiff verschlingen wollten. Die Jünger fürchteten, daß sie, sich selbst überlassen, ihr Grab in den Wellen finden würden. Was war nun natürlicher, als daß sie in dieser augenscheinlichen Lebensgefahr ihre Zuflucht zu ihrem göttlichen Lehrer nahmen, von dessen Wunderkraft sie schon so viele unläugbare Beweise gesehen hatten? Sie weckten ihn, der vor Mattigkeit eingeschlafen war, hastig auf, und bathen: er möchte doch Hülfe schaffen, indem sie ja in der größten Gefahr stünden, alle Augenblicke eine Beute des Todes zu werden. Mit sanftem Ernste verwies er ihnen ihre unzeitige Furcht, und sagte: „o ihr Kleingläubigen! Habt ihr wohl Ursache, euch zu fürchten, so lange Ich bei euch bin? Wie kann doch euer Vertrauen auf mich noch so schwach seyn, da ihr doch schon so viele Beweise von meiner Macht und Güte gesehen habt?“

Das Loos der Jünger Jesu ist auch unser Loos. Auch wir sind in dieser Welt vielen Gefahren ausgesetzt.

Als sie mit ihrem Meister das Schiff bestiegen, war das Meer still und ruhig — und kaum waren sie vom Lande gestoßen, so fieng der Sturm an zu toben und die Wellen sich fürchterlich aufzuthürmen. So verhält es sich auch mit uns: es kann vor Nachts leicht anders mit uns werden. Jetzt lächelt uns das Glück freundlich an, und ehe die Sonne unsern Horizont verläßt, stehen schon finstere Unglückswolken über unserem Scheitel So lange wir noch auf dem unsichern Meere dieser Welt herumgetrieben werden, so lange drohen uns auch noch von allen Seiten Gefahren; bis wir endlich einmal in den sichern Hafen des Grabes einlaufen werden.

Sollen wir uns aber bei diesem allgemeinen und traurigen Looſe vielleicht der Kleinmuth oder gar der Verzweiflung überlassen? Nein! m. Fr.; wir können bei allen Gefahren, denen wir hier ausgesetzt sind, unser Leben froh genießen. Diese herzerhebende Wahrheit soll den Stoff meiner heutigen Predigt ausmachen.

Erstens will ich euch auf die Gefahren aufmerksam machen, denen wir in dieser Welt ausgesetzt sind; dann will ich euch aber auch zeigen, wie viel

Ur-

Ursache wir haben, bei allen Gefahren ruhig und getrost zu seyn.

Erster Theil.

Das Heer von Gefahren ist eben so mannigfaltig, als groß. Mit welchen Gefahren war nicht der einzige Paulus nach seinem unverwerflichen Zeugniß umgeben! Zu andern Mühseligkeiten, die ihn trafen, rechnet er auch seine häufigen Reisen und die Gefahren, denen er bald auf Flüssen, bald unter Räubern, bald unter Einheimischen, bald unter Ausländern, bald in den Städten, bald auf dem Lande, bald zu Wasser, bald unter den Händen verkappter Christen ausgesetzt war. 2 Kor. 11.

Wer nennt uns die Leibes- und Lebensgefahren alle, denen die Menschen nicht nur auf dem Wasser, wie die Jünger nach dem heutigen Evangelium, sondern auch auf dem festen Lande ausgesetzt sind? Wie gefahrvoll ist nicht die Lage derjenigen, deren Gewerb und Beruf es fodert, daß sie sich dem Meere anvertrauen! Ich will hier nicht einmal der Seekrankheiten gedenken, denen Leute auf dem Meere so häufig ausgesetzt sind; sie haben noch weit größere Gefahren zu fürchten. Auch bei dem heitersten Himmel, bei der größten Windstille, müssen sie fürchten, ob nicht bald ein Sturm das Meer durchwühlen, das Schiff an einer Klippe zerschmettern und scheitern machen wird; wobei sie, nachdem

dem sie mit Verzweiflung gekämpft, und rettungslos aus den Wogen ihre Hände um Rettung empor gefaltet haben, von den Wellen werden verschlungen, und ihre Leichname von den Meerthieren verzehrt werden. Oder wie leicht können sie nicht durch einen ungünstigen Wind in eine menschen- und nahrungslose Gegend verschleudert werden, wo sie, den langsamen Hungertod empfindend, und getrennt von den Ihrigen sterben müssen, ohne daß ihnen eine dankbare Hand die Augen zudrücken kann.

Auch auf dem festen Lande drohen uns von allen Seiten Gefahren. Tragen wir nicht den Stoff zu unnennbaren Krankheiten in unserem eigenen Körper herum? Wie bald kann sich nicht der Stoff zu dieser oder jener Krankheit entwickeln, und wir werden auf das Krankenlager geworfen? Heute roth, morgen todt! Betrachtet einmal die Grabhügel auf unseren Gottesäckern! Sie decken nicht lauter abgelebte Greise, deren Körperbau morsch war, und Alterswegen zusammenstürzen mußte; auch jene modern unter diesen Hügeln, die in der schönsten Blüthe ihres Lebens waren, die sich Alterswegen noch ein halbes Jahrhundert zu leben versprechen konnten! Unser Dunstkreis kann vergiftet werden; eine ansteckende Seuche kann sich weit umher verbreiten, und Tausende hinwegraffen. Fürchterliche Sturmwinde, schnelle, heftige Uiberschwemmungen, große und anhaltende Kälte, wüthende Thiere, Mordgewehre u. d. gl. — können

nen

nen diese nicht alle unserer Gesundheit nachtheilig, unserem Leben selbst gefährlich werden? —

Und so wie wir selbst unnennbaren Leibes = und Lebensgefahren ausgesetzt sind, so sind es auch diejenigen, die uns näher verwandt sind, deren Leben mit dem unsrigen gleichsam verwebt ist, in denen wir, so zu sagen, leben. Wir stehen täglich in Gefahr, auch die zu verlieren, die unser zweites Ich sind, die uns nicht können entrissen werden, ohne daß unserem Herzen eine tiefe und oft unheilbare Wunde geschlagen wird, ohne daß für uns eine reichhaltige Quelle der Freude vertrocknet, und unser Leben viel von seinem Reize verliert. Kind! du hast so gute Aeltern; so weich setzt dich gewiß niemand, wie du auf dem Schooße deiner Aeltern sitzest; so ungeheuchelt, so theilnehmende Freunde wirst du nirgends finden — aber jeden Tag bist du der Gefahr ausgesetzt, daß du eine vater = oder mutterlose Waise werden kannst — vielleicht siehst du morgen das Mutterauge brechen, das so lange über dich gewacht, die Vaterhand erkalten, die so rastlos für dich gearbeitet hat! Aeltern, der Liebling eures Herzens, euer Kind, das der Stab eures Greisenalters seyn, und euch einst dankbar die Augen zudrücken soll, ist vielleicht morgen nicht mehr.

So wie die Blume, die heut in ihrer reizendesten Blüthe lacht, der Gefahr ausgesetzt ist, daß

sie

sie noch vor dem Abende, vom Sturm zerknickt, dahin welkt, so läuft ein Kind täglich Gefahr, auch in seiner schönsten Lebensblüthe von der kalten Todeshand zerknickt zu werden und dahin zu welken. Liebende Gatten! die ihr euch jetzt wechselseitig das Leben angenehm macht, und Hand in Hand froh den Weg des Lebens gehet, und mit jedem neuen Morgen die Stunde segnet, in der ihr euch vermählet habt; vielleicht reißt morgen schon der Tod die süßen Bande der Ehe entzwei — vielleicht netzt morgen schon einer die Leiche des Gatten mit Thränen, und ruft ihn vergebens ins Leben zurück! —

b) Uibergehen wir von den Gefahren des Leibes und Lebens zu jenen, die unserem Vermögen und Eigenthum drohen, und wir werden finden, daß auch diese eben so groß, als zahlreich sind.

Wer weiß es nicht, daß uns ein einziger Zufall irdische Schätze rauben kann? Auch bei all' unserer Vorsicht, kann durch die Unvorsichtigkeit und Fahrlässigkeit unseres Gesindes oder unserer Nachbarn unsre Wohnung vom Feuer verzehrt werden, und wir — so groß zuvor auch unser Habe mag gewesen seyn — stehen nun da, und lassen vergebliche Thränen in die Asche unseres Vermögens fallen. Wie bald kann eine hagelschwangere Wolke über unsere Fluren sich entleeren, und nach einigen Minuten sehen wir die Hoffnung des Landmanns zer-

stö-

stört, und gehen bei den zerschmetterten Früchten unseres Schweißes mit gesenktem Haupte vorüber! Eben so kann ein Unfall anderes häusliches Vermögen zerstören. Unser Vieh darf von uns noch so gut und ordentlich gefüttert und gehalten werden, so kann uns doch niemand dafür bürgen, daß nicht hie und da eine Viehseuche im Lande entstehe und endlich so um sich greife, daß auch unser Vieh weggerafft wird. Wie viel giebt es nicht böse Leute, die Arbeit scheuen, und gewissenlos genug sind, sich an fremdem Gute zu vergreifen. Du kannst jahrelang gespart, du kannst im Schweiße deines Angesichts entweder für deine Kinder Schätze gesammelt, oder für dein Alter einen Nothpfennig zurückgelegt haben, und auf einmal, ehe du es vermutheſt, können Diebe einbrechen und dir deine ganze Baarschaft bis auf den letzten Heller rauben. Wer weiß nicht Beispiele aus unseren Zeiten, daß Leute von Diebsbanden sind überfallen, mishandelt und ihres Vermögens beraubet worden? Zu dieser niederträchtigen Klasse gehören auch gewissenlose Schuldner, die oft ungeheure Summen aufborgen, ohne zu wissen, woher sie einst bezahlen sollen; die schon mit dem ehrlosen Vorsatze borgen — nie zu bezahlen. Sie borgen absichtlich bei mehreren, und führen bei allen ihren armseligen Vermögensumständen einen glänzenden Staat, um die Augen ihrer Gläubiger zu blenden und ihren Kredit nicht zu schwächen; bis sich auf einmal der Glanz ihres Großthuns in Nichts

ver=

verliert, und sie sich insolvent erklären; da heißt es auch von dem liederlichsten Schuldner, der noch nicht angefangen hatte zu zahlen: „Er hat aufgehört zu zahlen!" Auf diese Art sehen sich oft durch einen einzigen Schurken mehrere brave Häuser ruinirt.

So groß und häufig sind die Gefahren, denen unser Vermögen und Eigenthum ausgesetzt ist.

c) Noch trauriger ist es für uns, daß selbst unsere Ehre der Gefahr ausgesetzt ist.

Wir können uns noch so sorgfältig vor allem hüten, was unsern guten Namen verdunkeln könnte; wir können uns sogar durch rühmliche Thaten auszeichnen, und doch kann es der Verläumdung glücken, uns in den Augen Anderer herabzusetzen, und unsern Namen mit Schande zu brandmarken. Wer war tadelloser als Jesus, der Sohn des Ewigen? Wo hat je ein Tugendheld in der Welt ihn an Seelenadel, ich will nicht einmal sagen, übertroffen, sondern auch nur erreicht? Er selbst hat seine Feinde aufgefodert, daß sie ihn einer Sünde überzeugen sollten, und — so gern sie es auch gethan hätten — sie konnten es doch nicht! Und doch hat es ihrer Bosheit geglückt, seinen guten Namen bei dem Volke zu verdunkeln, und es dahin zu bringen, daß man ihn als einen ehrlosen und staatenverders-

benden Mann zum Schandholze des Kreuzes verdammt hat. Und so läuft der ehrlichste Biedermann gerade am meisten Gefahr, an seiner Ehre gekränkt zu werden. Der Verläumdung ist kein Gegenstand zu heilig. Du darfst nur den Neid eines Anderen durch etwas erregen, so wird er bald den Geifer der Verläumdung über dich ausspeien. — Du darfst nur auf einem hohen Posten glänzen, jene, die mit neidischen Augen nach deiner Höhe hinaufschielen, werden deinen Glanz bald zu verdunkeln wissen. — Du darfst nur Schätze besitzen, und dich in Tisch, Kleidung und Staat auszeichnen; man wird bald unlautere Quellen deines Wohlstandes anzugeben wissen. — Du darfst nur eine Person ehelichen wollen, jene, die den nämlichen Gegenstand zu besitzen wünschen, werden bald genug Böses von dir zu erdichten wissen; oder sie werden schmutzige und interessirte Postenträgerinnen und Kupplerinnen bestechen, damit sie dich in den Augen dessen herabsetzen, mit dem sie das Band der Ehe knüpfen möchten. — Du darfst nur um ein Amt werben; Leute mit seichten Köpfen und verdorbenen Herzen dürfen deine Mitwerber seyn, und es fühlen, daß sie an Verdiensten weit unter dir stehen, so werden sie alles aufbieten, dein Verdienst zu verdunkeln, und deinen Namen mit unverdienter Schande zu brandmarken. — Du darfst nur besser, als Andere seyn; schon das ist genug, den Satansneid gegen dich aufzuregen. Der Kontrast, der zwischen dir und ihnen ist, wird sie schon empören. So sehr

sie

sie sich bemühen, ihren Lastern einen Anstrich von Tugend zu geben, und besser zu scheinen, als sie sind, eben so groß wird ihre Mühe seyn, den Glanz deiner Tugenden zu verdunkeln, und deinen edelsten Handlungen, die sie nicht läugnen können, eine unlautere Absicht, eine unreine Quelle anzudichten. Mit einem Worte: sie werden an deinem Verderben arbeiten, so wie die Pharisäer gegen Jesum handelten, deren Maximen wir im Buche der Weisheit gleichsam zum Voraus gezeichnet finden;

„Den Tugendhaften wollen wir belisten,
Denn er ist uns im Wege:
Er widersetzt sich unsern Thaten,
Er wirft uns unsere Vergehungen vor,
Und schilt auf unsere böse Lebensart.
Er rühmt sich Gottes Weisheit zu besitzen,
Er wird Verräther unserer Entwürfe:
Kurz, er ist uns verhaßt, wenn wir ihn sehen,
Denn seine Lebensart weicht ganz von andern ab.
Er geht seine eigene Wege.
Wir dünken ihm Verworfene zu seyn,
Er weicht von uns, als wären wir unrein:
Er preist den Frommen glücklich noch im Tode,
Und rühmt: Gott sey sein Vater.
Laßt uns doch sehen, ob es wahr ist, was er spricht,
Sehet, was es mit ihm für ein Ende nimmt.

Ist er ein wahrer Sohn von Gott, so wird Er
ihm ja helfen,
Und ihn befreien von der Hand der Gegner.
Mit Schand' und Qualen laßt uns ihn prüfen,
Daß wir erkennen seine Duldung,
Und die Duldsamkeit erproben, die er hat.
Zu dem schandvollsten Tod wollen wir ihn ver-
dammen,
Und seine Worte sollen sein Schicksal entschei-
den."

Buch der Weish. II.

Sehet, m. Fr., so hat gerade der rechtschaffenste Mann oft die größten Feinde, die seine Ehre zu verdunkeln suchen. Und möchten doch diese gefährlichen Feinde unseres guten Namens wenigstens öffentlich mit uns ins Feld treten, daß wir uns vertheidigen, und ihre Verläumdung widerlegen könnten! aber da ihre Ehrenräuberei zu den Werken der Finsternisse gehört, die das Licht scheuen, so schleicht ihre Verläumdung meistens im Verborgenen, und unser gute Name ist vielleicht schon bei Hunderten mit Schande gebrandmarkt, ehe wir es nur wissen, und uns vertheidigen können. So hat es der Verläumdung schon oft geglückt, die innigsten Freundschaftsbande zu zerreissen, Biedermänner von ihren Ehrenposten herabzustürzen, ganze Familien an den Bettelstab zu bringen.

d) Und was soll ich erst von den Gefahren sagen, denen unser edlerer Theil, die Seele, ausgesetzt ist?

So wie der Körper krank werden kann, und wirklich öfters krank ist, und nicht alle Verrichtungen, für welche er gebaut und organisirt ist, mit Leichtigkeit und Beständigkeit ausüben kann, so kann auch unsere Seele in einen Zustand der Krankheit versetzt werden, so, daß sie in der zweckmäßigsten Wirksamkeit ihrer Kräfte gestört wird. Eine gesunde Seele muß richtig empfinden, denken, wollen und handeln. Ihre Gedächtnißkraft behält das Gefaßte treu, und liefert es ihr mit Treue wieder, so bald sie dessen bedarf. Ihre Einbildungskraft entwirft lebendige Bilder von Dingen außer ihr, und stellt das, was sie empfunden, lebhaft dar. Ihre Phantasie mahlt unter der Leitung der Vernunft, die durch keine Wolke des Vorurtheils verfinstert ist, sie vergleicht schnell und richtig, dringt in das Innere der Dinge, deckt Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten auf. Ihr Begehrungsvermögen ist auf das Schöne und Gute gerichtet, und sucht es überall um sich her auf. Wahrlich! der mit einer vernünftigen Seele begabte Mensch, ist das herrlichste Werk in der sichtbaren Schöpfung Gottes, dem keins an Fähigkeiten unter dem Monde gleicht!

Allein wie bald können alle die herrlichen Seelenkräfte geschwächt, verdorben, oder gar verlohren wer-

werden! Welche Zerrüttung kann nicht eine einzige Krankheit des Körpers auch in der Seele anrichten! Wie leicht kann die Seele durch eine verwahrloste oder zweckwidrige Erziehung verdorben, wie bald durch den Umgang mit Seelenkranken mit einer gefährlichen Seelenkrankheit angesteckt werden? Der Zustand eines solchen Menschen ist dann traurig und beklagenswerth. Die Fähigkeiten des Seelenkranken entwickeln sich nicht. Die Kräfte seiner Seele wirken nicht alle, und die, welche ja wirken, nehmen eine schiefe Richtung. Sein Gedächtniß ist schlecht, untreu, und unzuverlässig. Seine Einbildungskraft ist entweder schlaff oder überspannt; seine Phantasie todt oder abentheuerlich. Sein Verstand ist in dichten Wolken des Vorurtheils eingehüllt, durch die das Licht der Wahrheit nicht dringen kann. Eben so traurig sieht es um sein Herz aus. Alle seine Begierden sind grob, blos aufs Materielle, Sinnliche eingeschränkt; von diesen läßt er sich gängeln, wohin sie wollen; die Vernunft muß ihnen weichen. So taumelt er, von dem Becher der Sinnlichkeit berauscht, von einer sinnlichen Lust zur andern fort, fühlt immer ein Leeres in sich, das er nicht auszufüllen wagt; sehnt sich nach Glückseligkeit, und findet sie nirgends; jagt täuschenden Glückserphantomen nach, läßt sich von ihnen im Labyrinthe und an den Rand des Verderbens leiten. — Da steht er nun verlassen, und blickt mit Grausen in den fürchterlichen Abgrund hinab, der ihn zu verschlingen droht.

Sehen wir uns nur um, m. F., wir werden, leider! Originale genug von diesem traurigen Gemälde finden: Menschen, die an Kopf und Herzen verdorben sind. Und sind Andere nicht eben diesen Gefahren blos gestellet? Kann der Saamen des Unkrauts nicht ausfliegen, und auch die benachbarte Gegend anstekken? Können Irrthümer, Vorurtheile sich nicht auch mittheilen? Kann das Sittenverderbniß nicht wie eine schleichende Seuche um sich greifen, und auch bisher unverdorbene Herzen vergiften? Wer kennt nicht die Macht böser Beispiele?

Freunde, schaudert ihr nicht vor den Gefahren zurück, denen der Mensch ausgesetzet ist? Und doch habe ich nur ein oberflächliches Register davon entworfen. Sollen wir aber darum etwa kleinmüthig werden, und unsere Lebenskraft vertrauern? Nein! wir können und sollen bei allen Gefahren, die uns umlagern, wie Jesus bei dem tobenden Sturm im Schiffe, ruhig bleiben.

Von dieser herzerhebenden Wahrheit im

Zweiten Theile.

Der Heide, der den Schöpfer des Weltalls nicht kennt, mag bei den Gefahren zittern und zagen, auf die ich euch vorhin aufmerksam gemacht habe; aber der Christ soll bei den gefährlichsten Aussichten sein

Haupt getrost empor heben; denn er kann und soll es wissen, daß wir unter der Aufsicht Gottes stehen.

Ist aber dies nicht etwa nur ein süßer Traum? Einige der alten Weisen hielten die Lehre von einer göttlichen Vorsehung für etwas Abgeschmacktes: „Es ist lächerlich," sagt Plinius Hist. Nat. II., „wenn man glaubt, das höchste Wesen bekümmre sich um menschliche Dinge. Sollte dasselbe durch ein so trübseliges und vielfältiges Geschäft nicht entehrt werden? Ohne Zweifel ist das zu glauben." Beinahe eben die Sprache jener Gottlosen, deren Einwurf wider Gottes Vorsehung Sirach anführt, und sie sagen läßt: „Es ist nicht möglich, daß Gott sein Augenmerk auf meine Handlungen richte. Er thront im Himmel, wie kann er sich um alles das bekümmern, was auf der Erde geschieht? In diesem unermeßlichen Weltall, und den Myriaden von Geschöpfen verliere ich mich, wie ein Tröpfchen im großen Weltmeere. Wie sollte ich ein Gegenstand der Bemerkung Gottes seyn! Welcher Monarch würdigt das Spielwerk, mit welchem kleine Knaben in den Dörfern seiner weiten Staaten sich erlustigen, seiner Aufmerksamkeit?" Sirach 1.

Wie wenig kennen diese Menschen Gott, die dieses seiner für unwürdig halten, oder die menschliche Schwachheit und Eingeschränktheit eines irdischen Regenten auf ihn übertragen; der sich begnüge, nur für

das

das Ganze zu sorgen, und die Individuen ihrem guten Glücke überlasse; gerade so, als ob Gott, der Schöpfer, seine Geschöpfe nach Abstraktionen von Gattungen und Arten kennte! als ob er nicht mit einem Blicke das Weltall überschaute, oder als ob er der Menge anderer Gegenstände wegen, manche aus seinem gränzenlosen Verstande lassen müßte! Menschen! wann werdet ihr doch einmal aufhören, den Unendlichen nach endlichen Wesen abzumessen? Sollte Gott uns nicht kennen, denen er das Daseyn gab? Sollte Gott, der uns täglich an seiner großen Tafel speiset, nichts von uns wissen? Irdische Regenten, die immer eingeschränkte Wesen bleiben, wenn sie auch Salomon's Weisheit besäßen, wissen freilich nicht, was in jedem Winkel ihrer Staaten geschieht; sie kennen nicht das Schicksal jedes einzelnen Unterthans; denn ihre Kenntnisse und Kräfte sind begränzt; sie können nicht überall gegenwärtig seyn. Aber Gott, der Schöpfer und Regent der Welt, ist allwissend und allgegenwärtig. In seinem Schöpfungsplane müssen alle Anstalten zur Erhaltung jedes einzelnen Geschöpfes mit einbegriffen seyn. Er sorgt für alle seine Geschöpfe, vorzugsweise aber für die Menschen. Wir alle, der Arme wie der Reiche, der Niedrige wie der Hohe, der Ungelehrte wie der Gelehrte sind der Gegenstand seiner göttlichen, allweisen, allgütigen Vorsehung. Wie schön drückt schon der ge-

krönte Psalmist seine Uiberzeugung von Gottes Vorsehung aus:

„Mein Innerstes hast du gebildet,
Von dir ward ich bekleidet
In meiner Mutter Leib.
Wundervoll bin ich gemacht, dir will ich danken —
Keines meiner Glieder war dir verborgen,
Da ich in dunkler Kluft gebaut
In einer unsichtbaren Welt mit Kunst gebauet ward.
Den ersten Keim von mir, den sahest Du!
Da standen schon in deinem Buche
Die mir bestimmten Tage alle,
Deren noch keiner da war.

Ps. 138, 13. 16.

Noch mehr Uiberzeugung von Gottes Vorsehung bringt uns das Evangelium bei, das uns auf die Betrachtung der Werke Gottes in der Natur hinweist; wodurch uns die Vorsehung, so zu sagen, versinnlichet wird. Der geringste Vogel, sagt Jesus, fällt nicht vom Dache ohne Vorwissen des himmlischen Vaters: der Mensch ist aber viel vortrefflicher als ein Vogel. Luk. 12. Wie sollte nun Gott seiner vergessen können! Betrachet die Vögel der Luft: sie säen und erndten nicht, und doch nährt sie der himmlische Vater. Matth. 6, 26.

Wenn

Wenn also höhere Pflichten euch von der genaueren Sorge für euere Nahrung abhalten, wie das der Fall bei den ersten Schülern Jesu war, so verlasset euch auf Gottes Fürsorge. Er vergießt und übersieht keinen von euch allen. Die Haare unseres Hauptes sind alle gezählet; Matth. 10. nichts ist so geringe, daß es Gottes Fürsorge entgehe. Wir alle stehen unter Gottes Herrschaft, und seine Herrschaft ist nicht die Herrschaft eines selbstsüchtigen Despoten, sondern die Regierung der Weisheit und Güte! Es ist eine moralische Regierung. Alles ist nach den höchsten Zwecken desjenigen gerichtet, der allwissend, allmächtig und allgütig ist.

a) Der Regent mit dem besten Herzen kann doch Tausenden in seinen Staaten nicht helfen, weil ihre Jammertöne nicht bis zu seinem Throne reichen; weil er ihre Leidensthränen nicht fließen sieht, und ihr Elend nicht kennt. Aber Gott, der das Weltall regieret, kennt uns alle; er hört den leisesten Seufzer unseres Herzens; er sieht jede Leidensthräne fließen; kurz! unser Vater im Himmel weiß alles, was wir bedürfen. Matth. 6, 32. Er iß überall gegenwärtig. Die Beschreibung der göttlichen Allwissenheit und Allgegenwart, die uns David macht, könnte nicht schöner seyn: „Jehova! du „erforschest und erkennest mich. Du weißt es, wenn „ich sitze oder stehe; du verstehest meine Gedanken

„von

„von ferne. Ich gehe oder liege, so weißt du es,
„und siehest alle meine Wege. Es ist kein Wort auf
„meiner Zunge, das du, Jehova, nicht alles wüßtest.
„Von allen Seiten umgibst du mich, und hältst
„deine Hand über mir. Diese Erkenntniß übersteigt
„meine Verwunderung; sie ist zu hoch, als daß ich
„sie begreifen könnte. Wohin soll ich gehen vor
„deinem Geiste, wohin fliehen vor deinem Angesicht?
„Steige ich gen Himmel, so bist du da, wollt' ich
„in der Unterwelt ein Lager suchen, auch da bist du!
„Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und wohnte
„am äußersten Meere; auch da würde mich deine
„Hand führen, und deine Rechte mich ergreifen.
„Wollte ich denken: Die Finsterniß wird mich decken:
„so wird die Nacht Licht um mich seyn. Auch Fin-
„sterniß verfinstert nichts vor dir; Nacht leuchtet wie
„der Tag: Finsterniß und Licht sind dir gleich. Du
„hast mein Innerstes gebildet, warst über mir in
„meinem Mutterleibe. Ich will dir danken, weil du
„mich so wunderbar gemacht hast. Bewunderungs-
„würdig sind deine Werke; und meine Seele erkennet
„es wohl. Mein Gebein war dir nicht verborgen,
„da ich im Dunkeln gemacht, zu unterst auf der Er-
„de gebildet ward. Den ersten Keim von mir sa-
„hen deine Augen; in deinem Buche standen alle
„mir bestimmte Tage, deren noch keiner da war.
„Wie hoch, o Gott! sind mir deine Gedanken, wie
„unzählbar sind ihre Summen! Ich will sie zählen,

„ihrer ist mehr als Sand am Meer. Ich erwache „und bin noch stets bei dir." Ps. 138.

Ja! Gott beobachtet uns alle; nicht nur seinen Repräsentanten, den Regenten auf dem Throne, sondern auch den Sklaven an der Ruderbank. Wir brauchen uns kein Bild in der Phantasie zu malen; überall finden wir Spuren von ihm. „In ihm sind, leben und schweben wir" Apostelg. 17. Er erfüllt Himmel und Erde. Jer. 23, 14. Er ist uns allen nahe, und kennt unsere Bedürfnisse besser als wir sie selbst.

b) Er kann sie aber auch alle befriedigen; denn er ist allmächtig.

Alles, was Gott will, vollbringt er, im Himmel, auf Erden, in Meeren und Flüssen. Ps. 135, 6. Er darf winken, so entstehen Welten; und ein Wort — so sinken sie in ihr voriges Nichts zurück! Keine Noth ist so groß, aus der uns Gott nicht helfen könnte. Wenn Rettung ganz unmöglich scheint, so darf Gott nur wollen, und wir sind gerettet. So wie sich auf den Wink Jesu der Sturm auf dem tobenden Meere legte, so hört der heftigste Unglückssturm auf, wenn Gott es gebeut. Er ist der Schöpfer der Natur, folglich steht ihm auch die ganze Natur zu Gebot. Er ist Herr des Ganzen, Beherrscher desselben, weil er sein Schöpfer ist. Er

kann

kann also alles nach dem höchsten Zwecke richten; darum sagt auch die Schrift: „Du bist es, o Gott, auf den man vertrauen kann.“ Jesaias 26, 4. Nichts ist Gott unmöglich, denn durch Ihn und in Ihm ist alles. — Ich will — wer hinderts? 43, 6.

Freilich ist die Periode dieses Erdenlebens noch nicht diejenige, wo sich diese göttliche Eigenschaft in der moralischen Regierung so deutlich äußert; aber doch die Geschichte der Menschheit, der Nationen, so mancher einzelner Personen, zeigt es, daß die ganze Natur Gott unterthan ist.

Wer will seiner Macht Gränzen setzen? Nein! sie ist unumschränkt.

c) Und diese seine unumschränkte Macht braucht Gott stets zum Wohl seiner Geschöpfe; denn er ist eben so gütig als er mächtig ist.

Die Erde ist voll seiner Güte. Alles Gute, dessen sich das zahllose Heer von Geschöpfen freut, kömmt von Gott, dem Vater der Lichter. Jak. 1, 17. Er ist die Liebe. 1 Joh. 4, 16. Er ist der Urquell alles Guten. Wer das Gute alles nennen wollte, was wir, Gottes edlere Geschöpfe, genießen, der müßte auch den Sand am Meere zählen können. Und alles dieses Gute ist absichtlich für uns bestimmt; es ist nicht blinder Zufall,

nicht intereſſirte Selbſtſucht, die es uns zutheilt; es iſt blos Liebe Gottes. Iſt gleich dieſe Welt noch nicht der rechte Schauplatz der göttlichen Güte, ſo finden wir ſie doch über die ganze ſichtbare Schöpfung ausgebreitet. Auch hievon hat David uns eine prächtige Schilderung hinterlaſſen.

„In Thälern ließeſt du Quellen entſpringen, „zwiſchen Bergen rieſeln ſie, aus ihnen trinkt alles „Wild im Felde, aus ihnen löſchen Waldeſel ihren „Durſt. Neben ihnen wohnen die Vögel der Luft, „und ſingen unter den Zweigen hervor. — Er wäſſert „aus ſeinem hohen Wohnſitz die Berge; mit Früchten, die er hervorbringt, wird die Erde geſättigt. „Er läßt Gras wachſen für die Thiere, und Kräuter „durch die Arbeit der Menſchen, und Wein, der des „Menſchen Herz erfreut, von dem die Wange ſchöner als „von Salben glänzt, und Brod ſein Herz ſtärkt. Die „Bäume des Jehova werden getränkt, die Cedern des „Libanons, die er gepflanzt hat. Auf ihnen niſten „die Vögel, der Storch, deſſen Haus auf den Tannen iſt. Hohe Berge ſind der Gemſen Eigenthum, „Felſen der Bergmaus Zuflucht. Den Mond ſchuf „er zur Zeitrechnung, die Sonne weiß ihres Unterganges Zeit. Du hüllſt die Erde in Dunkel — es „wird Nacht. Alsdann verläßt das Wild ſein Lager; „junge Löwen brüllen nach Beute, und fodern ihre „Speiſe von Gott. Die Sonne geht auf — ſie ziehen ſich zurück, und liegen in ihren Höhlen hingeſtreckt.

„streckt. Der Mensch geht an seine Arbeit, an den „Feldbau bis an den Abend. Wie viel sind deiner „Werke, o Gott! Mit Weisheit machtest du sie alle; „voll deiner Güte ist die Erde. Dieses Meer ist „groß und geräumig, hier wimmelt es ohne Zahl von „großen und kleinen Thieren, dort gehen Schiffe, hier „Ungeheuer, die er schuf, im Meere zu scherzen. „Alle warten auf dich, daß du ihnen Speise ge„best zu seiner Zeit. Du gibst ihnen, sie sammeln, „du öfnest deine Hand, sie werden vom Guten satt." Ps. 103, 10 — 29.

Und nun noch besonders der Mensch, der Herr der Schöpfung! — „Den Engeln hast du ihn fast „gleich gemacht, und krönest ihn mit Ehre und Schön„heit. Du setzest ihn zum Herrn deiner Welt, und „machst ihm alles unterthan: Die Schafe und Rin„der, und alle wilde Thiere, die Vögel in der Luft, „die Fische im Meere, und was die Bahn der Flu„ten wandelt." Ps. 8.

Freunde, wir stehen also unter der Regierung eines allwissenden, allmächtigen, und allgütigen Wesens. Den unläugbarsten Beweis dieser göttlichen Regierung kann jeder auch in der Geschichte seines eigenen Lebens finden, wenn er es anders mit Aufmerksamkeit und Demuth überdenkt. Wie oft hat dieser weise Weltenregent durch Begebenheiten, die wir für bloßen Zufall hielten, die wichtigsten

Er-

Ereigniſſe für uns vorbereitet? Wie oft hat er eben dadurch, daß er einen Strich durch unſre Rechnung machte, und unſre unbeſonnene Plane vereitelte, uns den Giftbecher aus den Händen geriſſen, und uns vom Verderben gerettet? Wie oft hat er — wenn keine Hülfe mehr möglich ſchien — auf die unerwarteteſte Weiſe unſere traurigen Schickſale in Wonne umgeſchaffen?

„Leben iſt ſeine Freude,
„Am Abende kehrt Weinen ein, und Wonnegeſang am Morgen."

Pſ. 29, 6.

Wie muthvoll, m. Fr., können wir nun unter der Regierung eines ſolchen Gottes allen Gefahren entgegen trotzen, wie ſtandhaft ſelbſt bei dem Drucke der herbſten Leiden ſeyn! Wenn dort jener gerechte und in ſeinem Vorſatze unwandelbare Mann bei einem heidniſchen Dichter (Horaz) ſo unerſchrocken war, daß er ſagen konnte: „Stürzte auch der zertrümmerte Erdkreis zuſammen, ſo würden die Ruinen ihn (den Rechtſchaffenen und Standhaften) zwar treffen, aber nicht erſchrecken" — ſo war die Stütze doch morſch, an die er ſich hielt. — Es war das kalte: „ſo will es das Schickſal!" — was ihn tröſten konnte. Aber der Chriſt, der richtigere Begriffe von Gottes weiſer und gütiger Regierung hat, hält ſich an eine ſolidere Stütze; er erfreut ſich einer ihn mehr angemeſ-

ſe-

senen Unterstützung. Er erwartet sein Loos nicht von einem blinden Schicksal, das nichts von ihm weiß, und dem er fremd ist; sondern von der Hand eines allwissenden, allmächtigen und allgütigen Gottes, der über unser Erwarten erretten und helfen kann. Epheſ. 3, 20.

So lasset uns denn, m. Fr., bei den häufigen Gefahren, denen unser Leben, Hab und Gut, unsere Ehre, und selbst unsere Seele ausgesetzt ist, nicht kleinmüthig werden und verzagen. Gott ist es, dessen allschützende Flügel uns decken. Er ist für uns, und wer will wider uns seyn? Welche Gefahr wird uns ohne Willen des Ewigen, der nur unsere Glückseligkeit zum Endzweck hat, schaden können? Zwar wollen wir uns keiner Gefahr muthwillig blos stellen, sondern jeder sorgfältig ausweichen; denn „wer die Gefahr liebt, kömmt auch in der Gefahr um." Wir wollen unsre Pflichten genau beobachten, und alles zu unserm Wohl anwenden, was in unsern Kräften steht; aber dann wollen wir auch nicht zagen, wie die Heiden, die den guten Vater im Himmel nicht kennen. Wir wollen alle unsre Sorgen Gott überlassen, weil er ja für uns sorget. 1 Pet. 5, 7. Bei den fürchterlichsten Gefahren, die uns drohen, wollen wir uns in seine Vaterarme werfen. Selbst dann, wenn Gefahr unserm Leben droht, wenn es mit uns zum Sterben kömmt, wollen wir unsern

Muth

Muth nicht sinken lassen. Wir wissen ja, daß wir nicht für diese Periode unseres Daseyns allein leben; nein! Das Hauptgeschäft der Vorsehung bestehet darin, daß wir zur Erreichung unseres vollständigen höchsten Gutes jenseits des Grabes erzogen werden. Wir können bei dieser frohen Gewißheit ruhig in unser Grab hinabblicken; denn wer in dem Schooße des Vaters einschläft, darf um das Aufwachen unbekümmert seyn. Amen.

Am fünften Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text: Die Knechte fragten weiter, ob sie es nicht ausjäten sollten? Nein! sagte er, damit ihr nicht mit dem Afterweizen auch den Weizen ausjätet. Matth. 13, 28. 29.

Die Parabel des heutigen Evangeliums bedarf keiner Auslegung, Jesus selbst hat sie seinen Jüngern gegeben. Der Menschensohn ist es — sagt er — der den Saamen seiner beseligenden Lehre aus-

säet —

säet — und der Acker sind die Herzen der Menschen. Der Feind ist der Widersacher, und mit ihm alle bösen Menschen, die sich als Werkzeuge brauchen lassen, die Wirkung des Wortes Gottes an ihren Nächsten zu hindern; und ihre bösen Beispiele und Lehren sind das Unkraut, welches sie in dieser gut gebauten Aecker streuen, wodurch die guten Früchte überwuchert und ersticket werden. Doch wird der Herr dieses Ackers Anstand nehmen, diese Verderbnisse und ihre Urheber wegzuschaffen: er wird Gute und Böse bis zur Erndtezeit d. i. bis an das Ende der Welt mit einander leben lassen; weil wegen der genauen Verbindung, in der beide mit einander leben, die Guten mit darunter leiden würden, wenn die Bösen jetzt durch gewaltsame Gerichte hingerissen würden. Die Schnitter sind die Engel; diese wird der Menschensohn am Ende der Welt ausschicken, um aus seinem Reiche alle Skandale und Lasterhafte zu sammeln, damit man sie, wie den Afterweizen, in den glühenden Ofen werfe, wo sie heulen und mit den Zähnen knirschen werden; die Rechtschaffenen aber werden in dem Reiche ihres Vaters wie die Sonne leuchten.

Wer nicht vorsätzlich seine Ohren verstopfet, der muß es hören, wie Jesus hier Duldung aller Irrgläubigen und Fehlenden prediget. — Wer nicht mit Fleiß sein Auge verschließt, der muß die Abscheulichkeit der Intoleranz einsehen, so helle strahlt sie

sie jedem Unbefangenen ins Auge. Und doch haben wir leider! viele Christen, die der Duldung vergessen, die ihnen der erhabene Stifter ihrer Religion empfohlen hat. Die Geschichte hat gräßliche Szenen von intoleranten Christen aufgezeichnet. Ich will nicht ungerecht gegen unser Zeitalter seyn; ich will ihm gern Gerechtigkeit widerfahren lassen, und es gestehen, daß die Zahl deren, die fremde Glaubensgenossen verachten, mißhandeln und verfolgen, schon weit geringer sey, als sie in vorigen Zeiten gewesen ist; ich sage es mit Seelenwonne, daß der Verfolgungsgeist nur hie und da noch herumwandelt. Aber welcher Menschenfreund wird es nicht wünschen, daß dieser schändliche Geist gänzlich aus allen Christengemeinden möge verbannt, und der sanfte Geist der Duldung unter uns allen herrschend werden?

Vielleicht ist selbst unter uns noch einer oder der andere, der sich von dem Verfolgungsgeiste beherrschen läßt! Schon der bloße Gedanke: daß dieses möglich seyn könne, ist mir Antrieb genug, dem Intolerantismus entgegen zu arbeiten. Dies ist das Ziel, das ich mir heute ausgesteckt habe; um es zu erreichen, will ich euch die Gründe vortragen, die uns tolerante Gesinnungen gegen unsere andersglaubende Brüder einflößen sollen.

Abhandlung.

Wir würden uns sehr irren, wenn wir dafür hielten, daß Intoleranz immer aus einem bösen Herzen entstehe; nein! meistens ist ste ein Fehler des Verstandes. Die Unglücklichen glauben Gott und der Religion einen Dienst dadurch zu leisten, wenn ste Andersdenkende verurtheilen und verfolgen. Aus diesem falschen Religionseifer verfolgten die Juden die Apostel Christi, wie es ihnen ihr göttlicher Lehrer vorhergesagt hatte. „Es wird eine Zeit kommen — sagt er — da ein jeder, der euch das Leben nimmt, meinen wird, er bringe Gott ein Opfer.“ Dieser schreckliche Wahn kam daher; weil sie weder den Vater kannten, noch den Sohn, den er gesandt hat. So haben falsche Religionsbegriffe den Verfolgungsgeist der alten und neuen Zeiten gezeuget und ernähret.

Ihr, m. Fr., sollet euch von diesem nicht beherrschen lassen, ihr sollet fremde Religionsgenossen nicht anfeinden und verfolgen; sondern sie christlich dulden.

a) Dazu fodert uns das Beispiel unseres Vaters im Himmel auf, dem wir an Vollkommenheit ähnlich werden sollen. Er duldet mit Vaterhuld alle Menschen, sie mögen an Talmud, Alkoran oder Bibel glauben. Vor ihm gilt kein Ansehen

der

der Person; er liebt jeden, der rechtschaffen wandelt, er mag gehören zu welcher Nation, zu welcher Glaubensparthei er will. Oder habt ihr es je gesehen, daß Gott seine Wohlthaten denen entziehe, die sich nicht zu unserer Kirche bekennen? Schenkt er nur etwa den Katholiken Sonnenschein und Regen, und nicht auch Andern, die wir Ketzer, Irr = oder Ungläubige nennen? Nein! er schließt keinen von seiner Liebe aus; er ist nicht nur der Gott der Christen, sondern auch der Juden und der Heiden Gott; der Gott und Vater aller Menschen. Röm. 3, 29. Ephes. 4, 6. Wie können wir uns nun Kinder dieses gemeinschaftlichen Vaters nennen, wenn wir nicht alle Menschen wie unsere Brüder lieben, wenn wir seine Kinder, unsere irrenden Brüder hassen und verfolgen? Soll das dem Vater gefallen, wenn seine Kinder sein Beispiel verachten und selbem entgegen handeln? Soll das dem Vater Freude machen, wenn wir darum seine Kinder, unsere Brüder, misshandeln, weil sie nicht gerade so denken, wie wir denken? Nein! das kann ihm unmöglich gefallen. So laßt uns denn den Willen unseres Vaters thun, der im Himmel ist, laßt uns nach seinem Beispiele jedem unser Herz öffnen, und ihn lieben, wenn er auch nicht gerade unseres Glaubens ist.

b) Dieses erhabene Beispiel einer alles umfassenden Menschenliebe ahmte auch sein Sohn Jesus nach, den er in die Welt gesandt hat.

Wer in der Lebensgeschichte Jesu nicht ganz Fremdling ist, wird mehrere Beispiele wissen, wo Jesus auch jenen, die noch nicht zu seiner Fahne geschworen hatten, seine Liebe nicht versagte, sondern sie freundschaftlich behandelte, und ihnen Gutes erwies. Wie freundlich war nicht sein Gespräch und Umgang mit der Samariterin an den Jakobsbrunnen! Joh. 4. Mit welcher Bereitwilligkeit heilte er nicht den samaritischen Aussätzigen! Wie entschlossen war er nicht, die Bitte des heidnischen Hauptmanns zu erfüllen, und seinen kranken Knecht zu heilen! Wer kann uns auch nur ein Beispiel nennen, daß Jesus Einem blos darum, daß er sich nicht zu seiner Religion bekannt, hart begegnet wäre? Wies er gleich anfangs jene Heidin aus Syro-Phönizien, die ihn bath, den unreinen Geist von ihrer Tochter auszutreiben, mit den Worten ab: „Laß erst die Kinder, welche ein näheres Recht haben, sich sättigen; — ein Hausvater würde unrecht handeln, wenn er das Brod, das für die Kinder bestimmt war, ihnen vom Tische wegnähme, und solches vor die Hunde würfe: so zeigt es doch der Ausgang der Geschichte, daß diese Antwort nur eine anscheinende Härte war, um das Vertrauen dieser Frau zu prüfen; denn kaum gab die Frau die demüthige und bescheidene Antwort: „Ach, lieber Herr, ich gebe es gerne zu, daß die Kinder den Vorzug haben; allein es geht ihnen doch nichts ab, wenn endlich etliche Brosamen von ihrem Brode unter den Tisch fallen, und solche

von

von den Hunden, die in dem Hause sind, aufgesucht und gegessen werden," so hörte sie auch die frohe Nachricht: „Geh in Frieden nach Haus! der unreine Geist hat deine Tochter bereits verlassen," und sie fand es so. Mark. 7. Wie herablassend, wie freundlich war er selbst nicht gegen Zöllner und Sünder! — Wie groß und ausharrend war seine Duldung gegen die hartnäckigen Juden, die sich seiner Lehre so boshaft widersetzten! Thränen entquollen dem Auge dieses göttlichen Sünderfreundes beim Anblick der ungläubigen Stadt Jerusalem, daß sie seine heilbringende Lehre verwarf. Dieser beispiellose Dulder bath noch für die verstockten Juden und entschuldigte bei seinem Vater ihr Verbrechen, weil sie ihn aus Unwissenheit gekreuzigt hatten! —

Freunde, hat uns Jesus nicht dieses Beispiel der Duldung darum hinterlassen, daß auch wir es nachahmen sollen? Ja! dazu hat er uns schon durch seine heilige Religion verpflichtet. Diese hauchet uns den sanften Geist der Duldung gegen unsere irrenden Brüder ein.

c) Das Hauptgebot der christlichen Religion ist Liebe. Fehlt uns diese, dann haben alle unsere anderweitigen sonst an sich guten Handlungen keinen Werth. Ohne Liebe sind wir — wie sich Paulus ausdrückt — nichts als ein tönendes Erz, eine klingende Schelle — unnütze Menschen. 1 Kor. 13.

Ohne Liebe sind wir nichts weniger als Christen; denn Jesus selbst hat kein anderes Kennzeichen eines Christen angegeben, als die Liebe. „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr einander liebet." Joh. 13, 35. Und tragen wohl jene intoleranten Menschen dieses Ordenszeichen eines Christen an sich? Verträgt sich christliche Menschenliebe mit Intoleranz? Harmonieret wohl der sanfte Geist der christlichen Religion mit dem Verfolgungsgeiste intoleranter Menschen? Ist das christliche Liebe, wenn wir bei den Namen Jude, Heide, Protestant, Kalviner, Sozinianer, Quacker u. s. w. etwas verächtliches denken? Ist das christliche Liebe, wenn wir Andersglaubende mit kränkenden Namen belegen, sie als Verdammte ansehen, oder gar dafür erklären? Röm. 14, 4. Matth. 5, 22. Ist das christliche Liebe, wenn man einen Verstorbenen, der zu einer andern Religionspartei gehörte, den Titel Seliger verweigert, und von seiner Seligkeit geheimnißvoll spricht; oder ihn geradezu unter die Verdammten zählt?

Und was soll ich erst von jenen sagen, die sich unter dem Deckmantel der Religion die größten Mißhandlungen fremder Glaubensgenossen erlauben; die aus einem blinden Religionseifer Andersdenkende mit Feuer und Schwert verfolgen? Sie nennen sich Christen, um den morden zu können, der Christus-

lehre prüft, um selber um so fester anhängen und nachleben zu können. — Sie morden Menschen, um Christen zu machen: entvölkern die Erde, um den Himmel nach ihrem Wahn zu bevölkern. — Sie geben vor, daß sie Andersdenkende nur darum einkerkern, um sie zu bessern — und doch steht der Gefangene beim ersten Schritt über die Kerkerschwelle auf dem Schaffot oder Scheiterhaufen. Diesen lieblosen Glaubensrichtern ist Christus nur darum ans Kreuz geschlagen, daß sie Menschen kreuzigen können — ihnen nur darum gestorben, sie zu Henkern ihrer andersglaubenden Brüder zu machen — und doch nennen sie sich Christen; ja ihr geistlicher Stolz blendet sie wohl so sehr, daß sie sich wegen ihres blinden Religionseifers für bessere und verdienstvollere Christen halten, als es jene sind, die über diese Greuelszenen Thränen des Mitleids weinen.

Als die Samariter aus blindem Religionseifer Jesu eine Nachtherberge abschlugen, so geriethen seine beiden Jünger, Johannes und Jakobus darüber in Hitze, und sprachen: „Was meinest du, wir wollens machen, wie Elias mit den Soldaten des Ahasja, und Feuer vom Himmel fallen lassen, diese Frevler aufzureiben.“ Aber Jesus wendete sich mit heiligem Unwillen zu ihnen; verwies ihnen diese unzeitige Hitze und sprach: „Ist das der Geist der Religion, die ich euch gepredigt habe? Schon so lange seyd ihr Zeugen meiner Sanftmuth und Wohlthätigkeit, und wis-

set noch nicht, wie euere Gesinnungen als Jünger des Messias beschaffen seyn sollen, der nicht in die Welt gekommen ist, die Menschen zu vertilgen, sondern sie zu retten." Möchten doch diese Worte an allen Ketzerrichterstühlen stehen! Hätte doch jenen blinden Zeloten, die aus dem entweihten Heiligthume die Fackel hinwegnahmen, um Scheiterhaufen anzuzünden, und jenen betrogenen Kreuzzügern, die das alte Register ihrer Sünden mit dem Blute deren auszulöschen wähnten, die nicht glauben wollten, wie sie glaubten, ein guter Genius zugerufen: „Wisset ihr nicht, wessen Geistes Kinder ihr seyd? Heißt euch der sanfte Geist der Religion Jesu, zu der ihr euch bekennet, euere andersdenkenden Brüder so zu verfolgen und zu mishandeln? Verbindet euch das Hauptgeboth des Christenthums — die Nächstenliebe — nicht, jeden Juden, Heiden, oder anderen Nichtchristen, selbst jeden Lasterhaften, jeden offenbaren Feind, Verächter und Spötter der Religion von ganzen Herzen, eben so wie unseren Glaubensbruder zu lieben, ihn nie wegen seinen Religionsmeinungen zu verachten? Röm. 14, 10.

Nein! wer seine andersglaubenden Brüder kränket und verfolgt, der handelt nicht christlich, ja nicht einmal menschlich.

d) Das Gesetz: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue auch einem an-

Andern nicht," ist in das Herz eines jeden Menschen geschrieben. Und handeln wir wohl nach diesem Naturgesetz, wenn wir fremde Glaubensgenossen hassen und verfolgen? Wie würde es euch gefallen, m. Fr., wenn euch Leute von einer fremden Religionspartei darum anfeinden und mishandeln möchten, weil ihr Katholiken seyd? Würdet ihr nicht über Ungerechtigkeit und Grausamkeit schreien? Und was berechtiget uns, das nämliche gegen fremde Glaubensgenossen zu thun? Wer hat uns das Recht eingeräumt, sie zu verfolgen? „Ja! — sagt ihr — das können wir, weil wir Rechtgläubige sind." Aber auch Protestanten, Quäker, Juden und Mahomedaner halten sich für Rechtgläubige. Wenn nun jeder, der sich für rechtgläubig hält, so handeln wollte und dürfte, wie ihr zu handeln euch berechtiget glaubt, was würde da für ein Unheil entstehen! Würde die Welt nicht zur Mördergrube werden? Sey es also, daß euere Religionsmeinung daß reine Wort Gottes sey; sey es, unser Nebenmensch irret, er irret in einem wichtigen, dem allerwichtigsten Punkte, darum ist er noch nicht bei Gott verurtheilt; denn bei ihm verdammt kein Irrthum als der verschuldete. Und können wir kurzsichtigen Geschöpfe das allemal mit Gewißheit sagen, ob dieser oder jener Irrende aus seiner Schuld irret und sträflich ist? Da müßten wir ja die Herzen der Menschen durchforschen können, wie nur Gott es kann. Blos für den Allwissenden schickt es sich, zu

ur-

urtheilen, welcher Irrthum verdammlich sey oder nicht. Uns steht es also nicht zu, unsere andersdenkenden Brüder zu richten. Haben wir ein Herz voll Nächstenliebe, wie wir es haben sollen, o so werden wir sie nicht richten, sondern gern entschuldigen! Und wie viel läßt sich nicht zur Entschuldigung deren sagen, die in Glaubensmeinungen von uns abweichen! „Vielleicht ist an ihrem Irrthume ihre Erziehung schuld, vielleicht haben sie schon in der Jugend so viel Vorurtheile eingesogen, daß das Licht der Wahrheit jetzt nicht so leicht die Wolke der Vorurtheile durchdringen kann. Ist der Glaube unserer Väter, der wie ein Erbgut auf uns kam, uns nicht immer der liebste, den wir uns nicht gern entreissen lassen? Würden wir, wenn wir in dem Glauben unserer andersdenkenden Brüder wären erzogen worden, nicht eben so fest an selbem hängen? Und vielleicht ist die Scheidewand, die uns von ihnen trennet, nicht einmal so groß, als wir sie uns denken. — Vielleicht denken sie im Grunde einerlei mit uns, und drücken ihre Meinung nur mit andern Worten aus: wie leicht ist das bei Glaubensformeln möglich, die vor Jahrhunderten in einem Dialekt abgefaßt wurden, der uns nun unverständlich geworden ist. Liegt nun der Misverstand gar nur in theologischen Zänkereien, in solchen Wahrheiten, die nicht einmal einen wichtigen Einfluß in das menschliche Leben und auf das moralische Verhalten haben, die mehr selbstsüchtiger Schulkram als ächtes Wort Gottes sind —

ist

ist es da wohl der Mühe werth, mit Heftigkeit zu disputiren? Ist es vernünftig, es recht, die zu verdammen und zu verketzern, die Nebendinge der Religion nicht mitmachen? „Wer seyd ihr" — würde da der tolerante Paulus fragen, der den Schwachen im Glauben freundlich will behandelt, und über seine Meinung nicht hart beurtheilet haben — „wer seyd ihr, daß ihr einen fremden Knecht richtet? Ist es nicht genug, wenn sein Herr mit ihm zufrieden ist? Er kann sich ja noch bessern — wenigstens ist es Gott ein leichtes, ihn wieder aufzurichten. Was liegt daran, daß dieser einen Tag für heiliger hält, als den andern, jener aber unter den Tagen keinen Unterschied macht? Ein jeder handle nach seiner Uiberzeugung — der eine ißt von allen Speisen, der andere nur Gemüse; jener verachte diesen nicht; und dieser verurtheile jenen nicht." Röm. 14.

Die toleranten und schönen Gesinnungen eines Gelehrten unseres Zeitalters kann ich hier nicht unangeführt lassen. „Christus schließt keinen Men„schen von seiner Liebe aus. Er ist für alle Men„schen gekommen, für alle Menschen gestorben. Er „versendet seine Jünger zu allen Völkern der Erde. „Aber wie gering ist die Zahl der Christen, in Ver„gleichung mit allen Mahomedanern, Heiden, Ju„den, wilden Amerikanern und Südländern? O „Mensch, verdamme deinen Mitmenschen nicht! Du

„weißt

„weißt mit Zuverläßigkeit, es ist entschieden, daß „derjenige, der dem Unglauben der Irrlehren an„hängt, ewig verworfen ist. Aber wer anders, als „Gott, ergründet die Herzen, weiß, ob dieses oder „jenes Individuum nicht noch im letzten Augenblick „vom Lichtstrahl der Gnade gerührt werde? So„krates, Mark Aurel, Epiktet, Phocion, „eueren Tugenden fehlte das Göttlicherhabene, das „Geistige, so blos Frucht des Christenthums ist. Aber „ihr hattet große, schöne Seelen, brennend vor Liebe „zur Wahrheit, dem Gesetze der Natur getreu! Und „wer wird entscheiden, ob Gott nicht noch in den letz„ten Augenblicken eueres wohlthätigen Lebens Funken „seiner Liebe in euer Herz gelegt habe? Ist nicht die „Wirksamkeit der Begierdtaufe eine entschiedene Wahr„heit? Wer untersteht sich, ihre Sphäre einzuschrän„ken? Der Wilde sitzt unter seinem Coco'sbaum, „staunt den Himmel an, und sagt in seinem Her„zen: „Du, der du die Sterne an die hohe „Weltdecke genagelt hast, die glänzende Sonne her„auf- und hinabführest, der du mir Stärke zum Lau„fen, Kraft zur Spannung meines Bogens giebst; „o du, den ich fühle, und nicht kennen kann, „leite meinen Tritt, wenn ich irre! Und du, gütiger „Vater, hörst auch ihn, den Sohn der Natur, „du strahlst ihm Gnade ins Herz; auch er wird „dein Christ!"

„Gleiß-

„Gleißner sind Verworfene, die wie schöne „übertünchte Gräber da stehen, in deren Innerem Fäul„niß und Moder ist. Verworfen sind eigensinnige „stolze Vertheidiger der Irrthümer. Verworfen „sind, die da Mittel und göttlichen Wink zu ihrer „Aufklärung haben, und nicht folgen, die Mittel „nicht ergreifen. Aber den armen Unwissenden, der „mit gebeugtem Herzen zu dem gütigen Vater aller „Wesen seufzet, den verwirft Gott nicht! Da du un„duldender liebloser Verdammer dich eben durch deine „stolzen Machtsprüche vom sanften Lichte der Wahr„heit entfernest!"

„Job und Melchisedech gehörten nicht „zum auserwählten Volke, und sind doch Heilige „Gottes! Von ihnen weiß man's. Vielleicht giebt „es Millionen, von denen man es nicht weiß."

„Du, den die Vorsehung im Schooße des Chri„stenthums erziehen ließ, du stehest im vollen Licht!"

„Danke dafür dem Allmächtigen; aber sprich dei„nem armen Bruder nicht Hohn! Beklage ihn, daß „ihm nur schwache Dämmerung zum Loos ward."
(Dalberg über das Universum.)

c) Wie schön wäre es, wenn diese toleranten Gesinnungen gegen andersdenkende Brüder der Antheil aller Christen wären! Gewiß die gute Sache

Jesu,

Jesu, seine Religion würde dabei gewinnen, so wie sie durch das Gegentheil verlieren muß.

Wären Zwangsmittel die schicklichsten gewesen, Christus Reich zu erweitern, er würde uns selbe gewiß empfohlen haben. Aber das that er nicht. Da er seinen Jüngern das Missionsgeschäft auftrug, und sie aussandte, Menschen in den Schooß seiner heiligen Religion zu führen, so gab er ihnen keine Häscher und Scharfrichter mit — sie hatten diese vielmehr wider sich. — Er sagte nicht: „Sehet, damit ihr die Leute eher zu meiner Religion übertreten machet, so gebe ich euch 10 oder 12 Legionen Engel mit“; sondern er sprach: „Ich gebe euch den Geist der Wahrheit! Habt ihr diesen auf euerer Seite, dann könnet ihr Zwangsmittel leicht entbehren.“ Und in der That machen Zwangsmittel die gute Sache nur verdächtig. Es scheint, als ob wir die Wahrheit nicht auf unserer Seite hätten, und die Leute blos durch Zwang zu uns wollten übertreten machen. Heftigkeit war von jeher das Argument der Lüge und der Unwahrheit; so wie es die Handlung eines Tyrannen ist, einen Glauben mit Gewalt aufdringen wollen. Die Geschichte lehrt, daß diejenigen, die Gewalt brauchten, gemeiniglich die Wahrheit nicht auf ihrer Seite hatten. Die Pharisäer und Schriftgelehrten, da sie mit Gründen gegen Jesum nicht aufkommen konnten — die Heiden, da sie das Christenthum nicht widerlegen konnten — was thaten sie? Sie fiengen gerichtliche Verfolgun-

gen

gen an, setzten in Kerker, baueten Scheiterhaufen, lies-
sen köpfen, hängen und rädern. Wer nun zu diesen
Zwangsmitteln auch beim Bekehrungsgeschäfte seine
Zuflucht nimmt, und die Leute mit Gewalt belehren
will, der stellt sich dadurch den alten Pharisäern und
Heiden gleich, und macht sich verdächtig, als ob er
keine gute Sache habe.

Und wenn nun Zwangsmittel wirklich so viel wir-
ken, daß Andere aus Furcht sich unserer Glaubens-
parthei zugesellen, was ist dabei gewonnen? Glaube
und Uiberzeugung ist eigentlich gar keine Sache, die
sich befehlen und erzwingen läßt. Durch Strafen
und Martern kann man es wohl dahin bringen, daß
einer bekennen muß, das Schwarze sey weiß, oder das
Weiße sey schwarz, aber sein Herz glaubt es darum
nicht, wenn man ihm auch das Leben nähme. Wenn
man die Leute mit Gewalt genöthiget hat, etwas wider
ihre Uiberzeugung zu bejahen, oder zu verneinen, sind
sie darum schon wirklich überzeugt? Glauben sie nun
wirklich, was sie glauben sollen? Keineswegs! Im
Herzen glauben sie doch, was sie wollen. Der Schei-
terhaufen erleuchtet den Verstand eben so wenig, als
das Schwerdt des Henkers überzeugt; aber beide kön-
nen es dahin bringen, daß Leute jedes Glaubensbe-
kenntniß nachbeten, jeden heiligen Gebrauch mitma-
chen; aber mit was für einem Herzen? Was ist da-
mit gewonnen, wenn sie Jesum mit dem Munde be-
kennen, und im Herzen fern von ihm sind? Wenn

man etwas bekennt oder thut, ohne Einstimmung seines Herzens, so nennt man das Heuchelei. Also machen Zwangsmittel wohl Heuchler, aber keine wahren Verehrer Jesu.

Das Wohl der Religion fodert es also selbst, daß wir Andere, wenn sie irren, zwar durch Gründe zu belehren suchen, aber wenn sie selbe nicht annehmen, sie auch zu nichts zwingen sollen. Das sind wir der Ehre unserer Religion schuldig. Sie hat Gründe genug, sich zu vertheidigen, und es nicht zu befürchten, daß sie je den Kürzern ziehen werde, wenn man sich auf ihre Gründe verläßt. Das, was bei der Religion Menschenzusatz ist, wird freilich nicht immer eine strenge Kritik aushalten; aber das mag auch wegfallen. Das, was lautere Lehre Jesu ist, bleibt unerschütterlich, so, daß wir keinen Gegner, wenn er sich anders auf Gründe einläßt, zu befürchten haben.

So denke ich nun euch durch die angeführten Gründe, tolerante Gesinnungen gegen fremde Glaubensverwandte und irrende Brüder eingeflößt zu haben.

Ihr würdet mich aber unrecht verstanden haben, wenn ihr aus dem, was ich euch heute gesagt habe, die Schlußfolge ziehen wollt: „Es ist also um die Irrthümer und Fehler des Menschen nicht so etwas

Schlim-

Schlimmes, weil man Mitleid mit den Irrenden und Fehlenden haben soll; es ist also gleichviel, ob wir dieser oder jener Religionsparthei zugethan sind." Nein, m. Fr., unsere Toleranz, zu der ich euch heute aufgemuntert habe, soll nie in schädlichen Indifferentismus ausarten. Nicht jedes Religionssystem muß uns gleichgültig seyn. Wir wollen zwar jedem das Recht lassen, mit eigenen Augen zu sehen, aber gleichgültig und kalt gegen die Wahrheit, von der wir einmahl gründlich überzeugt sind, wollen wir nicht seyn. Machen wir gleich dem, der im Götzentempel Opferfleisch ißt, keine bittern Vorwürfe und verdammen wir ihn deswegen nicht, so wollen wir aber doch unserer bessern Uiberzeugung nicht entgegen handeln, und auch an diesen Opfermalen niedersitzen. Wir wollen zwar den Irrthum unserer Brüder dulden, aber an selbem nicht Theil nehmen, sondern uns vielmehr bestreben, sie durch überwiegende Gründe eines Bessern zu belehren, mit Schonung und Liebe auf den Weg der Wahrheit zu leiten, und durch unseren erbaulichen Wandel der Religion immer mehr wahre Verehrer zuzuführen. Dann können wir froh und sicher erwarten, daß wir einst, nach der Verheissung unseres himmlischen Vaters, in seinem Reiche leuchten werden wie die Sonne. Matth. 13, 43. Amen.

Am sechsten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker. Matth. 13, 31.

Das Missionsgeschäft, das Jesus seinen Jüngern auftragen wollte, mußte für sie sehr zurückschreckend gewesen seyn. Der unvergleichliche Menschenkenner, der seine furchtsamen Schüler besser kannte, als sie sich selbst, und es vorher sah, daß sie der Auftrag: den Samen des Evangeliums in der ganzen Welt auszustreuen — zagen und an einem glücklichen Erfolg zweifeln machen würde, wollte sie zum Voraus von den schnellen Fortschritten seiner Religion unterrichten, und wählte dazu das Bild eines Senfkorns, und sagte: „Mit meiner Religion verhält es sich beinahe eben so, wie mit einem Senfkorn. Obschon das Senfkorn eines der kleinsten Samenkörner ist, so wächst es doch beinahe zum größten Gartenkraut empor; so wird auch die Zahl meiner Gläubigen zwar anfangs sehr klein und unbedeutend seyn, mit der Zeit aber anwachsen und sich über den ganzen Erdboden verbreiten." Daß das nicht bloß eine

täu-

täuschende Aufmunterung der Jünger zu ihrem Missionsgeschäfte gewesen sey, hat der Erfolg deutlich genug gelehrt. Johannes, der Evangelist, erlebte es noch etliche 50 Jahre nach der Himmelfahrt seines Lehrers, daß aus der kaiserlichen Familie, Personen beiderlei Geschlechts Leben oder Freiheit für Christusreligion freudig hingeopfert haben. Und so machte das Christenthum mit jedem Jahre schnelle Fortschritte auch in aufgeklärten Zeiten, und bei den klügsten Völkern des Erdbodens; es siegte über alle Hindernisse, wurde in kurzer Zeit fast allgemein angenommen, und blüht bis auf den heutigen Tag, unter allen kultivirten Völkern der Erde.

Freunde! uns, die wir zur Fahne Jesu Christi geschworen, und uns in dem Schooß seiner beglückenden Religion befinden, kann doch dieses ihr Schicksal, ich meine, ihre schnelle Verbreitung nicht gleichgültig seyn. Wir müssen darin den Finger Gottes erblicken, unsere Religion um so mehr für Gotteswerk halten, und sie darum um so mehr schätzen und lieben.

Hier dürfte wohl jemand fragen, wie es doch zugegangen ist, daß das Christenthum bei so vielen Hindernissen doch so viele Anhänger fand. Man könnte freilich den Knoten auf einmal lösen, und sagen: das ist durch ein Wunderwerk geschehen. Dabei würde man aber immer die einzelnen Veran-

lassungen und Ursachen übersehen, wodurch Gott die schnelle Verbreitung des Christenthums bewirkt hat. Ich will eben heute einige dieser Ursachen zum Stoff meiner Rede machen. Zuvor will ich euch auf die Hindernisse aufmerksam machen, die das Christenthum zu besiegen hatte, dann werde ich einige Ursachen angeben, warum das Christenthum bei allen diesen Hindernissen doch so viele Anhänger fand.

Erster Theil.

Eins der größten Hindernisse, das der Stiftung und Verbreitung der christlichen Religion im Wege stand, mußte der Stand der Beförderer derselben seyn.

Wenn ein Mann von einer hohen Abkunft, der auf einem glänzenden Posten steht, und noch überdieß bei der Welt den Ruf eines Gelehrten und Weisen behauptet, ein neues Glaubenssystem predigte, so würden selbem vielleicht viele bloß seiner einmal erworbenen Authorität wegen, blindlings beitreten, und wir dürften uns eben nicht wundern, wenn er in kurzer Zeit mehrere Anhänger zählen möchte; denn der größere Haufe schätzt den Mann nach dem Kleide, und die Wahrheit nach dem äußerlichen Ansehen dessen, der sie vorträgt. Wie wenig ließ sich in dieser Hinsicht von den erstern Beförderern der christlichen Religion erwarten! Der geringe Stand, in dem sich sowohl Jesus selbst als auch

seine Apostel befanden, mußte gerade der guten Sache, die sie befördern wollten, um so hinderlicher seyn. Freilich entsproß Jesus aus königlichem Geblüte; freilich war er ein Zweig von dem berühmten Davidsstamme; aber wie tief war jetzt diese königliche Familie von ihrem vorigen Glanze herabgesunken! Maria, die Mutter Jesu, war mit Joseph, einem Zimmermann, vermählt — wie gering und unbedeutend war nun das Ansehen Jesu als eines Zimmermanns-Sohnes, den seine Aeltern nicht einmal konnten studiren lassen! Wie geringschätzig man von Jesu seines niedrigen Standes wegen dachte, zeigten seine eigenen Landsleute, bei denen er 30 Jahre einen stillen Lebenswandel geführt hatte, da er sie durch die Erhabenheit seiner Lehre und Wunder in Erstaunen setzte. „Woher hat er dieß alles — fragten sie mit neidischer und verächtlicher Miene — und was sind das für außerordentliche Wunder, die von ihm verrichtet werden? Ist er nicht der Zimmermann, Mariens Sohn, ein Verwandter des Jakobs, Joses, Judas und Simons? Wohnen nicht auch seine Basen hier bei uns?" So ärgerten sich die Juden, daß Jesus von einem so niedrigen Stande an Geist allen ihren Lehrern überlegen seyn sollte. Mark. 6, 2. 3.

Wieder Andere nahmen sogar von seinem Erziehungsort Anlaß, ihn gering zu achten, und seine Lehre

zu verachten, und ihm die Messiaswürde abzusprechen. Fragte doch sogar Nathaniel den Philippus als ihm dieser sagte, daß Jesus der Messias sey: „kann auch was Gutes von Nazareth kommen?"

Um so weniger ließ sichs von seinen Aposteln erwarten, daß sie seine Religion in der Welt so schnell verbreiten würden.

Sie waren Leute von gemeiner Abkunft; keiner hatte sich den Wissenschaften, die zu einem Religionslehrer erfodert werden, geweiht; der einzige Paulus hatte nach jüdischer Art studirt, und auch diesem fehlte es noch an vielen Kenntnissen heidnischer Gelehrten. Diese unwissenden Leute, die von dem Fischerkahn oder der Zöllnerbude zum Lehrstuhl berufen wurden, denen keine Beredsamkeit zu Gebote stand, um etwa hie und da die Blöße ihres Lehrgebäudes zu decken, die das Gefühl ihrer Schwäche um so furchtsamer machen mußte, sollten es nun mit den Gelehrten der damaligen Zeiten aufnehmen, sollten vor den Großen der Welt hintreten — sie, die bisher Fische fingen, sollten nun Menschen fangen, sollten das Netz des Evangeliums auswerfen, und das Werkzeug seyn, viele Menschen aus der Tiefe der Sünde und des Elends, worinn sie versunken waren, auf den Weg des Lebens und der Seligkeit zu bringen. Luk. 5, 10. Urtheilet selbst, m. Fr.,

ob

ob die niedrige Abkunft, die Unwissenheit, das unbedeutende Ansehen der Apostel, nicht vielmehr Hinderniß, denn als Beförderung der christlichen Religion kann angesehen werden?

b) Hiezu kam noch die Macht und Thätigkeit ihrer Widersacher.

So ohnmächtig die Apostel waren, so mächtig waren die, die sich der christlichen Religion widersetzten. Andere Sektenstifter, die sich Anhänger zu verschaffen suchten, nahmen unter andern unanständigen Mitteln auch zum Schwerdt ihre Zuflucht; aber das konnten die wehrlosen Apostel nicht; sie hatten vielmehr eben so viele als mächtige Feinde wider sich.

Dahin kann man mit Recht die jüdischen Priester rechnen, deren Vorurtheile und Interesse das Christenthum gerade zuwider war. Sie sträubten sich also mit voller Macht wider diese ihnen so verhaßte Lehre; und wer den Einfluß kennt, den diese heuchlerischen Pfaffen auf das gemeine Volk hatten; wer es weiß, wie sie selbe an dem Gängelbande ihrer alten Vorurtheile und Leidenschaften führten, der wird es auch leicht erachten können, welch' großes Hinderniß sie der angehenden Kirche Jesu geleget haben.

Ein eben so großes Hinderniß mußten die Beförderer der christlichen Religion von dem weltlichen Arm erfahren. Es ist in der That ein großes auf Unkunde gegründetes Vorurtheil, wenn man dafür hält, Rom wäre in Religionssachen so tolerant gewesen. Man sah ja im römischen Staate jede Abweichung von ihrem Cultus als ein Staatsverbrechen an, weil die Religion mit dem Staasinteresse zu sehr verwebt war. Und sagt es uns denn nicht die Geschichte, daß unter Nero, der der erste unter den Heiden Christenblut fließen ließ, die zween Fürsten der Apostel, Petrus und Paulus, selbst ein Opfer seiner Verfolgungssucht geworden sind? —

c) Denke man sich zu der Macht und Thätigkeit der Widersacher der christlichen Religion noch das hinzu, daß sie solche Lehren enthielt, die vielen auffallend waren, und gar nicht in ihre Gedankenreihe paßten, so wird man leicht sehen, daß auch das ein wesentliches Hinderniß bei der Stiftung und Verbreitung des Christenthums gewesen sey.

Wer kennt nicht die Macht verjährter Vorurtheile und Glaubensmeinungen? Wer weiß es nicht, wie fest, wie blindlings man oft an selben hängt; wie es empört, wenn uns ein Anderer gerade das Gegentheil davon, oder doch solche Sätze beibringen will, mit denen sich unser bisheriges Glaubensbekenntniß gar nicht zusammenreimen läßt! Jede dieser Wahrhei-

ten kommt uns als paradox vor; und nicht selten hasset man nicht nur die neue Wahrheit, sondern auch den, der sie uns beibringen will. Und gerade das war der Fall mit einigen Lehren der christlichen Religion.

Dahin gehört z. B. die Lehre von Gottes Einheit.

Wie mußte diese Lehre den Heiden auffallen, bei denen die Mehrheit der Götter herrschend war! Rechnete sichs doch sogar das große Rom zur Ehre, daß es in seinen Mauern alle Götter anderer Nationen und Länder verehrte, und wähnte sehr religiös zu seyn, weil es keinen Irrthum der unterjochten Nationen und Länder verschmähte. Wie auffallend mußte nun diesen Götzendienern die christliche Lehre von der Einheit Gottes gewesen seyn! Mit welchen Augen werden sie die Verkündiger des Evangeliums betrachtet haben!

Eben so auffallend waren einige Lehren für die Juden.

Der Jude, stolz auf seine Theokratie, hielt sich allein für den Liebling Gottes; alle Andere, die nicht seiner Religion waren, betrachtete er als Wesen, die gar nicht zur Familie Gottes gehörten. Wie sehr mußte nun die Lehre von einer allgemeinen und alles

umfassenden Menschenliebe ihren Nationalstolz empören! Sie sollten nun Heiden, wie ihre Brüder, umarmen; da sie bisher nicht einmal in die Wohnung eines Heiden gehen wollten, um sich nicht zu verunreinigen. Joh. 18, 28. Der Jude war bisher an Opfer und Zeremonien gewöhnt, setzte darein sein ganzes Verdienst, suchte in selbem seine ganze Beruhigung — und nun hörte er auf einmal, daß Gott im Geist und in der Wahrheit wolle angebetet seyn — daß der Zeremoniendienst als eine entbehrliche Sache, die keinen innerlichen Werth habe, kann betrachtet werden — sie hörten, daß die ganze Anstalt, von der ihre Vorältern ihr ganzes Wohlseyn herleiteten, und auf die sie auch das ihrige bauten, sollte abgeschaffet werden — daß der von ihnen verachtete Heide mit ihnen in einer Reihe stehen sollte. Und wie abschreckend mußte nicht erst unter anderen Lehren des Cyristentums die seyn, daß der Stifter desselben den Tod der Missethäter auf dem Schandholze des Kreuzes starb! —

Und diese Lehre, deren Urheber eines so schändlichen Todes sterben mußte, war noch überdieß eine so strenge Lehre; ihre Foderungen gingen dahin, allen lasterhaften Gewohnheiten zu entsagen, und schwere Tugenden zu üben.

Die Häupter euerer Sekten machen es wie die Fürsten, die, um eine neue Stadt zu bevölkern, beständig große Vorrechte denen bewilligen, die sich darin niederlassen wollen. So erlaubte Muhamed seinen Anhängern die Vielweiberei — Zoroaster oder Zerdusth verstattet in seinem Buche Zend oder Zendaveſta die Unzucht; ja er erlaubte Ehen mit Schwester, Mutter und Tochter. Vermuthlich suchte dieser Lügenlehrer dadurch die Gunst der persischen und syrischen Monarchen zu erschleichen, die dieser Blutschande ergeben waren. Und so schmeicheln fast alle Sektenstifter den bösen Lüsten des Menschen; um dadurch recht viele Anhänger zu erwerben. Aber Christusreligion thut gerade das Gegentheil: sie will böse Gewohnheiten ganz ausgerottet, und dafür die schwersten Tugenden eingepflanzet wissen. Welch' eine harte Foderung für die damaligen Zeiten, wo das Sittenverderbniß so allgemein und groß gewesen ist! Die Heiden verübten öffentliche Greuelthaten. Die Großen waren durch epikurische Philosophie verdorben, und noch dazu unter Tibers Regierung zu einem Sklavensinn herabgesunken. Die Hauptgründe der natürlichen Religion, die Lehre von der Vorsehung und Unsterblichkeit waren durch Philosophie und Sitten verdrängt; an ihre Stelle trat ein allgemeiner Kaltsinn gegen Religion.

Der große Haufe war ohnehin in Aberglauben und Sittenlosigkeit versenkt, und die Provinzen waren nicht besser, als die Hauptstadt.

Selbst die Juden, die doch das Volk Gottes ausmachten, waren bis zur Ruchlosigkeit herabgesunken. Hören wir nur, wie der jüdische Geschichtschreiber Josephus Flavius, gewiß ein unpartheyischer Zeuge, die Verdorbenheit seiner eigenen Landesleute beschreibt: (vom Kriege 7. Buch.) „Sie waren sowohl öffentlich, als ein jeder für sich allgemein verdorben. Sie lebten so, als wenn es ein jeder unter ihnen dem Andern an Ruchlosigkeit gegen Gott, und Ungerechtigkeit gegen die Menschen zuvor thun wollte. Die Großen quälten das Volk, und das Volk war bemühet, die Grossen zu Grunde zu richten. Und (5. B.) ich kann meine Meinung nicht verhehlen, ob mich gleich das Bekenntniß derselben mit großer Rührung und Betrübniß erfüllt, daß, wofern die Römer es länger verschoben hätten, gegen diese abscheulichen lasterhaften Menschen aufzubrechen, so würde die Stadt entweder durch ein Erdbeben verschlungen, oder wie Sodom durch Feuer vom Himmel verzehrt worden seyn; denn diese Generazion war in einem weit höhern und abscheulichern Grade verdorben, als jene, die dieses Unglück erfahren haben."

Wie hart und verhaßt mußte nun solchen verdorbenen Leuten die christliche Lehre seyn, die auf eine gänzliche Reinigkeit der Sitten dringt, und die schwersten Tugenden als: Feindesliebe, Kreuzigung des Fleisches und Selbstverleugung heischt, und dabei keine irdischen Vortheile verspricht, sondern vielmehr ihren Anhängern Verfolgung, Peinen und einen qualvollen Tod vorhersagt?

Freunde, nehmet alle diese Hindernisse zusammen, und saget selbst, ob man es hätte vermuthen sollen, daß diese von so niedrigen und unbedeutenden Männern verkündigte, ihrer seltnen Lehren und schweren Foderungen wegen von so mächtigen Gegnern angefeindete und verhaßte, zu so verdorbenen Zeiten gepredigte Religion so schnelle Fortschritte nicht nur unter gemeinen und ungelehrten Leuten, sondern auch unter den Großen und Gelehrten der damaligen Welt machen würde? Und doch ist es geschehen. Obschon das Christenthum dem Interesse der Großen aus dem Judenthume gerade zuwider war, so giengen doch viele Priester, ansehnliche Rathsglieder und Vorsteher der Synagogen zum Christenthume über. Sergius Paulus, der Prokonsul der senatorischen Provinz Cypern, Dionisius, ein Senator in Arropag, Erostus, der Schatzmeister von Korinth, der römische Consul und Anverwandte des Kaisers Flavius Clemens, und späterhin noch mehrere ansehnliche Leute aus den Heiden, traten zur christlichen Kirche über.

Und

Und obschon man sich auf die damaligen Philosophen, wenn man den litterärischen Zustand kennt, nicht viel zu gute thun darf, so schwuren doch auch bald viele von diesen zur Fahne Jesu Christi.

Wie gieng das zu? Warum fand das Christenthum bei so vielen und großen Hindernissen doch so viele Anhänger? Ich will einige Ursachen hievon anführen im

Zweiten Theile.

Daß die so schnelle Verbreitung der christlichen Religion kein bloßes Menschenwerk gewesen sey, darf ich euch wohl nicht erst sagen. Nein! das hat der Herr gethan! Es wäre nicht möglich gewesen, daß die Apostel und ihre Jünger ohne Beistand von obenherab das Christenthum in einem so kurzen Zeitraume so weit hätten verbreiten können. Schon Origines hatte den Heiden bei Celsus gesagt, daß die Jünger eben darum die christliche Religion um so weniger mit menschlicher Kunst und Witz hätten fortpflanzen können, weil sie gemeine und ungelehrte Leute gewesen sind. Sie erhielten den höhern Beistand, den Geist der Wahrheit und des Trostes, den ihnen Jesus versprochen hatte, wirklich, und nur aus der Einwirkung des Geistes Gottes läßt sich die schnelle Ausbreitung des Christenthums erklären.

Nun entsteht aber die Frage: wie der Geist Gottes mit den Aposteln wirkte? Dieses geschah a) durch allerlei außerordentliche Wirkungen b) durch die innere Kraft der Wahrheit und die Wohlthätigkeit der Lehre Jesu selbst, und c) durch das musterhafte Verhalten der ersten Verkündiger und Bekenner Jesu, seiner Apostel und der ersten Christen.

a) Die Macht, Wunder zu wirken, die den Aposteln zugetheilt wurde, verschafte ihnen Ehrerbietung und Bewunderung, der Lehre aber, die sie verkündigten, Achtung und Beifall. Die Wunder, die die Apostel wirkten, waren ein schickliches Mittel, Christuslehre sowohl unter dem gemeinen und ungebildeten Haufen, als unter Gelehrten und Gebildeten zu verbreiten. Auf sinnliche Menschen wirken Beweisgründe wenig oder gar nichts, weil ihr ungeübter Geist die Aechtheit und Stärke derselben nicht durchzuschauen vermag; aber um so mehr werden sie durch außerordentliche und in die Sinne fallende Gegenstände geleitet. Eben aus diesem Grunde konnte dem unwissenden Pöbel auf keine Weise eine schnellere Hochachtung gegen die christliche Religion eingeflößt werden, als durch außerordentliche Thaten. Wenn man sah, wie hier ein apostolischer Mann einem Kranken augenblicklich die Gesundheit ertheilt, dort einen Verstorbenen ins Leben zurückruft, oder ein anderes die Kräfte der Natur übersteigendes Werk verrichtet — da wurde der gemeine Mann mit Hoch-

ach-

achtung nicht nur gegen einen solchen Wunderthäter, sondern auch gegen die Lehre erfüllt, die er verkündigte.

Aber nicht nur für die niedrige und unwissende Klasse von Menschen, sondern auch für Gelehrte waren Wunderwerke ein schickliches und schnellwirkendes Mittel, Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion zu bewirken.

Freilich kann man sich durch Gründe und Schlüsse, von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugen; allein wer durch kritische Untersuchung die Aechtoder Unächtheit einer Religion gehörig prüfen will, der muß schon ächte Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften, von der menschlichen Seele, und von ihrer wahren Bestimmung haben. Da uns nun aber die Geschichte dafür bürgt, daß nicht nur die Weisen unter den Heiden, die ungereimtesten Begriffe von Gott hatten, sondern auch die richtigen Religionsbegriffe unter den gelehrten Juden, durch abergläubische Zusätze verdunkelt waren; wie war es möglich, daß sie auf den Weg der Untersuchung, zur Uiberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion, hätten kommen können? Woher hätten die Bekenner dieser oder jener so sehr verfallenen Religion, eine bestimmte Regel nehmen sollen, nach welcher sie sich von der Göttlichkeit der christlichen Religion hätten überzeugen können? Zu dieser Uiberzeugung konnten also

auch

auch die Gelehrten, sowohl aus den Heiden als Juden, durch kein schicklicheres Mittel, als durch Wunder gebracht werden.

Jesus selbst hat diesen Weg eingeschlagen, um seiner Religion den Stempel der Göttlichkeit aufzudrücken, und ihr Beifall zu verschaffen; und wollte, daß auch seine Apostel sich dieses Mittels bedienen sollten. Daher sagt er in jener rührenden Anrede, die er an seine Jünger hielt, ehe er sie aussandte, das Evangelium zu predigen: „Gehet hin, heilet die Kranken, erwecket Todte, reiniget die Aussätzigen, treibt Dämonen aus: umsonst habt ihrs erhalten, gebts auch umsonst;" (Matth. 10.) und vor seinem Hintritt zum Vater, erneuerte er die Ertheilung der Wunderkraft, wovon sie auch den glücklichsten Gebrauch gemacht haben. Petrus ging mit dem Johannes in den Tempel. Vor der sogenannten schönen Pforte des Tempels erblickte er einen Lahmgebornen, sah ihm scharf ins Gesicht und sprach zu ihm: „Sieh uns an! Mit diesen Worten reichte er ihm die Hand, half ihm auf, und voll lebhaften Gefühls einer ungewöhnlichen Festigkeit in seinen Flechsen und Gelenken, sprang er auf, stand, gieng und hüpfte im Vorhofe des Tempels; und so bald gehend, bald hüpfend, pries er Gott, und zog die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich. Der Eindruck, den dieser Vorfall machte, war wirklich so stark, daß die Zahl

ih-

ihrer Anhänger nur auf 5000 anwuchs. (Apostelgeschichte. II. III. IV.) Auch sehr viele aus dem Priestergeschlechte, d. h. aus dem Adel der Nation, gesellten sich ihnen bei, und das übrige Volk betrachtete die neue Gemeinde mit der größten Ehrfurcht (V.) Paulus wirkte in dem wegen Zauberei und Gaukelei berühmten Ephesus Dinge, die die Einwohner in Erstaunen setzten, und der Lehre vom Messias den geschwindesten Eingang verschaften. Auch da, wo er in Person nicht zugegen war, sah man Wirkungen seiner Heilkraft. Man durfte dem Kranken nur ein Schweißtuch, eine Schürze, deren er sich zu bedienen pflegte, bringen, sogleich wich die Krankheit. Paulus durfte nur den Namen seines Religionsstifters aussprechen, so wurden die Dämonen verbannt. Dieß wollten ihm einige jüdische Beschwörer nachmachen, und fingen an, dämonische Leute mit dem Namen des Messias zu beschwören. Da sie einst diesen Versuch an einem dämonischen Menschen machten, sammelte sich in selbem die ganze Wuth eines Besessenen. — „Ich kenne Jesum — schrie er — ich kenne Paulum: Wer aber seyd ihr?" Und indem er dieß gesagt hatte, sprang er auf sie los, riß sie wüthend zu Boden, und richtete sie an Kleidern und am Leibe so übel zu, daß sie es noch für ein Glück halten mußten, das Leben gerettet zu haben.

Dese Beweise einer höheren Dazwischenkunft gaben der Lehre des Apostels das größte Ansehen. Vie-

Viele kamen mit Beschämung und gestunden ihren bisherigen Aberglauben; Andere brachten ihre Zauberbücher und verbrannten sie vor der Christenversammlung, deren Werth man auf 50,000 Drachmen, oder nach unserm Gelde auf etwa 10,000 Gulden berechnete.

Und so brachten die Apostel, und nebst ihnen auch andere Verkündiger des Evangeliums, durch Zeichen und Wunder solche Leute zur Annahme der christlichen Religion, die so wenig Sinn für Moralität und Selbstprüfung hatten.

b) Nebst der Wunderkraft trug aber auch die innere Kraft der Wahrheit und die Wohlthätigkeit der Lehre Jesu zu ihrer schnellen Verbreitung das Meiste bei.

Christusreligion ist ganz Wahrheit, und ruhet auf so unerschütterlichen Gründen, daß sie selbst die Pforten der Hölle nicht werden überwältigen können. Sie scheut das Probefeuer der Prüfung nicht; sie dauert alle Revolutionen, politische, moralische und wissenschaftliche aus, und wird sie auch in Hinkunft immer ausdauern. Wo sind die Systeme der älteren Weisen? jedes hielt sich für unerschütterliche Wahrheit; aber man sah seine Fehler ein! — Worin hat man aber die christliche Religion eines Irrthums schuldig gefunden? So viele und gefährliche Feinde sie hatte, so konnten sie doch mit

aller ihrer Gelehrtheit und Spitzfindigkeit die Lehre Jesu keines Irrthums überweisen. Jesus Christus war, ist, und bleibt in Ewigkeit der nämliche." Hebr. 13, 8. „Seines Reiches — weil es ein Reich der Wahrheit ist — „wird kein Ende seyn." Christusreligion trägt den Stempel der Wahrheit deutlich genug an sich — eine gesunde, vorurtheilsfreie Vernunft, ein unverdorbenes Herz, finden sich bald zu ihr hingezogen. Dieß war unter andern auch die Ursache, warum die Lehre Jesu so viel Beifall fand.

Und wenn die christliche Wahrheit auch hie und da von Leuten, die für sie nicht empfänglich waren, verfolgt und gekränkt wurde, so rächte sie sich an denen, die ihr Unrecht thaten, auf die rühmlichste Art, am meisten dadurch, daß sie die erlittenen Gewaltthätigkeiten zu ihrer größeren Ausbreitung anwendete.

Je mehr man sie zu verdunkeln suchte, um so heller strahlte sie um sich, um so weiter verbreitete sich ihr wohlthätiges Licht. Ich nenne das Licht der christlichen Religion nicht umsonst ein wohlthätiges Licht — denn nicht nur der Wahrheit, sondern auch der Wohlthätigkeit der Lehre Jesu ist es zuzuschreiben, daß das Christenthum so schnell in der Welt ist verbreitet worden.

Haben uns wohl alle Philosophen bis jetzt etwas Besseres, Tröstlicheres, Praktischeres, und den Bedürfnissen des Menschen Angemesseneres geben können, als uns Christus-Religion gegeben hat? Licht für den Verstand, Beruhigung für das Herz, sind doch unstreitig die größten Bedürfnisse des Menschen; und wer hilft diesen Bedürfnissen mehr ab, als die christliche Religion? Sie bringt uns richtige Begriffe von Gott bei — sie lehrt uns unsere Bestimmung näher kennen — sie beruhigt uns über alle folternde Zweifel, die sich die Vernunft allein nicht auflösen kann — sie macht uns unser Erdenleben angenehmer, und öfnet uns eine frohe Aussicht in die Ewigkeit. —

Darum, m. Fr., flohen so viele in ihren Mutterschoos; darum traten so viele zur Fahne dessen, der die Wahrheit und das Leben ist; darum wurde das Christenthum so schnell in der Welt verbreitet.

c) Hiezu trug aber freilich auch das musterhafte Verhalten der Apostel und der ersten Christen sehr viel bei.

Wenn das Leben derjenigen, die sich zu einer Religion bekennen, nicht mit ihren Vorschriften harmonirt, so wird man leicht der Religion selbst

abhold; besonders wenn unter der Maske der Religion uns selbst etwas nachtheiliges widerfährt.

Christusreligion würde eben darum gewiß die schnellen Fortschritte nicht gethan haben, wenn ihre ersten Verkündiger und Bekenner sich nicht so musterhaft betragen hätten.

Die Apostel als Volkslehrer verhielten sich schon in sofern meisterhaft, daß sie sich in ihren Schriften so wie in ihren Vorträgen, nach der Verschiedenheit jener bequemten, zu denen sie sprachen, oder schrieben — daß sie sich den mehr Unterrichteten (Geistigeren) und den minder Erleuchteten (Fleischlicheren) anpaßten, und — wie Paulus sich selbst hierüber ausdrückt — diesen nur Milch, jenen aber stärkere Speisen darreichten. Genau verhielten sie sich in ihrem Lehramte nach der Vorschrift ihres Meisters, und waren klug wie die Schlangen; behielten aber dabei die Einfalt der Tauben. Sie ließen sich voll Klugheit zu der Lage ihrer Schüler herab, bemüheten sich allen alles zu werden, ohne der Wahrheit dabei auch nur im geringsten etwas zu vergeben.

Diese Pastoralklugheit der Apostel trug gewiß sehr viel dazu bei, daß der Same des Evangeliums, den sie ausstreuten, so reichliche Früchte trug.

Noch mehr aber ist das ihren tadellosen und erbaulichen Wandel zuzuschreiben.

Ihr habt es schon gehört m. Fr., wie groß das Sittenverderbniß bei der Entstehung des Christenthums, sowohl unter den Juden als Heiden gewesen sey; welchen auffallenden Kontrast mußte nun neben dem sittenlosen Wandel der Juden und Heiden das tugendhafte Verhalten der ersten Verkündiger und Bekenner der Religion Jesu machen! Sie hatten gewiß unter beiden Parteien eben so scharfsichtige als boshafte Gegner, und doch fanden weder Juden noch Heiden an den Aposteln etwas anders zu tadeln, als daß sie eine neue Lehre vortrügen, die aber keine Partei vorurtheilsfrei untersuchet hatte. Paulus war in seinem ersten Verhör selbst zu Rom unter der Regierung des grausamen Nero losgesprochen. Das Sanhedrin, dem diese lästigen Prediger längst ein Dorn im Auge waren, gab sich alle Mühe, sie ihrer Sitten halber verdächtig zu machen; konnte aber nichts vorbringen. Auch späterhin wußten die immer noch gegen sie erbitterten Häupter der Nation nichts, wodurch sie deren Charakter hätten verdächtig machen können. Hier kann das Zeugniß des schon einmal genannten jüdischen Geschichtschreibers Josephus nicht am unrechten Orte stehen. „Die Zeit der Anarchie benützte der damalige Hohepriester Ananus der jüngere, setzte ein Gericht nieder, führte vor dasselbe den Bruder Jesu, welcher der Mes-

stas genannt wird, mit Namen Jakobus, nebst einigen Anderen, klagte sie als Uibertretter des Gesetzes an, und ließ sie steinigen. Die billigsten aber der Juden verklagten ihn deswegen, und er verlor die Würde des Hohenpriesters." (Josephus Alterthüm. 20, 9.)

Diese ächte Stelle des jüdischen Geschichtsschreibers ist gewiß ein gültiger Beweis von dem unbescholtenen Wandel der Apostel.

Doch nicht nur untadelhafte, sondern auch wahrhaft große Männer waren die Apostel.

Der berühmte heidnische Philosoph Cicero sagt: Die Stärke und Größe der Seele zeigt sich vornehmlich in zwei Sachen: in Gesinnungen und Thaten. Die Gesinnung ist die Geringschätzung aller äußern Dinge, die aus der festern Uiberzeugung entsteht, daß nichts der Bewunderung, der Wünsche und der Bestrebung des Menschen werth sey, als innere Vollkommenheit seines Geistes und Regelmäßigkeit seiner Handlungen, und die damit verbundene Entschlossenheit, sich weder von Menschen, noch von Leidenschaften, noch von Unfällen ganz überwinden zu lassen. Wenn nun jemand mit diesen Gesinnungen und durch diese gestärkt, Unternehmungen wagt und ausführt, die auf einer Seite nützlich, auf der andern schwer sind, große Anstrengung erfordern und

gro=

großen Gefahren aussetzen, es sey des Lebens, es sey der Güter, die zum Leben gehören, so entsteht das zweite, was den großen Mann ausmacht, große Thaten. (Cicero von den Pflichten I. 20.)

Welcher Kenner findet hier nicht den Charakter der Apostel und besonders des Paulus, Zug für Zug gezeichnet? Welch einen erhabenen Geist verräth Paulus, wenn er sagt: „Mein leben selbst liegt mir weiter nicht am Herzen, sobald es um die Erfüllung meiner Berufspflichten zu thun ist. Mit fröhlichem Muthe vollende ich den Lauf der mir angewiesenen Bahn, um dem Amte Genüge zu leisten, das mir der Herr Jesus selbst übertragen hat, nämlich das Gnadenreich in der Welt auszubreiten." (Apostg. 20, 24.) Männer von solcher Denkungsart mußten doch wohl sehr viel zur schnellen Verbreitung der Religion beitragen, die sie verkündigten.

Aber auch der nachahmungswürdige Wandel der übrigen Christen empfahl die Lehre, zu der sie sich bekannten.

So wie vormals Loth in dem gottlosen Sodom, blieben auch die ersten Christen in den verderbtesten Städten, ihrer Religion und der Tugend getreu. Selbst die Heiden bewunderten die Unschuld der Sitten an den Christen. Hören wir nur, was der heidnische Geschichtschreiber Plinius in dem Briefe an

Tra-

Trajan von dem Wandel der Christen sagt: „Sie behaupteten, ihre große Schuld oder Verirrung habe darin bestanden, daß sie die Gewohnheit gehabt hätten, an bestimmten Tagen vor Sonnenaufgang, zusammen zu kommen, und Christum, wie einen Gott, durch ein Loblied zu verehren, und sich dann endlich mit einander zu verbinden, aber keineswe-ges zu einem lasterhaften Zwecke, sondern zu dem Entschluß, daß sie keine Diebstähle, keine Räube-reien, keine Ehebrüche begehen, daß sie ihr Wort nicht brechen, daß sie ein hinterlegtes Gut nicht ab-läugnen wollten, sobald es zurück gefodert würde. Hierauf wären sie gewöhnlich auseinander gegangen, um sich wieder durch Speise zu erquicken; die jedoch ganz gemein und unschädlich gewesen wäre. Seit der Erscheinung meines Edikts aber, wodurch ich, deinen Befehlen gemäß, geheime Zusammenkünfte verbothen habe, hätten sie diese Gewohnheit unter-lassen." (Plinius in relatione ad Trajanum de Christianis. L. X. 97.

So könnte ich euch mehrere glaubwürdige Zeug-nisse von dem rühmlichen Wandel der ersten Chri-sten anführen. Und so wie es erwiesen ist, daß die ersten Verkündiger und Bekenner der christlichen Re-ligion einen musterhaften Wandel führten, so aus-gemacht ist es auch, daß sie zur schnellen Verbrei-tung des Christenthums sehr viel beigetragen haben.

Danken wir, m. Fr., der göttlichen Vorsehung, die es so weislich zu ordnen wußte, daß das Christenthum, trotz so vielen und großen Hindernissen, doch so schnell verbreitet wurde. Danken wir es dem Vater des Lichts, daß er auch uns das wohlthätige Licht des Glaubens angezündet hat. Tragen wir aber auch von unserer Seite nach Möglichkeit dazu bei, daß Christusreligion, in deren Schooß wir so ruhig und glücklich leben können, immer weiter möge verbreitet werden. War das musterhafte Verhalten der ersten Verkündiger und Bekenner der christlichen Religion eine mitwirkende Ursache, daß das Reich Jesu so schnell ist erweitert worden, so bleibt ein frommes, den Vorschriften des Christenthums angemessenes Leben, auch heute noch ein wirksames Mittel, der christlichen Religion immer mehr wahre Verehrer zuzuführen. Das sey also eine unserer größten Sorgen, daß wir unserer Religion nicht zur Schande leben. Laßt uns die Religion zur Sache unseres ganzen Lebens machen; laßt uns so leben, daß man aus unserem Wandel schließen müsse, waß wir Christen sind. Dann werden wir Andern Achtung und Neigung gegen unsere Religion einflößen. Nichtchristen werden dadurch auf eine heilsame Art beschämet; wir selbst aber werden uns dadurch um die Religion verdient, und jenes unbeschreiblichen Lohnes würdig machen, der dem thätigen Christenthum verheißen ist. Amen.

Am Sonntage Septuagesima.

Text: Sie murreten wider den Hausvater. Matth. 20, 11.

Wie gefällt euch in der heutigen Parabel das Gemälde von den ersten Arbeitern in dem Weinberge, die wider den Hausvater murreten? Nicht wahr, daß waren garstige Leute, weil sie mit dem bedungenen Lohn nicht zufrieden waren, und dem Hausvater den Vorwurf machten, daß er Andern, die später in den Weinberg kamen, eben denselben Lohn gereichet habe? Jesus kopirte in diesem Gemählde die Unzufriedenheit der Menschen mit Gott; und wie viele Originale lassen sich nicht zu dieser Kopie finden? Es sind wenig, und vielleicht gar keine Menschen in der Welt, die mit ihrer Lage ganz und zu allen Zeiten zufrieden wären; sonder fast alle haben etwas, worüber sie sich beklagen zu können glauben. Es ist wahr: das Schicksal mancher Menschen ist so herb, so verworren, daß man es ihnen als eingeschränkten Wesen, die nicht in die Zukunft hinaus blicken, und die Folgen alle voraus sehen können, eben nicht verargen darf, wenn sie wenigstens eine Zeitlang ihr Frohsinn verläßt; wenn sie bei dem ersten Anblick des hereinbre-

chen-

chenden Unglücks zagen und traurig werden. Aber es giebt Menschen, die dem Glücke im Schooße sitzen, die sich im besten äußeren Wohlstande befinden, die tausend Unglücklichere neben sich erblicken; kurz! die gar keine Ursache haben, mißvergnügt zu seyn; und doch sind sie es; doch sind sie mit ihrem Loose unzufrieden, vertrauern ihre Tage, genießen das nicht, was ihnen die milde Hand Gottes vor andern so reichlich zugetheilet hat, hadern wohl gar mit der Vorsehung und murren, daß sie nicht noch mehr empfangen haben.

Da solche Leute sich und Andern ihre Tage trüben, so lohnt es die Mühe, daß wir den Unglücksquellen nachspüren, und es untersuchen, woher es kömmt, daß so viele Menschen ohne Ursache mißvergnügt sind, und Andere, die zwar einige Ursache haben, dennoch mißvergnügter sind, als sie es nöthig hätten. Ich finde unter andern Ursachen hauptsächlich diese drei: a) Leute, die mißvergnügter sind, als sie es seyn sollten, denken nicht genug über das nach, was ihnen Stoff zum Mißvergnügen giebt; b) sie haben zu wenig Zutrauen zu Gott, der unsere Schicksale regiert; c) sie sind nicht aufmerksam genug auf den Gang der Dinge in der Welt.

Ich will euch diese Ursachen etwas mehr aus einander setzen, und mancher, der bisher mit seinem

Schick-

Schicksale unzufrieden war, wird die Quelle seines Mißvergnügens entdecken, und selbe verstopfen können?

Abhandlung.

Die erste Ursache, warum so viele Menschen mißvergnügter sind, als sie es nöthig hätten, liegt unstreitig darin, weil sie die Dinge nur einseitig betrachten.

Ein Ding kann von mehr als einer Seite betrachtet werden; und das, was uns von der einen Seite noch so böse und widerwärtig scheint, ist von der andern Seite betrachtet für uns gut und angenehm.

Warum, m. Fr., sind Menschen bei einem ähnlichen Looſe in ihren Empfindungen und Betragen so verschieden? Der eine läßt sich durch das Loos, das ihn traf, bis zur Niedergeschlagenheit verleiten, der andere ist dabei frohen Muthes, jener murret wider den Regierer der Welt, dieser betet demuthsvoll seine weise Fügungen an.

Das Loos selbst kann an den entgegengesetzten Empfindungen und Wirkungen nicht schuld seyn; weil das Loos beider das nämliche ist. Die Ursache dieser ungleichen Wirkungen muß also nur an den Subjekten selbst zu finden seyn, die ein ähnliches Loos getroffen hat. Und die Ursache ist eben die, weil jeder

das

das nämliche Loos aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet: der eine sieht es bloß von der traurigen und unangenehmen Seite an, der andere prüft es genauer, betrachtet es von mehreren Seiten, und entdeckt auch die gute, die ihn mit seinem Loose beruhigt und zufrieden macht.

Wir würden gewiß weit weniger Mißvergnügte in der Welt zählen, wenn jeder ernstlich nachsuchen möchte, ob die Sache, die ihm Quelle des Mißvergnügens ist, auch wirklich des Mißvergnügens werth sey.

Die Empfindungen der Menschen müssen wir hier freilich nicht zum Maaßstab annehmen; denn wenn wir uns nach diesen richten wollten, da würden wir über die meisten Dinge Anlaß zu klagen haben.

Aber glaubt es nur sicher, m. Fr., nicht alles, über das so viele Menschen Klage führen, ist wirklich der Klage werth; nur eine einseitige, schiefe und unrichtige Beurtheilung der Dinge liegt hier zu Grunde. Viele erwachsene Menschen gleichen in Beurtheilung der Dinge kleinen, unerfahrnen und unverständigen Kindern; diese weinen oft über Dinge, die der Erwachsene belacht; so wie Kinder im Gegentheil bisweilen da lachen, wo der Erfahrne Ursache zu weinen findet. Das Kind aschbt nach einer bemalten Glasscherbe, als nach einem Ding vom größten Werthe. Der

Ver-

Verständige hält ihn nicht einmal des Aufhebens werth. Menschen, die Kinder am Verstande sind, machen es nicht viel anders; sie legen oft einem hinfälligen und vergänglichen Dinge einen unschätzbaren Werth bei, und glauben, daß sie ohne selbes unmöglich glücklich seyn können. Das Kind greift nach einem Instrument, womit es sich das Auge verletzen, oder sonst schmerzhaft und schädlich verwunden könnte — der gute Vater nimmt dem unwissenden Liebling das schädliche Spielzeug weg — und das Kind weint und lärmt über die anscheinende Härte des gutmeinenden Vaters. — Und machen es große und erwachsene Menschen oft viel anders, als ein solches Kind? Jagen sie nicht oft Dingen nach, die ihnen wirklich schädlich sind, und das so hastig, als ob es Dinge wären, ohne die sie unmöglich glücklich seyn könnten? Nimmt ihnen nun der gute Vater im Himmel den Giftbecher, den sie leeren wollen, aus der Hand; oder giebt er ihnen nicht gerade das, was sie nach ihrem Eigendünkel als eine, zu ihrem wahren Glücke unentbehrliche Sache ansehen; dann werden sie ungehalten auf ihn, und sind mit ihrem Loose mißvergnügt, da sie doch dabei, wo nicht ganz ruhig, doch wenigstens gleichgültig seyn könnten.

Ausartende und unbefriedigte Leidenschaften, unmäßiger Hang nach irdischen Gütern, unrichtige Vorstellungen von dem, was uns wahrhaft und dauerhaft glücklich macht; dieses alles erzeugt gewöhnlich ein

un=

unzufriedenes und mißvergnügtes Herz. Forscht nur genauer nach, worin das Unglück dieses oder jenes Menschen bestehet, der so viel Ursache zum Mißvergnügen zu haben glaubt! Entweder besteht es darin, daß man dem stolzen Götzen nicht genug Weihrauch streuet, daß man seiner Eitelkeit nicht genug schmeichelt, und seine Eigenliebe kitzelt — daß nicht alles nach seinem Kopfe geht, und ihm so mancher Strich durch seine unbescheidene und übertriebene Rechnung gemacht wird — daß es ihm entweder an Macht oder Gelegenheit fehlt, seine Rache an seinen wirklichen, oder eingebildetrn Feinden abkühlen zu können — daß er nicht zu jener glänzenden Ehrenstufe emporglimmen kann, nach der er so neidisch hinauf schielt, weil ein Anderer diesen Posten bekleidet — daß er seine Schätze nicht so anhäufen kann, wie es sein Gelddurst fodert — daß er sich nicht auch so gute und bequeme Tage wie andere machen kann, sondern im Schweiß seines Angesichts sein Brod genießen muß. — Das ist oft alles, was diesem oder jenem nach seiner Einbildung zu seinem Glücke fehlt. — Hat aber ein solcher Mensch wohl Ursache, mißvergnügt zu seyn? Gewiß nicht, und doch glaubt er die meiste Ursache zum Mißvergnügen zu haben. Das Unglück eines solchen Menschen ist also kein wahres, sondern nur ein eingebildetes Unglück; möchte er seinen Zustand genauer untersuchen, so würde er finden, daß er noch lange nicht so unglücklich sey, als er sich bisher eingebildet hat, und

sein Mißmuth würde bei dieser Untersuchung verschwinden und in Frohsinn übergehen.

Ich will euch durch Beispiele die Sache einleuchtender machen.

Du bist mißvergnügt, daß du zu ohnmächtig bist, dich an dem zu rächen, den du für deinen Feind hältst. — Bedenke es doch, wie wenig Ursache du hast, dich hierüber zu betrüben und mißvergnügt zu seyn! Ist es auch ganz gewiß, daß er dein Feind ist, wenn er dir ja wirklich etwas Unangenehmes zugefüget hat? Vielleicht hat dabei mehr sein Verstand als sein Herz gesündiget; vielleicht ist er von Andern gegen dich aufgehetzet und betrogen worden. — Und ist die Beleidigung auch wirklich so groß, wie sie dir deine beleidigte Eigenliebe und Rachsucht vormahlt? Vielleicht hat er die, dir zugefügte Beleidigung längst wieder beweinet. Und sey es, daß er wirklich dein Feind ist, was gewönnest du denn dadurch, wenn du dich an ihm rächen, ihn vielleicht in den Staub treten, ihn und seine Familie ins tiefste Elend stürzen möchtest? Diese Rache dünkt dich süße — würde sie aber nicht deine Ruhe auf immer vergiften? — oder würdest du dadurch deinen Feind nicht zur Gegenrache reizen? —

Du bist mißvergnügt, daß man dir nicht genug Ehre erweiset — hast du aber auch einen richtigen

Be-

Begriff von wahrer Ehre? Ist dir denn so viel an äußerlichen Ehrenbezeigungen gelegen? Machst du einen Anspruch auf unverdiente Ehre? Was gewinnest du dabei, wenn sie dir von einigen, vielleicht aus Furcht oder schmutzigem Eigennutz gezollt wird? Man mag sich vor dir bis in den Staub bücken, das macht dich doch nicht besser und schätzenswerther, als du wirklich bist. Verkennt man aber deine wirklichen Verdienste; sagt dir dein parteiloses Herz, daß du wirklich nach dem trachtest, was ehrwürdig ist, und Ehre verdient; ist es denn nicht genug, daß es dein Vater im Himmel weiß, der ins Verborgene sieht? Ist dir denn an seinem Beifall nicht mehr gelegen, als an dem Beifall kurzsichtiger, parteiischer und unbeständiger Menschen? Was nützt dir ihr Lob, ihre Ehrenbezeigungen, wenn es mit dir zum Sterben kommt? Gottes Beifall ist dir gewiß, wenn du rechtschaffen denkst und handelst, und wird dir ewig nützen; und bei dieser Gewißheit kannst du ja leicht auf die Ehre bei Menschen Verzicht thun, und hast, wenn sie dir selbe versagen, keine Ursache, mißvergnügt zu seyn.

Du bist mißvergnügt, daß du jenen glänzenden Posten nicht bekleiden kannst. — Du betrachtest vielleicht nur das Glänzende, aber nicht zugleich das Lastende dieses Postens. Wärest du diesem Amte auch gewachsen? Wären die Lasten desselben deinen Schultern nicht zu schwer? Könntest du dieses Amt auch mit Ruhm und zum Wohl Anderer bekleiden? Und

sind denn hohe glänzende Ehrenstellen das, was dem Menschen wahre Zufriedenheit und Seligkeit gewähren kann? Ist man nicht bei selben um so mehr dem Neide und folglich den Kabalen Anderer ausgesetzt? Schneiden nicht auch Kronen ein? Ist der Monarch auf dem Throne darum glücklich, weil er auf dem Throne sitzt? Hat man nicht einen um so tiefern und folglich gefährlichern Sturz zu fürchten, je höher man gestiegen ist? Ist der Taglöhner, der seine Berufsarbeiten mit Treue und Gewissenhaftigkeit verrichtet, minder glücklich, als mancher, der am Staatsruder sitzt? — Erwäge das! dein Mißvergnügen wird schwinden.

Du bist darum mit deinem Loose unzufrieden, weil du nicht genug Schätze sammeln kannst. — Aber wie viel wünschest du dir wohl, um vergnügt seyn zu können? Sind Schätze wohl das, was das Menschenherz befriedigen kann? Blicke um dich her — du wirst Tausende finden, die vielleicht nicht den hunderten Theil von dem haben, was du schon besitzest, und sind doch mit ihrem Armuthsloose zufrieden; so wie du vielleicht von der andern Seite Millionäre finden kannst, die doch bei allem ihren ungeheuern Reichthum wahre Glückseligkeit nicht kennen, und ein unzufriednes Herz behalten.

Wie bald kann ein einziger Zufall auch Moguls Schätze rauben? Nein! irdische Schätze füllen das

nach

nach dauerhafter Glückseligkeit strebende Menschenherz nicht aus! Nur Schätze, die von Motten und Rost nicht verzehrt, von Dieben nicht gestohlen werden können, Schätze, die wir mit in die Ewigkeit nehmen können, die können uns wahre Glückseligkeit gewähren; und da es in deiner Gewalt steht, dir diese — wenn du nur ernstlich willst — zu verschaffen, warum bist du mißvergnügt, daß du dir von jenen nicht so viel sammeln kannst, als deine unbegränzte Habsucht wünscht? —

Du klagest über die Härte des Schicksals, daß du täglich sauer arbeiten, und doch dabei nur von einfacher Kost leben, dich schlecht kleiden und auf einem harten Lager deine Ruhe suchen mußt; indessen du Andere neben dir erblickest, die bei einem müssigen Leben täglich an voller Tafel schmausen, sich prächtig kleiden, und in weichen wollusterregenden Betten die schönen Stunden des Tages verträumen können. — Denke einmal nach, ob du darum wirklich Ursache hast, mit deinem Loose mißvergnügt zu seyn. Ist die Arbeit etwa ein Fluch für die Menschen? Ist sie nicht eine Veranstaltung des Vaters der Menschen? Befördert mäßige Arbeit nicht unsere Gesundheit? Ist sie nicht das wirksamste Mittel gegen die verdrüßliche Langeweile? Du mußt mit einem einfachen Mahle vorlieb nehmen, indessen reiche Müssiggänger Leckerbissen verzehren; — aber essen diese wohl mit besserem Appetit als du? Gedeihen ihnen ihre Leckerspei-

sen etwa besser, als dir deine einfache Kost? Deckest du mit deiner einfachen Kleidung nicht auch deine Blöße, und schützest dich vor dem schädlichen Einfluß der Witterung wie jene, die in Seidenstoff einherrauschen? Ruhest du nach deiner Arbeit nicht besser auf deiner harten Lagerstätte, als jene im weichen Bette? Und stirbt sichs etwa auf Schwanenfedern leichter als auf halbverfaultem Stroh? — Wird es dir nicht im Grabe noch mehr Ehre bringen, wenn man sagen wird: „das war zwar ein armer, aber arbeitsamer und redlicher Mann," als wenn man sagen möchte: „da liegt ein Müssiggänger, der Tausende verzehrt hat?" —

Zwar giebt es noch Fälle, die uns wehe thun und traurige Empfindungen in uns hervorbringen müssen, aber unsre Traurigkeit kann immer dadurch gemäßigt werden, wenn wir bedenken, daß dieses gegenwärtige Uibel, das uns drückt, in der Folgezeit eine Quelle des Guten für uns werden kann. Freilich können wir in vielen Fällen die Folgen nicht vorher sehen, und folglich auch das Gute nicht berechnen, das aus dem gegenwärtigen Unangenehmen entstehen kann; aber in diesem Falle muß man es auch wieder dem Weltenregierer zutrauen, daß er alles zu unserem Besten lenken kann und will.

Dies führt zur zweiten Ursache, warum so viele mißvergnügter sind, als sie es nöthig hätten.

b) Die Zahl der Mißvergnügten würde weit minder seyn, wenn die Menschen in ihren Trübsalen mehr Zutrauen zu Gott hätten.

Wie häufig und bitter waren nicht die Widerwärtigkeiten mit denen Paulus zu kämpfen hatte! Und doch hat er einen guten Kampf gekämpfet, doch ließ er sich von dem Druck der Widerwärtigkeiten nicht niederbeugen, sondern frohlockte mitten in seinen Leiden; und was anders hat ihn aufrecht erhalten, was anders machte ihn frohen Muthes, als sein unwandelbares Vertrauen auf Gott — die felsenfeste Hoffnung, daß die göttliche Vorsehung alles zu unserem Besten leite? „In unseren Jugendjahren — sagte er — züchtigen uns unsere Väter willkührlich, wohl öfters auch aus Irrthum und allzuscharf, und doch haben wir uns die Mittel ihrer Erziehung, so hart sie auch waren, mit Ehrerbietung gefallen lassen: sollten wir uns denn nicht vielmehr der Zucht des gerechten und guten Vaters aller Geister, und die allemal nur auf unseren Nutzen abzwecket, willig unterziehen, damit wir durch ihn zum ewigen Leben gebessert werden? Es ist zwar jede Züchtigung, so lang man sie fühlt, etwas empfindliches und unangenehmes, aber der Erfolg ist desto erfreulicher und erquickender, wenn Tugend und Rechtschaffenheit, die Früchte einer solchen Erziehung sind." Heb. 12, 9. 10. Immer war die beruhigende Hoffnung Balsam für sein wundes Herz: daß Gott auch das widrigste

Schick-

Schicksal denen, die ihn mehr als das Irdische lieben, und mit standhaften Herzen an ihren Glauben halten, selbst ein Mittel zu ihrem Glücke werden muß. Röm. 8, 28.

So sollte ein kindliches Zutrauen zu Gott auch unsere Stütze seyn, an der wir uns bei widrigen Schicksalen aufrecht erhalten könnten — auch uns sollte die herzerhebende Hoffnung beleben, daß Gottes weise Vaterhand alles zu unserem Besten lenken könne und wolle; dann würden wir gewiß auch bei den widrigsten Schicksalen nicht mißmuthig und unzufrieden werden Allein dieses kindliche Zutrauen zu Gott fehlt uns sehr oft. So lang uns das Glück anlächelt, glauben wir freilich den Versicherungen Gottes; aber wenn Unglücksstürme über uns hereinbrechen, wenn unser Pfad durchs Leben dornenvoll und dunkel wird, da ist beinahe unser ganzes Zutrauen zu Gott dahin; da glauben wir es nicht, daß uns Gott auf diesem dornenvollen und dunkeln Weg ins Paradies führen, und unsere Traurigkeit in Freude umschaffen werde. Und doch haben wir so viele Gründe, das von Gott zu erwarten. — Doch sollen uns seine Eigenschaften ein kindliches Zutrauen zu ihm auch in den größten Leiden einflößen. Hat er uns nicht versprochen, bei uns zu seyn in der Noth? Gab er uns nicht die Verheißung, daß er einst alle unsere Thränen trocknen, und diese kurzen Erdenleiden, mit endlosen Freuden lohnen wolle? Und wird der Ewig-

wahr-

wahrhafte etwa sein Wort nicht halten? Wird er seinem Versprechen untreu werden? O! dann müßte er nur aufhören Gott zu seyn. Oder hat er etwa mehr versprochen, als er leisten kann? Ist er vielleicht zu ohnmächtig uns das Kreuz abzunehmen, das uns drückt, mißvergnügt und zagen macht? Wer kann das ohne Gotteslästerung von dem auch nur denken, der mit einem Wink Welten hervorbringen und — wenn er will — sie wieder ins Nichts zurück stürzen kann — von dem, bei dem kein Ding unmöglich ist? Und wer weiß die schicklichsten und wirksamsten Mittel, uns zu helfen, am besten, als eben der Allweise? Er weiß, was zu unserem Frieden dient — vor seinen Augen liegt die Ewigkeit aufgedeckt; er übersieht mit einem Blicke die Folgen alle, die den Augen der Sterblichen verhüllt sind; er weiß am besten, ob Reichthum oder Armuth, Hoheit oder Niedrigkeit, heitere oder trübe Tage uns frommen.

Alle diese Eigenschaften Gottes können uns ein recht kindliches Vertrauen zu Gott einflößen.

Dieses Zutrauen wird aber dann noch mehr in uns belebt und verstärkt:

C. Wenn wir recht aufmerksam auf den Gang der Dinge in der Welt sind.

Leu-

Leute, die nicht mit flüchtigem Blicke über die Begebenheiten in der Welt wegzueilen gewohnt sind, sondern sie mit aufmerksamen Geiste beobachten, die finden, daß vieles gut gewesen sey, was man erst für böse und nachtheilig ansah, vieles die gesegnetesten Folgen gehabt habe, was man vorhin für eine Quelle des Unglücks hielt, und vieles zum Wohl des Ganzen nothwendig sey, was der Mensch von sich hinweg wünscht. Die Ehrfahrung bestätigt das, was ich eben gesagt habe.

Wie oft hören wir nicht die Leute bei veränderten Schicksalen sagen: „Wer hätte das gedacht! Wer hätte es glauben sollen, daß die Sache noch eine so glückliche Wendung nehmen würde! O, wenn wir das vorausgesehen hätten, daß die Sache von einem so glücklichen Erfolg seyn würde, wir würden uns nicht so abgehärmt haben!"

So giengs mit Hiob, Joseph, David, Jesus und seinen Jüngern; und so geht es noch bis auf den heutigen Tag. Dieser wurde von seinen Feinden verläumdet, sein schuldloses Herz blutete als er seinen Namen mit unverdienter Schande gebrandmarket sah; allein späterhin wurde die Sache von gewissenhaften und parteilosen Richtern untersuchet, seine Unschuld und die Bosheit seiner Gegner aufgedeckt, sein vorhin verkanntes Verdienst mehr ans Licht gebracht und öf-

sentlich belohnt; seine Feinde aber traf Verachtung und verdiente Strafe.

Jene Wittwe, die mit ihren unerzogenen und unversorgten Kindern ihren geliebten Gatten mußte zum Grabe tragen sehen, rang hofnungslos die Hände, die ganze Welt war für sie freudenleer; sie glaubte nun nichts anders, als daß sie mit ihrem Häufchen Kindern elend würde zu Grund gehen müssen — aber es fanden sich Menschenfreunde, die ihr nicht nur den Verlust des Gatten, durch freundschaftlichen Schutz und Unterstützung erträglicher machten, sondern auch mit Vatergüte für die Erziehung ihrer Kinder, sorgten — nun weiß sie selbe alle versorgt, sie erkennet es selbst, daß sie unter fremden Leuten eine eben so gute und wohl noch bessere Erziehung erhalten haben, als wenn sie unter den Augen des Vaters wären erzogen worden.

Wer nun auf den Gang der Dinge in der Welt aufmerksam ist, der wird nach und nach, aus einer Menge von Beispielen und Erfahrungen sich die Regel merken: daß man auch bei den widrigsten Schicksalen nicht so bald den Muth darf sinken lassen, sondern stets gesetzt und gelassen bleiben müsse.

Sind wir auf den Lauf der Dinge aufmerksam, so werden wir auch einsehen, das vieles nothwendig

dig und heilsam ist, was dem Schein nach böse und daher vielen unangenehm ist.

Wie mancher will Gottes Regierung hofmeistern, als ob er hie und da eine bessere Einrichtung hätte treffen sollen, und ist unzufrieden, daß er sie nicht getroffen hat; indessen ein Anderer, der mit forschendem Auge den Lauf der Dinge beobachtet, es einsieht, daß die Dinge nothwendig so seyn müssen, wenn das Ganze, das die Vorsehung besorgt, nicht verlieren soll. Der Nachdenkende wird z. B. finden, daß es vortheilhaft sey, daß wir eine Obrigkeit haben, weil es sonst um Ordnung und Ruhe im Lande geschehen wäre; daß es das Wohl des Ganzen fodere, daß Reiche und Arme untereinander sind, weil sonst niemand solche Arbeiten übernehmen würde, zu denen der Arme nur aus Bedürfniß und Liebe zum Geld sich versteht; daß uns nicht jeder Wunsch gelinge, weil dadurch die Kräfte angespannet, die Thätigkeit gereizt, Trägheit und Erschlaffung verhütet wird; daß der Mensch Feinde habe, die auf seine Fehler lauern, weil er dadurch vorsichtiger und behutsamer wird, und sich selbst besser kennen lernt — kurz! daß tausend Dinge sowohl in der moralischen Welt, als in der Natur gut sind, worüber Andere unnöthiger Weise sich beklagen.

Sobald wir das einsehen, werden wir uns auch besser in die Welt zu schicken wissen; wir werden nicht

gleich

gleich bei jeder Widerwärtigkeit das Haupt muthlos sinken lassen, und uns ungeberdig stellen, sondern ruhig eine günstige Wendung unseres Schicksals von der Hand des gütigen, mächtigen und weisen Weltenregierers erwarten; und die Zahl deren, die mißvergnügter sind, als sie nöthig hätten, wird vermindert werden. Das war der Endzweck meiner heutigen Predigt. Gott, laß mich ihn erreichet haben! Amen.

Am Sonntage Sexagesima.

Text: Es gieng ein Säemann aus, seinen Samen auszustreuen. Luk. 8, 5.

Wenn ein Landmann seinen Samen der Erde anvertrauet, so geschieht es in der Hoffnung, davon zu erndten; und es wäre gewiß traurig für ihn, wenn er sich in dieser Hoffnung betrogen sähe, wenn er guten Samen ausstreuen, und doch wenig, oder wohl gar nichts davon erndten möchte. Wer säet, will auch erndten. Also auch im sittlichen Verstande will der Religionslehrer, der den Samen des Evangeliums

aus-

ausstreuet, erndten; er will, daß dieser Same auf gutes Erdreich falle, und hundertfältige Früchte trage; er will, daß er nicht vergebens lehre.

Wie traurig, wie niederschlagend muß es nicht für einen Religionslehrer seyn, dem das Wohl seiner Anvertrauten am Herzen liegt, wenn er die traurige Bemerkung macht, daß seine Zuhörer unter Zerstreuungen da sitzen und die Vorträge der Religion nur leichtsinnig anhören — wenn er bemerkt, wie ihnen jeder Verführer zum Unglauben die nicht tief genug gefaßten Grundsätze wieder raubt, so, daß sie selbe nicht zu ihrer Rettung nützen können — wenn er es wahrnimmt, wie bei Andern das Herz nicht weich und empfänglich genug ist, und folglich der Same des göttlichen Wortes nicht tiefe Wurzel schlagen kann — wenn er durch seine, auch noch so kraftvolle Lehren nichts anders bewirket, als eine fromme vorübergehende Empfindung, einen schnellen Entschluß zur Besserung, der aber nicht reift, und daher unausgeführt bleibt; oder, wenn er Andere sieht, die sich so sehr in ihre weltlichen Geschäfte vertiefen, ihr Herz so sehr an zeitliche Güter hängen, und in irdische Lüste verfallen, daß ihnen keine Zeit zur Ausübung der Religion übrig bleibt, wodurch alle gefaßten guten Gedanken und Entschlüsse unter den vielfältigen irdischen Sorgen erstickt werden. Wahrlich, das muß ein lohnsüchtiger Miethling, und kein guter Hirt seyn, dem das nicht wehe thun und ihm sein Amt

er-

erschweren sollte! Der gute Hirt, der Religionsleh-
rer nach Christussinn, freut sich über nichts mehr, als
wenn er eben so reichliche als schöne Früchte von dem
Samen des göttlichen Wortes sieht, den er unter
seine Zuhörer ausstreuet. Diese Freude erleichtert ihm
sein Amt; er verrichtet seine geistlichen Arbeiten voll-
kommener, und sie gerathen dann auch besser.

Wünscht ihr, m. Fr., das nicht auch von eue-
ren Religionslehrern? Wollt ihr ihnen nicht auch
ihr Amt erleichtern und angenehmer machen? Wollt
ihr nicht auch, daß sie mit Freuden und geistlichem
Nutzen an euch arbeiten sollen? Wenn ihr das ernst-
lich wünscht, so müsset ihr ihnen aber auch Freude
machen.

Wie das geschehen soll, wird euch mein heuti-
ger Vortrag lehren. Wer Ohren hat zu hören, der
höre.

Abhandlung.

Es wäre eben so traurig für einen Lehrer, als
es schändlich und schädlich für seine Zuhörer wäre,
wenn es gar keinen unter ihnen gäbe, dem es Ernst
wäre, seinem Lehrer Freude zu machen. Das ist aber
wohl selten, oder vielleicht nie der Fall; immer giebt
es wenigstens einige gutmeinende Seelen unter den
Anvertrauten, die ihrem Lehrer Freude machen wol-

len;

len; nur wissen sie oft selbst nicht, wie sie das anstellen sollen.

Nun diesen sage ich:

a) Sie müssen ihren Lehrer fleißig und aufmerksam anhören.

Das ist nothwendig und macht dem Lehrer Freude.

Wie viele giebt es nicht unter dem großen Haufen, die in ihren Kinderjahren weder in der Schule, noch von ihren Aeltern oder andern Lehrern, in den Anfangsgründen der Religion sind unterrichtet worden; die folglich von der Religion beinahe gar keine, oder höchst elende und schiefe Begriffe haben? Selbst jene, die zur Schule gegangen und in den Anfangsgründen der Religion unterrichtet worden sind, vergessen sehr leicht das wenige wieder, was sie gelernt haben; wenn sie froh sind, daß sie die Schule haben verlassen dürfen, und nun glauben im Christenthum ausgelernt zu haben, und sich nicht bestreben, durch ferneren Unterricht, ihre ersten erlernten Religionsbegriffe, theils zu berichtigen, theils zu erweitern. Mit solchen Leuten geht es gerade so, wie mit einem Felde, das lange brach liegt; wie das Unkraut auf selbem, weil es nicht bearbeitet wird, immer mehr überhand nimmt, so überwuchern in dem

Ver-

Verstande, der lange brach liegt, Irrthümer sehr bald die erlernten Religionswahrheiten; und es fehlt leider nicht an Beispielen, daß Leute in ihren Knabenjahren mehrere richtige Begriffe von der Religion hatten, als sie jetzt in ihrem reiferen Alter haben.

Wie läßt sich nun von solchen Leuten eine reine Gottesverehrung erwarten? Wie werden sie bei ihren abergläubischen Meinungen Gott im Geiste und in der Wahrheit anbethen? Wie werden sie nach gesunden moralischen Grundsätzen handeln, da sie sich von Gott so leidenschaftliche, niedrige und irrige Begriffe machen? Wie manche Sünde, wie manches schwarze Verbrechen wird von solchen Leuten aus einer sträflichen Unwissenheit begangen werden? Und was das ärgste ist, wie werden solche Leute können gebessert werden, wenn sie die Finsterniß mehr lieben als das Licht, wenn sie geflissentlich jedem christlichen Unterricht ausweichen, wo ihr Verstand könnte erleuchtet, ihre irrigen Meinungen in Religionssachen berichtiget, oder ihre Religionskenntnisse erweitert werden? Wie werden solche Leute zu einer reinen Gottesverehrung können gebracht werden, so lange sie irrige Begriffe von Gott haben? Und wie werden sie diese irrigen Begriffe verbessern, wie werden ste vernünftig an Gott glauben, von dem sie nichts hörten? Und wie werden sie von ihm hören, wenn sie den Religionslehrer fliehen, und da nicht erscheinen, wenn er das Wort Gottes vorträgt? Röm. 10, 14. 17.

Wer aus euch, m. Fr., sieht es nun nicht selbst ein, wie nothwendig es ist, daß man den Religionslehrer anhöre, und sich in der Wissenschaft des ewigen Heils unterrichten lasse?

Wie traurig, wie niederschlagend muß es demnach nicht für einen guten Religionslehrer seyn, der von der Nothwendigkeit des Religionsunterrichtes überzeugt ist, und es sich auch zur heiligsten Pflicht macht, selben zweckmäßig und fleißig zu ertheilen, wenn er hie und da unter dem niedrigen Pöbel Leute weiß, die bei ihrer angeerbten Unwissenheit zu gemächlich sind, als daß sie sich die Mühe nehmen sollten, ihre Denkkraft anzustrengen, den Religionsunterricht anzuhören und darüber nachzudenken; oder, wenn er unter dem höheren Pöbel Individuen kennt, bei denen der Unterricht in der Religion von Jugend auf, als eine entbehrliche Sache, oder höchstens als ein Nebending ist betrachtet worden; die zwar französisch plaudern, aber nicht einmal in ihrer Muttersprache zweckmäßig bethen können; die von Hunden, Pferden, Kutschen, neuen Moden u. d gl. stundenlang zu reden wissen; aber — wenn sie ihre Unwissenheit nicht verrathen wollen — verstummen müssen, so bald das Gespräch auf Religionswahrheiten geleitet wird, von denen sie oft weniger wissen, als der Laquei, der hinter ihnen steht — die sichs zur Etikettssünde rechnen, und ihrem adelichen Ansehen

etwas

etwas zu vergeben glauben, wenn sie eine Predigt anhören sollen.

So wehe diese Bemerkung dem Religionslehrer thun muß, so viel Freude macht es ihm, wenn er bei seinem Religionsvortrag recht viele lehrbegierige Zuhörer erblickt. Wenn er sichs läßt angelegen seyn, einen gemeinnützigen und anwendbaren Unterricht zu ertheilen, so sieht er es gewiß gern, wenn viele daran Antheil nehmen. Es ist Eine Arbeit, vor Vielen oder Wenigen zu predigen. Unangenehm aber ist es, wenn man etwas Nützliches vorgetragen hat, und es sind nur wenige, die es hören. Wer arbeitet gern vergeblich? Wem ist das nicht unangenehm?

Zuhörer müssen daher, wenn sie ihren Lehrer erfreuen und nicht betrüben wollen, seinem Unterricht beiwohnen, und zwar oft und fleißig. Wer sich durch jedes unbedeutende Hinderniß von der Anhörung der Predigt, oder eines andern christlichen Vortrags abhalten läßt, und nur etlichemal im Jahre dabei erscheint, der schadet sich oft dadurch sehr viel, weil er vielleicht zu eben der Zeit wegbleibt, wo gerade das vorgetragen wird, was für ihn das Nöthigste und Nützlichste wäre.

Aber nicht nur fleißig, sondern auch aufmerksam muß man den Religionslehrer hören, wenn wir uns nützen und ihm Freude machen wollen.

Was wird es frommen, wenn einer das ganze Jahr hindurch keinen Religionsunterricht, keine Predigt versäumt; wenn er aber dabei nur mit dem Körper und nicht mit dem Geiste gegenwärtig ist; wenn er unter Zerstreuungen im Hause Gottes da sitzt, wie auf einer offenen Landstraße, wo ihm alle Augenblicke ein anderer Gegenstand in die Augen fällt, und ihn zerstreut. Ein solcher zerstreuter Zuhörer hört nur abgerissene Sätze von der Predigt, vermißt den Zusammenhang, kann sich den wesentlichen Inhalt dessen, was gepredigt oder gelehrt wird, nicht merken, und wird sich folglich aus der ganzen Predigt nichts nützen. Daher kommt es, daß, wenn man Leute, die einer auch noch so kraftvollen und populären Predigt beigewohnt haben, frägt, was der Prediger heute gepredigt habe, nichts anders zu sagen wissen, als: „er hat eine hübsche Predigt gemacht." Sie lallen ein paar mit halbem Ohr aufgefangene Worte, oder Sätze her — und das ist die ganze Frucht, die sie aus der Predigt geschöpft haben. Nein! zerstreute Zuhörer machen ihrem Lehrer keine Freude; aber wohl jene, die bei seinem Vortrag ganz Ohr sind, an seinen Lippen hangen, und jedes Wort lehrbegierig verschlingen. O, solche Zuhörer ermuntern den Lehrer, erleichtern ihm sein apostolisches Amt, und machen ihm gewiß durch ihre Aufmerksamkeit manche Freude.

b) Doch diese Freude, die die Zuhörer ihrem Lehrer durch das fleißige und aufmerksame Hören sei-

ner

ner Lehren machen, ist immer nur noch eine kleine Freude; grösser wird sie, wenn die Zuhörer das vorgetragene Wort Gottes willig und freudig aufnehmen.

Mancher Mensch wohnt dem Vortrage des Lehrers eben so fleißig als aufmerksam bei, aber er findet sich dabei aus einer unedlen Absicht ein; er bringt kein für die Wahrheit empfängliches Herz mit; weil er nur darum erscheint, um den Prediger zu kritisiren, so wenig Beruf und Geschicklichkeit er auch dazu haben mag. Bei manchen Andern liegt hier ein dummer Stolz, oder eine lächerliche Eitelkeit zum Grunde. Sie wollen gelehrter scheinen, als sie sind, und sich eben dadurch den Titel gelehrter oder schriftkundigen Männer verschaffen, daß sie dem Religionslehrer hie und da Ausstellungen machen, und oft so weit gehen, daß sie längst anerkannte moralische Wahrheiten ohne hinlänglichen Grund bezweifeln, und schwache Seelen wenigstens dadurch irre machen, daß sie durch einige Scheingründe zu behaupten wagen: „der Prediger habe die Sache übertrieben."

Das nähmliche geschieht auch von jenen, die den Religionslehrer blos darum anfeinden, weil sie eine oder die andere Wahrheit nicht vertragen können. Die Rede ist ihnen, wie vormals die Rede Jesu den Juden, zu hart — sie greift ihre Lieblingslaster an; sie fodert zu einer Tugend auf, die ihrem Tempera-

ment, ihrer Sinnlichkeit, ihren ausgearteten Neigungen, ihren verderbten Herzen nicht behagt; und das ist für solche Leute schon genug, daß sie sich zu sagen trauen: „der Prediger habe den Teufel schwärzer gemahlt und die Hölle heißer gemacht, als es in der Sache ist." Sie haschen nach jedem Scheingrund, um die gehörte Wahrheit in ein falsches Licht zu stellen und verdächtig zu machen.

Daß solche Zuhörer ihre Lehrer noch mehr kränken als erfreuen, könnt ihr leicht einsehen.

Aber gewiß empfindet der Lehrer keine geringe Freude über jene, die ein für die Wahrheit empfängliches Herz zeigen, und derselben ihren lauten Beifall schenken. Welche Wonne für den Lehrer, wenn seine Zuhörer die Wahrheit einsehen und sagen: „der Mann hat recht, was er gesagt hat, ist wahr" Freilich muß der Lehrer, wenn er diese Wonne empfinden will, auch darauf sehen, daß er reine Wahrheit verständlich und überzeugend vortrage. Er muß nicht etwa durch heiligen Unsinn die Kanzel entweihen und Dinge lehren, die der gesunden Vernunft und dem Geiste des Christenthums zuwider sind; und selbst dann, wenn er reine Wahrheit vorträgt, kommt noch sehr viel darauf an, daß er sie in einem Styl vortrage, der der Fassungskraft seiner Zuhörer angemessen ist, und daß er die Wahrheit, von der er überzeugt ist, durch gewichtvolle Gründe unterstütze, und selbe

den Herzen seiner Zuhörer interessant zu machen wisse. Thut er das, so werden sie seinem Unterrichte nicht nur Beifall geben, sondern auch Entschliessungen fassen, die denselben gemäß sind.

Doch diese frommen Entschließungen würden dem Zuhörer eben so wenig nützen, als dem Lehrer Freude machen, wenn sie nur vorübergehend und nicht bleibend wären. Was hat der Landmann für eine Freude, wenn der Same auf felsigten Boden, wo nur flach gepflügt werden kann, geschwind aufgeht, aber auch gleich wieder verdirbt, weil der junge Halm, bei dem Druck der Sonnenhitze, nicht genug Nahrungssaft aus dem Boden ziehen kann? Eben so wenig kann sich der Religionslehrer über jene Zuhörer freuen, bei denen die vorgetragene Religionslehre nicht tiefe Wurzel schlägt, die zwar bei dieser oder jener Wahrheit bis zu Thränen gerührt werden, und die heiligsten Entschließungen fassen, die aber so schnell wieder verschwinden, als die flüchtig geweinten Thränen wieder vertrocknen. Wenn es auch eine Weile mit solchen Leuten geht, wenn sie auch kleine Schwierigkeiten, die mit Ausübung des Guten verbunden sind, überwinden; wird die Versuchung stärker, die Gefahr größer, die Noth drückender, so sinkt ihr Glaube, so fällt ihr Muth, wie der Baum, der nicht tief genug gewurzelt hat, vor dem Sturmwinde fällt. Nein! Leute, die den guten Entschließungen, die sie bei dem Vortrag des Lehrers gefaß-

set haben, nicht treu bleiben, können ihm keine wahre Freunde machen, diese gewähren sie ihm nur dann, wenn ihre frommen Entschließungen dauerhaft und bleibend sind.

Volkommen wird die Freude des Lehrers erst dann,

c) wenn seine Zuhörer seine Lehren auch treulich ausüben und befolgen.

Aeltern, die ihr, um das Wohl euerer Kinder zu gründen, euch bemühet, ihren Verstand sowohl als ihr Herz zu bilden, und in dieser edlen Absicht den Samen mancher heilsamen Lehre in die jungen Herzen derselben ausstreuet, wer nennt uns die Freude, die euer Aelternherz durchströmt, wenn ihr von diesem guten Samen endlich eben so reichliche als schöne Früchte erblicket; wenn euer wachsames Aelternauge bemerkt, wie sich bald diese bald jene Tugend bei eueren Kindern entwickelt, wie sie täglich mehr zur Vollkommenheit heranreifen und sich durch ihren frommen Wandel bei Gott und Menschen immer beliebter machen! Ihr könnet die Freude am besten nachempfinden, die der Religionslehrer fühlt, wenn er die frohe Bemerkung macht, daß seine Zuhörer seine Lehren zur Sache ihres Lebens machen. Welche reine geistige Freude muß das nicht für den Lehrer seyn, wenn er heute Versöhnlichkeit predigt,

und

und morgen schon sieht oder hört, daß sich alte Feinde einander die Hand reichen und an die ausgesöhnte Brust drücken, in der so lange ruhestöhrende Rache gekocht hat? wenn er den häuslichen Frieden empfiehlt, und es bald darauf erfährt, daß der Friede wirklich in dieses oder jenes Haus wieder zurückgekehrt ist, wo der Unfriede bisher so lange geherrschet und die häusliche Ruhe vergiftet hatte? wenn er Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Sorgfalt für die Seinigen lehrt, und nun überzeugt ist, daß jener Hauswirth, der vormals mit liederlichen Kameraden am Spieltische, oder auf der Bierbank sein Vermögen verschleuderte, und sein Weib und seine Kinder zu Hause mit Mangel und Elend kämpfen ließ, nun im Kreise der Seinigen lebt, die liederlichen Kameraden flieht, und seinem Weibe ein zärtlicher Gatte, seinen Kindern ein sorgfältiger Vater geworden ist — wenn er zur Wohlthätigkeit und thätigen Liebe gegen Nothleidende ermuntert, und nun durch sichere Erfahrung weis, daß seine Kirchkinder hier einem Armen die Thränen getrocknet, oder eine hülflose Wittwe unterstützt, da bei älternlosen Kindern Vater- und Mutterstelle vertreten haben! — Die Freude, die der Religionslehrer über diese und ähnliche Wirkungen seines Amtes empfindet, kann aber auch nur empfunden und nicht beschrieben werden.

Soll aber diese Freude ganz vollkommen seyn, so müssen seine Zuhörer die guten Lehren nicht blos ein- oder etlichemal, sondern in Geduld, mit Standhaftigkeit und Ausharrung zu allen Zeiten erfüllen. Sie müssen das Wort Gottes, das sie gehört haben, aufbehalten, betrachten, verdauen, und sich eigen machen; sie müssen es zur Richtschnur aller ihrer Handlungen annehmen, auf alle Fälle und Umstände des Lebens anwenden, und ihr Betragen an jedem Abende oder doch öfters darnach prüfen, und mit jedem neuen Morgen mit neuem Muth gegen das Laster kämpfen, von dessen Häßlichkeit und Schädlichkeit sie durch den Religionslehrer sind überzeugt worden, und nach der Tugend ringen, die er ihnen in ihrer Liebenswürdigkeit und in ihren beseligenden Folgen dargestellt hat, dann wird das Wort Gottes hunderfältige Früchte bringen. Je mehr Frucht der Ackermann von seiner Arbeit erblickt, desto mehr Freude fühlt er, desto mehr Aufmunterung ist es für ihn, sein Land ferner mit allem Fleiße zu bearbeiten und guten Samen auszustreuen. So wird auch der Religionslehrer, wenn er reichliche Früchte von dem ausgestreuten Samen des Evangeliums unter seinen Zuhörern erblickt, Freude empfinden, und dadurch angetrieben werden, künftighin mit neuem rastlosen Eifer sein apostolisches Amt zu verwalten. Er wird mit Freuden den Samen in so edle Herzen ausstreuen, wo er schon so viele und schöne Früchte gesammelt hat.

Doch diese Früchte gehören ja nicht sowohl ihm, als vielmehr seinen Zuhörern. Sonst hat der Ackermann, der seinen Acker bestellt, den Nutzen von den Früchten, aber hier haben ihn die Zuhörer selbst; die Früchte von dem Samen des göttlichen Vaters gehören nicht sowohl dem, der diesen Samen ausstreuet, als vielmehr jenen, in deren Herzen er gefallen ist, und Früchte getragen hat.

Ja, m. Fr., die Freude, die ihr euerem Lehrer macht, wenn ihr seine Lehren mit einem edlen wißbegierigen Herzen fleißig und aufmerksam anhöret, sie willig und freudig aufnehmet und bei allen Schwierigkeiten, in jeder Lage eueres Lebens zur Richtschnur euerer Handlungen machet — diese Freude wird für euch eine Quelle des Segens seyn.

Fliehet ihr das Laster, von dem euer Lehrer euch zurückschreckt, so verstopfet ihr eine Quelle, woraus tausendfaches Elend fließt; übet ihr standhaft das Gute, zu dem er euch ermuntert, so sammelt ihr euch unvergängliche Schätze, die von Motten und Rost nicht gefressen, von Dieben nicht ausgegraben und gestohlen werden: Schätze, die euch gewiß hier schon Gottes Welt verschönern und euch eueren Aufenthalt in diesem Pilgerleben angenehmer machen. Und ist diese Pilgerreise vollendet, so folgen euch diese Schätze über das Grab hinüber, sie

wer-

werden dort von Gott mit einem unendlichen Werthe bezahlt werden.

Habt ihr nun nicht alle Ursache, m. Fr., euerem Lehrer Freude zu machen, da ihr dadurch euch selbst unbeschreibliche und endlose Freude schaffet?

O, so seyd doch nicht nur Hörer, sondern auch Thäter des Wortes Gottes, das euch euer Lehrer verkündiget! Einst danket er euch noch vor dem Weltenrichter für die Freude, die ihr ihm in seinem geistlichen Amte gewähret habt; und ihr danket ihm gewiß auch dafür, daß er durch seine frommen Lehren zu euerer Glückseligkeit beigetragen hat. Amen.

Am Sonntage Quinquagesima.

Text. Jesus sagte zu ihm: „Dein Zutrauen hat dir geholfen.“ Luk. 18, 42.

Unter andern Zügen in dem Charaktet Jesu zeugt auch der von seiner Seelengröße und Geisteshoheit, daß ihn auch die Annäherung seines Todes nicht unthätig und verdrossen zum Guten machte. Er gieng das letztemal mit seinen Jüngern nach Jerusalem, er wußte es, und sagte es ihnen, daß das Passahfest diesmal für sie ein trauriges Fest seyn würde, weil endlich der Zeitpunkt da ist, wo er nach der Weissagung des Propheten würde leiden und sterben müssen — und doch macht ihn dieses schaudervolle Schicksal nicht unthätig und verdrossen. Ein Anderer würde an seiner Stelle alles andere vergessen, und blos an sein Schicksal gedacht haben. Der Gedanke: es geht nun zum Ende mit dir — du mußt nun alles verlassen, kannst nun doch nicht viel mehr wirken und ausrichten — würde seine Thätigkeit erschlafft haben. Aber Jesus verdoppelte seinen Eifer, je näher sein Ende kam. Er arbeitete, nach seinem Grundsatz um so rastloser an dem Tagewerke, das ihm sein himmlischer Vater aufgetragen hatte, je näher die Zeit des

To-

Todes war, wo man nicht mehr wirken kann. Menschen zu beseligen war sein Tagewerk, und an diesem arbeitete er auch jetzt, da er zum letztenmal nach seinem Sterborte gieng.

Ein Blinder an der Heerstraße, der die Vorüberreisenden um ein Almosen ansprach, hörte das laute Geräusch, welches das zahllose Gefolge Jesu auf seinem Zuge machte, und erkundigte sich bei den Vorübergehenden, was dieser Zug bedeute? Kaum hörte er, daß es Jesus von Nazareth wäre, den ihm der allgemeine Ruf lange schon als Wunderarzt geschildert hatte, so gerieth sein beklemmtes Herz in Bewegung, und schrie laut in flehendem Tone: „O Jesu, du verheißener Nachkomme Davids, erbarme dich meiner!" Die Vordersten in dem Zuge fuhren ihn unbarmherzig an, und suchten ihn durch Drohungen zum Stillschweigen zu bringen. Allein sein Elend, und sein Vertrauen dabei war viel zu groß, als daß er sich hätte abschrecken lassen; er verdoppelte vielmehr sein Geschrei, und rief noch viel lauter um Hülfe.

Weit von der Hartherzigkeit der Vorangehenden entfernt, wurde Jesus von dem Elende des Armen gerührt, blieb stehen, und ließ sich den Elenden vorführen. „Was verlangest du von mir?" sprach er in einem Tone, der schon alles hoffen ließ. „Herr" — antwortete der Blinde — „daß ich mein Augenlicht wieder bekommen möge!" Mit einer Bereitwilligkeit, als

ob er von seinen eigenen Leiden nichts wüßte, erwiederte Jesus: „du sollst es haben! Dein starkes Vertrauen, das du in meine Macht setzest, soll belohnt werden; diesem hast du deine Genesung zu verdanken." Und in diesem Augenblicke sah er seinen Wohlthäter vor sich stehen, und war gänzlich genesen.

Freunde! wir nennen uns Christen oder Jünger dieses erhabenen Menschenfreundes, dessen Leben so thatenreich gewesen ist — tragen wir wohl das Kennzeichen eines Jüngers Jesu an uns? Zeichnen auch wir uns durch thätige Menschenliebe aus? Denn nur daran wird jedermann erkennen, daß wir Jünger Jesu sind, wenn wir uns unter einander lieb haben. Joh. 13, 35. Und haben wir bisher Andere in der That, oder nur mit der Zunge geliebt? 1 Joh 3, 18. An der Gelegenheit, thätige Liebe zu üben, fehlt es uns nicht: wir haben allezeit Arme und Nothleidende bei uns, an denen wir Menschenliebe üben können.

Aber auch bei diesem an sich göttlichen Geschäfte müssen wir mit Vorsicht zu Werke gehen, wenn unsere Wohlthätigkeit an ihrem Werthe nicht verlieren soll.

Darum habe ich mir es vorgenommen, euch heute einige Lehren der Menschenliebe und Vorsicht bei dem Verhalten gegen Arme und Nothleidende vorzu-

tra-

tragen. Ich will das erst im Allgemeinen und dann im Besondern thun.

Beide Theile meines Vortrages verdienen eure Aufmerksamkeit.

Erster Theil.

Arme und Reiche müssen zwar in der Welt seyn, der Herr hat sie beide gemacht; aber doch dürften oft in einem Lande nicht so viel Arme seyn, als man wirklich darin findet. Eine allzugroße Anzahl der Armen in einem Lande ist größtentheils ein Beweis eines unwirthbaren Bodens, der kärglich den anvertrauten Samen zurückgiebt, so, daß die ganze Erndte bei weitem nicht hinreicht, die Einwohner des Landes zu ernähren; oder stehen die Einwohner unter einem eisernen Zepter, der Regent ist ein harter Mann, der unerschwingliche Abgaben erpreßt, nur sich lebt, und das Wohl seiner Unterthanen vergißt; oder sind die Güter im Lande fehlerhaft vertheilt: es existiren große Landgüter mit Frohnen und Leibeigenschaften, wo der unglückliche Unterthan nur immer für seinen Despoten arbeiten muß, und beinahe nichts für sich und seine unglückliche Familie behält; oder wird der Müßiggang in einem Staate mehr als die Arbeitsamkeit belohnt; so wie man wirklich Beispiele hat, daß mancher Mann, der weiter nichts that als daß er seinen gnädigen Namen unterschreibt, dafür mit

einer

einer Summe bezahlt wird, wovon ein armer Holzhacker, der des Tages mehr als Tausend Streiche unter herabrollendem Schweiß in das harte Holz schlägt, lebenslänglich mit seiner armen Familie leben könnte; oder herrscht ein allzugroßer Luxus im Lande, der zwar manchen Monopolisten bereichert, und vielleicht für die öffentlichen Finanzen selbst vortheilhaft seyn kann, dabei aber hundert Familien an den Bettelstab bringt.

Diese oder ähnliche Ursachen liegen zum Grunde, wenn es in einem Lande allzuviel Arme giebt, so wie viele Gassenbettler Mangel guter Polizey und Armenanstalten verrathen.

Doch die Ursache, warum es viele Arme in einem Lande gebe, mag diese oder jene seyn, so bleibt es Pflicht eines jeden Landes, daß es vorzugsweise für seine Armen sorge, und jeder zur Unterstützung und Hülfe beitrage.

Das fodert von uns die allgemeine Menschenliebe.

a) Wir Menschen gehen alle einander sehr nahe an; wir alle haben einen gemeinschaftlichen Vater, wir alle sind Brüder und Schwestern unter einander; wir alle sollen uns daher wie Kinder eines guten Vaters zärtlich einander lieben; von dieser Liebe sollen wir keinen ausschließen, wenn er auch noch so

arm wäre; denn gerade der Arme hat den größten Anspruch auf unsre Liebe schon darum, weil er arm ist, und unser Mitleid verdient. Gott legte nicht vergebens den Trieb des Mitleids in unser Herz — er will, daß wir uns des Armen und Nothleidenden annehmen, ihm helfen, und ihn erfreuen sollen. Und welcher Mensch von unverdorbenem Herzen wird diesem Triebe nicht folgen? Ihr Menschenfreunde, die Gott mit einem weichen Herzen schuf, dieses euer weichgeschaffne Herz predigt euch die Pflicht der Wohlthätigkeit gegen Arme, mehr als ich und der beredteste Prediger euch sagen kann. Es thut euren weichgeschaffnen Herzen ohne dieß wehe genug, daß ihr nicht überall helfen könnt, daß ihr ofteuer nasses Auge von dem Elende wegwenden müßt, ohne selbem abhelfen zu können; euer Menschengefühl empört sich ohnedieß schmerzlich genug, wenn ihr euch mit warmen Herzen für einen Armen interessirt, und man eure Weichherzigkeit mit verbissenem Hohnlächeln bemitleidet. Euch, Menschenfreunde, die ihr es aus Erfahrung wisset, welche Wollust und Seligkeit mit Wohlthun verbunden ist, euch darf ich ja nicht erst zu der Pflicht, Armen und Nothleidenden zu helfen, ermuntern; ihr findet ohnedieß im Wohlthun eure Freude. Wer nennt uns das Vergnügen, das euer mitleidiges Herz durchströmt, wenn ihr die Thränen des Dankes und der Freude in dem Auge dessen erblickt, dessen Kummer ihr durch eure Wohlthätigkeit verscheucht! wenn ihr das Kind erblickt, das ihr erzogen und zu einem guten und nützlichen

Glied der menschlichen Gesellschaft gebildet habt! Nein! Euch darf ich die Pflicht, Arme und Nothleidende, besonders in eurem Lande, in eure Stadt, in eurem Dorfe zu unterstützen, nicht erst einschärfen.

Aber zu euch rede ich, die ihr Wohlthätigkeit gegen Arme nicht eigentlich für Pflicht haltet, weil euch kein Mensch dazu zwingen kann. Verbindet euch denn hiezu nicht eure eigene Natur? Ist es nicht gerades Menschengefühl, „dem Hungrigen sein Brod zu brechen, die, so im Elende sind, ins Haus zu führen?" Hören die Armen etwa auf Menschen zu seyn? Sind sie nicht Fleisch von unserm Fleische? Ist nicht der elendste, der verworfenste Bettler ein Mensch wie wir? Ist er nicht ein Glied, eine Muskel an dem großen Körper der Menschheit, von dem auch wir Glieder sind? Ist nicht der zusammengeschrumpfteste Arme — unser Fleisch? Wehe dem, der das nicht fühlt, oder es bei dem Anblick eines Nothleidenden vergessen kann! Dessen Menschengefühl ist abgestumpft — sein Herz ist zusammengeschrumpft, er hat aufgehört Mensch zu seyn — er hat den von der Hand des Schöpfers in das Menschenherz gepflanzten Trieb des Mitleids ausgerottet — er handelt wider das Naturgebot „was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue auch einem Andern nicht," das Gott auch den Heiden ins Herz geschrieben hat. Ihr, die ihr mit kaltem Herzen bei Armen und Nothleidenden vorüber-

gehet, und sie im Elende hülflos schmachten lasset, se-
tzet euch doch einmal an ihre Stelle. Wie wäre euch
ums Herz, wenn ihr, so sauer ihr es euch auch wer-
den ließet, doch nicht einmal Brod genug erwerben
könntet, euch und die Eurigen zu sättigen — wenn
ihr da stündet, und den geringen Vorrath an Lebens-
mitteln mit Thränen benetztet, weil er nicht hinreicht,
den Hunger euerer weinenden Kinder zu stillen —
wenn ihr diese euere unglücklichen Lieblinge halbna-
ckend vor euch sehen müßtet, und nicht einmal ihre
Blöße decken könntet — wenn ihr dann mit rothge-
weinten Augen hingienget zu Andern, die doch auch
nur Menschen sind, wie ihr; wenn ihr sie mit aufge-
hobenen Händen um Linderung eures Elends, um ei-
ne milde Gabe anflehen möchtet; sie aber möchten
Thür und Herz verschließen, fühllos bei euren Klagen
bleiben, und euch hülflos von sich weisen? Saget, re-
det, würde euer Herz nicht bluten? Würdet ihr nicht
sagen, daß solche hartherzige Menschen die Menschheit abgelegt haben? Nicht anders! Wer sich von seinem eigenen Fleisch entzieht — wer sei-
nem armen nothleidenden Mitmenschen nicht hilft, da
er ihm doch helfen könnte, der verdient den Namen
eines Menschen nicht mehr; noch weniger aber je-
nen eines Christen.

Christen sind wir nur dann in der That,
wenn wir unserm Herrn und Meister durch eine thä-
tige Liebe ähnlich werden; wenn wir sein Beispiel

nach-

nachahmen. Und war jemals ein größerer Vater der Armen und Nothleidenden, als eben Jesus gewesen ist? Wie oft hat er ungebeten die Thränen der Leidenden getrocknet, wie oft kam er den Dürftigen mit seiner Hülfe zuvor? Wie viele Hungrige hat er nicht gespeist, wie viele Kranke nicht geheilt; wie viele Betrübte nicht erfreut? Der Evangelist drückt seine thätige Liebe gegen Arme und Nothleidende eben so kurz als schön aus, und sagt: „Er zog umher, und hat wohlgethan."

Freunde, Christus hat uns dieses Beispiel gegeben, daß auch wir es nachahmen, daß auch wir uns der Armen und Nothleidenden erbarmen sollen. Er hat die thätige Liebe zum Ordenszeichen seiner Jünger bestimmt: „daran," sagt er, „wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr einander liebet." Joh. 13, 35.

Könnten wir wohl einen gerechten Anspruch auf den schönen Namen von Jüngern Jesu oder Christen machen, wenn wir Arme und Nothleidende hülflos ließen? Nein! dann wären wir nur Maulchristen, aber keine Christen in der That, und unser Glaube an Christum würde uns nichts nützen. Höret, was hierüber der Apostel Jacobus sagt: „Was nützt es, meine Brüder, wenn sich jemand des Glaubens rühmt, aber es an der That fehlen läßt;

kann ihn da der Glaube selig machen? Wenn ein Christ oder eine Christin von Kleidern entblößt und um ihren täglichen Unterhalt bekümmert wären, jemand aber spräche zu ihnen: „Gehet in Gottes Namen, der liebe Gott beschere euch Kleider und Nahrung," gäbe ihnen aber von allem diesem nichts, das sie wärmen oder laben könnte; zu was hälfe ihnen sein christliches Mitleid? Und sehet, ganz so verhält es sich mit jenem bloßen Glauben an Christum und seine Lehre; er ist etwas Leeres und Unbrauchbares, wenn er nicht mit Werken der Wohlthätigkeit und rechtschaffenen Handlungen verbunden ist. Jac. 2, 15. 16. 17.

Ihr sehet es nun ein, m. Fr., daß wir als Menschen und noch mehr als Christen verbunden sind, den Armen und Nothleidenden zu helfen.

b) Doch ist bei diesem an sich gottgefälligen Geschäft auch Vorsicht nöthig, daß die muthwilligen Bettler nicht bestärkt werden, und wirklichen Armen das Brod nehmen.

Weise Gesetzgeber haben immer diesem Unfug zu steuern gesucht. Herodot gab ein Gesetz heraus, nach welchem die Egyptier vor dem Magistrate die Mittel angeben mußten, durch welche sie ihre Nahrung erwarben, und wer kein nützliches Geschäft trieb, da er doch Fähigkeiten und Kräfte dazu hatte, wurde zum Tode verurtheilt.

Der

Der athenienſiſche Geſetzgeber Drako hatte ebenfalls die Todesſtrafe für jenen beſtimmet, der eines müßigen Lebens überzeugt wurde. Solon erlaubte jedermann, die Müßiggänger vor Gericht zu fodern, und erklärte die Uiberwieſenen für ehrlos. Das nämliche erlaubten die römiſchen Geſetze in Rückſicht jener, die bettelten, da ſie ihr Brod verdienen konnten. Wie ſehr iſt ein Land zu bedauern, wo gar kein Geſetz gegen muthwillige Bettler exiſtirt; oder wo über die Aufrechthaltung eines ſolchen Geſetzes nicht genug gewacht wird. Da werden Taugenichtſe gehegt, die täglich mehr zum Galgen reifen, und nicht nur den wirklichen Armen, ſondern der ganzen menſchlichen Geſellſchaft ſchädlich werden. Es iſt traurig, wenn man geſunde, ſtarke und arbeitsfähige Leute umherziehen, und den fleißigen Landmann, Handwerker, oft ſelbſt den armen Taglöhner, der im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod verdienen muß, um eine Gabe beſtürmen ſieht oder hört. Bei manchem, ſo gern er auch ſonſt gab, wird das Mitleid durch ſolche muthwillige und verſtellte Bettler abgeſtumpft, und es wird dem wahren Armen ſchwer gemacht, ſich zu einem Menſchenherzen durchzujammern. Wer dieſem Unfug vorzubeugen oder abzuhelfen im Stande iſt, iſt es der menſchlichen Geſellſchaft und insbeſondere der leidenden Armuth ſchuldig.

Dabei muß aber auch darauf gesehen werden, daß wahren Armen wirklich geholfen werde. Man helfe demnach zu rechter Zeit vor dem gänzlichen Verfall.

Oft könnte einer armen Familie mit wenigerem geholfen werden, wenn derselben bei Zeiten Hülfe geleistet würde. Z. B. ein armer Handwerksmann hat keine Anlage mehr, die zur Betreibung seines Gewerbes erfodert wird; er muß nun sein Handwerk liegen lassen, sein Nahrungszweig verdorrt, und er und seine unglückliche Familie sinken in das äußerste Elend herab, aus dem sie nicht so leicht mehr können gerettet werden. Wie leicht hätte diesem Elende können vorgebeugt werden, wenn ein Menschenfreund dem Unglücklichen einen Vorschub geleistet hätte? So ist auch manchem Armen mit einem sogenannten Almosen nicht geholfen, oder höchstens nur auf eine kurze Zeit geholfen; größer und von längerer Dauer ist die Wohlthat, wenn man Armen Arbeit verschafft, daß sie sich ihren Unterhalt aufs ganze Jahr verdienen können.

Bei dieser oder einer ähnlichen Unterstützung muß man nur nicht erst lange fragen: wer der sey, der unserer Unterstützung bedarf; ob er zu dieser oder jener Religionsparthei sich bekenne; ob er unser Freund oder Feind, ob er an seiner Armuth schuld oder nicht

schuld sey, obschon der letztere ein würdigerer Gegenstand unseres Mitleids ist. Nein! fraget nicht erst nach Stand und Geburt, nicht nach Nation und Religion, nicht nach ehemaliger Aufführung; sondern nach Mangel. Siehst du einen Nothleidenden, so hilf ihm, er mag Jude oder Christ, Lutheraner oder Katholik, ein In- oder Ausländer, ein mit oder ohne seine Schuld Erarmter seyn; genug, er ist Mensch, und zwar ein hülfsbedürftiger Mensch. Als jener Samariter auf seinem Lastthiere einhergeritten kam, und einen Unglücklichen in seinem Blute winseln hörte; fragte er nicht erst: bist du ein Jude oder Samariter — hast du dir das Unglück vielleicht durch muthwillige Raufhändel selbst zugezogen, oder nicht? Nichts! Er sah ein Geschöpf seines Geschlechts, einen hülfsbedürftigen Menschen vor sich, und sogleich stieg er ab, und träufelte dem Unglücklichen Linderung in seine Wunde. Gehet nun, m. Fr. und thuet desgleichen!

Ich will hier freilich nicht sagen, daß man unter zwei gleich Elenden gar keinen Unterschied machen dürfe; nein! man kann in diesem Falle den näheren Blutsverwandten oder den Religionsgenossen vorziehen; denn hier gilt die Regel, die uns Paulus giebt: „Thuet Gutes an Jedermann, besonders aber an Glaubensgenossen.“ Braucht aber der Jude mehr und schleunigere Hülfe, als der Christ, so helfet dem Juden; hat der Fremde die Un-

terstützung mehr vonnöthen, als der Bekannte, so unterstützet den Fremden — und dann handelt ihr, wie euer Vater im Himmel, dessen Liebe alles umfassend ist; der seine Sonne über Gute und Böse scheinen — und über Gerechte und Ungerechte regnen läßt.

Suchet nicht erst Ausflüchte, wenn es darauf ankömmt, Nothleidenden zu helfen — denket oder saget nicht: „da können Andere helfen, die mehr haben, und vermögender sind als ich, wer weiß, ist seine Noth auch wirklich so groß, als sie mir vorkommt, oder er sie vorgiebt.“ Nein! Freunde! suchet keine Ausflüchte; sonst verrathet ihr ein liebloses Herz. Helfet gleich, sobald ihr könnt, und thuet es gern, und mit Liebe; laßt euch nicht erst durch Thränen und Seufzer des Unglücklichen die Hülfe abnöthigen; denn nur einen fröhlichen Geber hat Gott lieb; nur dann erhält die den Armen und Nothleidenden erzeugte Wohlthat erst in den Augen Gottes einen wahren Werth, wenn man sie mit theilnehmendem und willigen Herzen geleistet hat.

Dieß sind die Lehren der Menschenliebe, und der Vorsicht bei dem Verhalten gegen Arme und Nothleidende, die ich euch im Allgemeinen empfehlen wollte; nun will ich euch noch einige im Besonderen vortragen.

Zweiter Theil.

a) Das Armeninstitut, das in unseren Staaten eingeführt worden ist, bleibt immer eines der vorzüglichsten Mittel, den muthwilligen Bettlern Einhalt zu thun, und wahre Arme zu unterstützen; nur Schade, daß bei vielen der Werth desselben nicht anerkannt und dieses wohlthätige und weise Institut nicht überall gehörig unterstützt und gehandhabt wird!

Da, wo einmal gute Armenanstalten getroffen sind, sollte man selbe auch nach Möglichkeit unterstützen. Wer wünscht nicht, wenn er Almosen giebt, daß selbes in die Hände eines wahren Armen gelangen möge? Und wo kann das sicherer geschehen, als bei einem wohleingerichteten Armeninstitute? Die Obrigkeit, die die Aufsicht über das Institut übernimmt, und einen unpartheiischen und gerechten sogenannten Armenvater bestimmet, kann doch die Umstände ihrer Dürftigen immer näher kennen, und darauf sehen, daß wahre und würdige Arme in das Institut aufgenommen werden; und so habt ihr, die ihr zu diesem Institute euer Scherflein beitraget, schon dafür gesorgt, daß euer Almosen nicht so leicht an muthwillige Bettler verschleudert werde.

Wenn man sich an die häufigen Brüderschaften zurückerinnert, die vormals in den k. k. katholischen Staaten existirten, und es bedenket, wie zahlreich

die

die Brüder und Schwestern derselben gewesen sind; obschon diese Brüderschaften nichts anders als Menschenerfindungen waren, die bei vielen eine Quelle des Aberglaubens wurden, reine Gottesverehrung gehindert, dreiste, tollkühne und beharrliche Sünder gemacht haben; so muß man sich wundern, daß die Brüderschaft von der thätigen Nächstenliebe in unseren Zeiten nicht mehr Beifall findet. Diese Brüderschaft ist nicht neu, ist nicht bloßes Menschenwerk — sie hat Jesum selbst zum Stifter, er selbst hat sie errichtet, als er seine heilige Religion gestiftet hat. Jeder Christ muß ein Mitglied dieser Brüderschaft seyn, muß thätige Liebe an seinen Nächsten üben, wenn er nicht aus der Zahl der Jünger Jesu will ausgestrichen werden. Was nützen uns Skapulire, Rosenkränze, Gürteln und andere Brüderschaftszeichen, wenn uns das Ordenszeichen des Christen: thätige Liebe, fehlt?

Sind wir in diesem Orden, in dieser Brüderschaft, dann können wir alle übrigen entbehren; so wie uns alle übrigen ohne diese nichts nützen. Das Vorrecht, das den Brüdern und Schwestern von der thätigen Nächstenliebe von ihrem göttlichen Stifter ist verheissen worden, hat keine andere Brüderschaft aufzuweisen. Ihnen hat er ausschließungsweise die große Verheißung gemacht, daß sie einst beim Weltgerichte zu seiner Rechten stehen, und er zu ihnen die wonnevollen Worte sprechen werde: „Willkommen, ihr von

mei=

meinem Vater Beglückten! Erbet das Reich, das euch von Anbeginn der Welt bereitet worden ist: denn ihr gabet mir zu essen, da mich hungerte, zu trinken, da mich dürstete; — ihr habt mich aufgenommen, da ich ein Gast oder Vertriebener war — meine Blöße habt ihr mit Kleidern bedeckt, und für mich gesorget, da ich krank lag; und ihr habt euch meiner angenommen, da ich im Gefängnisse schmachtete; denn alles, was ihr einem von meinen geringsten Brüdern erwiesen habt, das habt ihr mir erwiesen." Matth. 25, 34 — 40.

Sehet, m. Fr., wie gut ich es mit euch meine, daß ich euch aufmuntere, durch euere milden Beiträge, gute Armenanstalten zu unterstützen; denn, was ihr da für den Armen hingebet, ist für Jesus hingegeben; in der Person des Armen, der durch eueren Beitrag erfreuet wird, wird Jesus selbst erfreuet. Das Armeninstitut ist jene geistliche Depositenkasse, wo auch das kleinste Kapital auf unbeschreiblich großes und ewiges Interesse angelegt wird. Wer aus euch sollte nicht gern wenigstens das Uiberflüssige von seinem Vermögen diesem christlichen Institute widmen? Wer sollte selbes nicht nach seinen Kräften unterstützen? Ihr Reichen, die ihr keine nothwendigen Erben habt, ihr könnet hier das meiste thun; ihr könnet eine gute Armenanstalt am meisten unterstützen. Euere lachenden Erben lachen vielleicht einst nach euerem Tode über euere Gutmüthigkeit, daß ihr so viel für sie gesammelt

melt habt; aber der Dank erfreuter Armen folgt euch in die Ewigkeit, und der, der einen kalten Trunk Wasser, der aus Liebe gereicht wird, nicht unbelohnt läßt, wird euch das hundertfältig vergelten, was ihr ihm in der Person des Armen gegeben habt.

b) Ist aber dieses christliche Institut hier oder dort nicht errichtet, oder will jemand nebst dem Beitrage zu selbem seine christlichen Mildthätigkeiten noch weiter an seinen nothleidenden Brüdern bezeigen, so verdienen vor Andern unser Mitleid, Alte, Gebrechliche, Kranke, sogenannte Hausarme; besonders, wenn es Aeltern sind, die viele Kinder zu ernähren haben. Wer gesund und stark genug ist, sich und den Seinigen durch Arbeit den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, ist noch immer nicht in die Klasse wahrer Armen zu zählen; wenn ihr aber Menschen kennet, die mit Freuden arbeiten, sich und den Ihrigen gern etwas verdienen möchten, und doch Alters, Gebrechlichkeit und Krankheit wegen nicht können, weil ihre Geistes- und Körperkräfte zu sehr geschwächt sind, und dabei nichts haben, wovon sie leben könnten; — dieß, Freunde, dieß sind würdige Gegenstände eures Mitleids, diese stehen in der Klasse wahrer Armen. Und in dieser mitleidswerthen Klasse befinden sich viele von guter Abkunft, die ein so feines Ehrgefühl haben, daß sie sich nicht entschließen können, den Bettelstab zu ergreifen, und vor den Thüren Anderer ihr Brod zu holen und zu betteln; sie haben vielleicht

ein zu zartes Gewissen, und fürchten bei aller ihrer Armuth sich doch an noch Aermeren zu versündigen, und ihnen das Brod zu rauben. Daher arbeiten sie von Morgen bis spät in die Nacht; und doch reicht ihr Verdienst nicht hin zu ihrem einfachen Unterhalt. Oft weinen sie im Stillen Thränen über ihr bitteres Loos; legen sich vielleicht manchen Abend nicht halbgesättigt auf ihr hartes Lager, und wissen nicht, wie sie sich morgen sättigen werden, und verbergen aus Scham ihr Elend in der blutenden Brust. Menschenfreunde, eilet in die Hütten dieser Unglücklichen, ersparet ihnen die Beschämung, daß sie wider ihre Neigung am Ende von äußerster Noth getrieben, doch noch sollten betteln gehen! Schonet ihr Ehrgefühl, und helfet ihrem Mangel — ohne sie zu demüthigen — mit Schonung und Liebe ab.

Die allerwürdigsten Gegenstände, die unser ganzes Mitleid verdienen, sind arme brave Aeltern, die mehrere Kinder zu ernähren haben.

Es thut schon wehe genug, wenn man allein mit Mangel und Elend kämpfen muß; wenn man aber erst noch die mit sich muß leiden sehen, die Fleisch von unserem Fleische, Bein von unseren Beinen sind; denen man Unterhalt zu geben schuldig ist, und ihnen selben auch von Herzen gern geben möchte, und es doch nicht im Stande ist — wenn arme gefühlvolle Aeltern ihre Kinder im Mangel und Elend erblicken —

wenn die Mutter den welkenden Säugling vergebens an der abgehärmten Brust Nahrung suchen sieht — wenn der Vater mehrere Kinder die Hände nach Brod ausstrecken sieht, und der Vorrath zu klein ist, die hungrigen Lieblinge alle zu sättigen — wenn die bedaurungswürdigen Aeltern ihre Kinder halb nackend herumgehen sehen, und ihre Blöße nicht decken können — wenn endlich eins oder mehrere ihrer Kinder erkranken, und die theilnehmenden Aeltern da stehen an dem Schmerzenbette des leidenden Lieblings, ihm gern mit ihrem Blute helfen möchten, und ihm aus Armuth nicht können helfen lassen: — o, diese Szene zerreißt das Aeltern-herz! Dieses Loos macht kleinmüthig, und hat schon manche gute Aeltern zu dem verzweifeltesten Entschluß gebracht!

Wahrlich! diese oder keine Armen verdienen Mitleid und Unterstützung! — Sterben nun solche unglückliche Aeltern vor Gram zeitlich weg; was soll erst aus ihren armen Waisen werden! So wenig Unterhalt ihnen auch die armen Aeltern geben konnten, so war es doch etwas: sie hatten doch an ihnen die besten Freunde, die an ihrem Elende den wärmsten Antheil nahmen, und ihnen selbes nach Möglichkeit zu lindern suchten. Nun fühlen sie erst ihr Elend in seiner ganzen Größe — nun strecken sie ihre Hände nach fremder Hülfe aus! Welches Tigerherz muß der besitzen, der solche Menschen keines

Mit-

Mitleids, keiner Unterstützung und Hülfe würdig hält, und bei ihnen mit kaltem Herzen vorübergeht?

Weniger Mitleid und Unterstützung verdienen fremde Bettler; noch weniger aber Landstreicher und Vagabunden, die aus Hang zur Faulheit nichts arbeiten wollen, obschon sie könnten; sondern blos im Lande herumziehen, die Leute den ganzen Tag hindurch bald um das, bald um jenes bestürmen, und am Abende den gutherzigen Geber verlachen, weil sie besser essen und trinken als er. Traurig genug, daß man solchen muthwilligen Bettlern zuweilen geben muß, damit sie uns nicht durch ihre Bosheit schaden.

Auch will ich euch, m. Fr., warnen, daß ihr die Bettelkinder nicht ohne Noth in der Bettelei stärket, und euch ihr Kläglichthun, wozu sie von ihren eigenen schlechten Aeltern abgerichtet werden, nicht verführen lasset. Entlasset sie vielmehr mit der ernstfreundlichen Vorstellung, wie schändlich und schädlich es für sie sey, wenn sie zu Müßiggängern und Taugenichtsen aufwachsen.

Freunde, ich traue es euern guten Herzen zu, daß ihr meinen heutigen Vortrag benützen, und nicht nur thätige Liebe an euern hülfsbedürftigen Brüdern ausüben, sondern auch die Lehren bei diesem gottgefäl-

ligen Werke nicht vergessen werdet, die ich euch heute vorgetragen habe.

Gott wird dann mit Wohlgefallen auf euere milden Gaben herabsehen, euer Lohn wird groß und euer Loos beneidenswerth seyn. Amen.

Am ersten Sonntage in der Faste.

Text: Hierauf wurde Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, um vom Teufel versucht zu werden. Matth. 4, 1.

So ist uns denn der Sohn Gottes auch darin gleich geworden, daß er, wie wir, zur Sünde versucht werden wollte! Er hat uns ein nachahmungswürdiges Beispiel gegeben, wie wir die Versuchung, welcher Art sie auch seyn möge, bekämpfen und besiegen sollen. Aber, leider, die Zahl deren, die der Versuchung unterliegen, ist ungeheuer groß; die Sünde siegt über Tausende und führt sie im Triumph als ihre Sklaven einher; die Hölle jauchzt über diesen Sieg, und die Engel Gottes weinen über die Besiegten.

Aber

Aber warum läßt uns Gott, der unseren Fall vorhersieht, versuchet werden? Handelt der Vater nicht lieblos, der die schwachen Kräfte seines Kindes kennt, das nur mit schwankendem Schritt die Erde betritt, und es doch einen steinigten Weg gehen läßt, wo er zum Voraus wissen kann, daß es fallen und sich beschädigen wird? Und warum läßt uns Gott, der unsere schwachen Kräfte kennt, auf den Weg der Versuchung gerathen, da er es doch zum Voraus weiß, daß wir der Versuchung unterliegen, und uns vielleicht ewig unglücklich machen werden?

Freunde, die Siegeskrone einer seligen Unsterblichkeit ist nur jenen verheißen, die rechtmäßig kämpfen, die die Sünde besiegen. Gibt es einen Sieg ohne Kampf? Und können wir kämpfen, wenn wir keinen Feind, keinen Gegner haben? Können wir also den Sieg über die Sünde davon tragen, wenn wir nicht zur Sünde versuchet werden? Nur dann würde Gott hart gegen uns handeln, wenn er uns über unsere Kräfte ließe versuchet werden; allein das thut der Vater der Menschen nicht; er kennt das Werk seiner Hände, er weiß, welche schwache Geschöpfe wir sind; er kömmt aber auch unserer Schwäche zu Hilfe, und unterstützet uns bei dem Kampfe mit der Sünde, mit seiner Gnade, und wirken wir mit dieser Gnade, so können wir auch den Sieg über die Sünde davon tragen; denn wir können, wie Paulus, alles in dem, der uns stärket. Wir müssen also

nicht nothwendig der Versuchung unterliegen, und wenn wir unterliegen, so liegt die Schuld gewiß an uns selbst; und doch möchten wir diese Schuld gern von uns wegschieben. Der menschliche Geist ist nie erfinderischer und die Zunge nie beredter, als wenn es auf die Entschuldigung gewisser Fehler und Verbrechen ankömmt. „Ich bin verführt worden," ist die gewöhnliche Sprache des Gefallenen; aber warum hast du dich verführen lassen? Deine Pflicht war es, der Versuchung Widerstand zu leisten, und ste zu besiegen. Allein hier lassen es sehr viele fehlen: versuchet und besiegt werden, ist bei ihnen beinahe eins.

Traurige Wahrheit! Woher mag es denn aber kommen, daß der Mensch in der Versuchung zur Sünde so leicht unterliegt? Ich habe hievon bei reiferm Nachdenken unter andern hauptsächlich diese vier Ursachen gefunden: a) die Sinnlichkeit, b) ein zu gutes Herz, c) Selbstvertrauen und Stolz, und d) unvorsichtiger Umgang mit bösen Menschen, und vernachläßigter Umgang mit Gott.

Wenn ihr mich mit aufmerksamem Geiste vernehmen wollet, so könnet ihr hievon mehr überzeuget werden.

Abhandlung.

A. Die Sinne: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Fühlung, hat der Mensch mit den vernunftlosen Thieren gemein. Die Neigung zu solchen Gegenständen, wovon unsere Sinne ergötzet werden, und die Abneigung von solchen Gegenständen, die unseren Sinnen unangenehm sind, wird die Sinnlichkeit genannt.

Ich weiß nicht, ob es je Menschen gab, die entweder aus Phlegma, oder aus Weisheit aller Sinnlichkeit abgestorben waren; und wenn es dergleichen gab, so müssen sie Klotz oder Engel gewesen seyn, die nicht weiter zu unserem Geschlecht gehörten. Denn so lange wir Menschen sind, haben wir einen gegen angenehme und unangenehme Eindrücke empfindlichen Körper, und eine Seele, welche nicht umhin kann, jene mit Wohlgefallen, diese mit Misfallen wahrzunehmen, sich nach jenen zu sehnen, diese zu verabscheuen. Die Sinnlichkeit ist also ein Werk des Schöpfers, der die Menschen geschaffen hat, und ist sie das, so kann sie an sich betrachtet, nicht böse seyn.

Allein, da viele Gegenstände, die auf unsere Sinnen wirken, von der Art sind, daß der Genuß davon verbothen ist, so folgt nothwendig, daß die Sinnlichkeit müsse abgetödtet werden. Der Mensch ist kein blos sinnliches Geschöpf; er ist nicht ganz

Thier; seine Vernunft erhebt ihn zu einem Geschöpf edlerer Klasse: er muß daher nicht bloß thierisch handeln; und sich von seiner Sinnlichkeit beherrschen lassen; sondern er soll seine Sinnlichkeit durch die Vernunft in den gehörigen Schranken erhalten. Menschen, die sich über diese Pflicht hinwegsetzen, und ihren Sinnen alles erlauben, werden gewiß in mancher Versuchung leicht unterliegen; denn eben die Sinnlichkeit empört sich am heftigsten wider den vernünftigen Geist Dieß gesteht selbst der große Paulus von sich, wenn er sagt: „Ich finde ein Gesetz, das mich, wenn ich das Gute will, treibt, das Böse zu thun; denn ich habe ein Vergnügen an dem Gesetze Gottes, nach dem inneren Menschen; aber ich entdecke ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das wider das Gesetz meines Gemüths streitet, und mich zum Sklaven der Sünde macht.“ Röm. 7, 21. 22. 23. Er will sagen: Der Mensch wird finden, daß bei dem besten Willen Gutes zu thun, das Böse ihm immer näher liegt. Denn frägt er Vernunft und Gewissen, so werden diese immer dem Gesetze Gottes beipflichten; aber in dem sinnlichen Theil seines Leibes wird er eine Gebietherin gewahr werden, die über Vernunft und Gewissen ihre Herrschaft ausübt, und sie in Banden legt; diese Gebietherin ist die Sinnlichkeit. Und ist diese unserer Tugend eine so gefährliche Feindin, so könnet ihr es leicht einsehen, daß Leute, die sich gar keine

Mühe

Mühe geben, ihre Sinne einzuschränken, und sich von der Sinnlichkeit beherrschen lassen, leicht unterliegen müssen, wenn dieser oder jener ihrer Sinne zum Genuß eines verbotenen Gegenstandes aufgereizet wird.

Hört nur, welche traurige Wirkungen nach erst genanntem Apostel die Sinnlichkeit bei dem Menschen hervorbringt: „Die Wirkungen der Sinnlichkeit sind offenbar: dergleichen sind Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Geilheit, Abgötterei, Giftmischerei, Feindschaft, Zank, Neid, Zorn, Streitigkeiten, Spaltungen, Parteigeist, Haß, Mord, Trunkenheit, nächtliche Schwärmereien und dergleichen. Wie ich euch ehemals gesagt habe, so sage ich euch neuerdings, daß, die solches thun, das Reich Gottes nicht ererben werden. Gal. 5, 19. 20. 21.

So ist es, m. Fr., wo die Stimme der Sinnlichkeit jene der Vernunft und des Gewissens einmal übertäubt, da folgt Sünde auf Sünde. So wie ein Betrunkener dem Abgrund blindligs entgegen taumelt, so wirft sich der vom Becher der Sinnlichkeit berauschte Mensch der Sünde blindlings in ihre mörderische Arme; er denkt, wenn er versucht wird, an keinen Kampf; er läßt sich ohne Widerstand von

der

der Sünde in die Fessel schlagen. Wie viel Ursache haben wir demnach nicht, wenn wir die Versuchung zur Sünde überwinden, und unserem Verderben entgehen wollen, daß wir bei Zeiten unsere Sinne im Zaum halten, und die Sinnlichkeit über uns nicht herrschen lassen?

Wohlmeinend sagt daher ein h. Bernhard: „Die Seele soll ihr Fleisch also lieben, daß es nicht scheine, sie sey zu Fleisch geworden, und daß sie die Drohung des Herrn nicht angeht; Mein Geist wird nicht in dem Menschen bleiben, weil er Fleisch ist, (weil er nach dem Fleische und nicht nach dem Geiste wandelt.) 1. B. Mos. 6, 3. Liebe der Adam seine Eva, aber liebe er sie nicht so, daß er ihrer Stimme mehr gehorche, als der göttlichen. Immer soll die Vernunft, dieses edle Kleinod, das uns Gott ähnlich macht, die Oberhand über die Sinnlichkeit behalten. Und soll das geschehen, so müssen wir unseren Sinnen auch manchen erlaubten Genuß versagen; um so leichter wird uns diese Selbstverläugnung dann fallen, wenn eine höhere Pflicht die Befriedigung der Sinnlichkeit verbeut. So weit ich von der Moral derjenigen entfernt bin, welche die Selbstpeinigung für ein unentbehrliches Mittel zur Vervollkommnung halten, und dafür den Himmel erwarten, wenn sie das böse Blut zwischen Fell und Fleisch durch Geiselhiebe abzapfen, und dieses Schröpfen Gottesdienst nennen: so getraue ich mir es doch zu behaupten, daß man sei-

ner Sinnlichkeit oft wehe thun, und die Weichlichkeit fliehen müsse, wenn wir der Sünde den Sieg über uns nicht erleichtern wollen.

Große Männer haben nie der Weichlichkeit gefröhnet. Jakob der Patriarch schlief unter freiem Himmel, und legte sein Haupt auf einen Stein. 1 B. Mos. 28, 11. David trug ein rauhes Bußkleid, und anstatt zu essen, bestreute er sich mit Asche, und hat dabei gefastet. Ps. 34, 13 und 101, 10. Job verwahrte seine Augen auf das strengste. Job. 31, 1. Der Vorläufer Christi Johannes tödtete seine Sinne auf eine sonderbare Weise. Matth. 3, 4. Paulus kasteiete seinen Leib, d. h. er entsagte manchem sinnlichen Vergnügen, wenn es auch erlaubt war, und hielt die besiegten Leidenschaften in seiner Gewalt. 1. Kor. 9, 26.

So, Freunde, müssen auch wir unsere Sinnlichkeit bekämpfen, wenn sie nicht jedes aufflammende Gefühl für Tugend in uns abstumpfen, und an ihrem Gängelband immer tiefer ins Labyrinth mit uns eilen soll.

B. Eine andere Ursache, warum der Mensch in der Versuchung zur Sünde so leicht unterliegt, ist ein zu gutes Herz.

Von einem Menschen, der weich und empfindlich ist, und eine gewisse natürliche Güte besitzt, sagt man gewöhnlich: er habe ein gutes Herz. Dieses gute Herz ist zwar ein Geschenk, für das wir der Vorsehung nicht genug danken können, weil es viel Anlage und Neigung zum Guten hat; allein eben der Mensch mit einem so guten Herzen, kömmt oft am ersten in Gefahr, unrecht oder schlecht zu handeln, wenn seine Empfindsamkeit bloß natürliche Güte, und nicht durch edle Grundsätze geläutert ist. Denn eben das, was ihn auf der einen Seite gut und liebenswürdig macht, was ihn edel handeln heißt, das wird, wenn er es nicht zur Tugend erhöhet, oft an ihm Schwachheit und unverzeihlicher Fehler werden, und ihn unedel und strafbar handeln lassen.

Nicht anders, m. Fr., ein zu gutes Herz ist eine gefährliche Klippe, woran die Tugend und Unschuld leicht scheitert; denn ein solch gutherziger Mensch kann dem Verführer und seinen eigenen Begierden nichts abschlagen, fürchtet sich, jemand zu beleidigen, oder sich selbst zu schaden. Ein Mensch, der ein gutes weiches Herz besitzt, thut gern das, was bei ihm angenehme Empfindungen erregt, und ihm Vergnügen macht. Uiberläßt er sich nun blindlings dem Triebe seines Herzens, so läuft er Gefahr, in die größten Sünden zu verfallen. Er wird nichts thun, als was ihm behagt und Vergnügen schaft; und ist das nicht der gerade Weg zur Unordnung der Begierden? Das

können wir an dem König David sehen. Er war unstreitig ein Mann von dem besten Herzen: wie leicht wurde sein Herz bei dem Genuß göttlicher Wohlthaten gerührt! wie mitleidig und theilnehmend war er nicht gegen Andere! welch ein warmer Freund seiner Freunde! welch ein zärtlicher Vater seiner Kinder! Aber eben sein gutes weiches Herz brachte ihn zum Fall: es ward von der Wollust gerühret, und so hingerissen, daß er im Stande war, Bathseba, die Gemahlin des Urias, eines tapfern Offiziers, zu einer Zeit zu nothzüchtigen, da dieser für den König und fürs Vaterland sein Leben waget. Er will durch List und durch ein unsittliches Mittel, durch Berauschung, ein unrechtmäßiges Kind einem Ehemanne unterschieben, um seine Schandthat zu verbergen. Da sein Plan nicht gelingen will, läßt er den Helden, dessen Gattin er geschwängert hat, durch das Schwerdt der Ammoniter ermorden. Wer zittert nicht vor Schrecken bei diesen schwarzen abscheulichen Thaten? 2 B. der Könige 11.

So gefährlich ein gutherziger Mensch sich selbst ist, so gefährlich sind ihm auch andere Menschen; weil er gegen alle und jede Menschen, in allen und jeden Dingen gutherzig und gefällig ist.

Hätte er es immer nur mit lauter guten und religiösen Freunden zu thun, die seinem guten Herzen eine gute Richtung gäben, dann würde er

frei=

freilich leicht auf gute Wege gerathen; aber wie bald wird er der Tugend untreu werden, wenn er leichtsinnigen, schwelgerischen, üppigen und gottesvergessenen Menschen in die Hände geräth, da er sich auch nach diesen gern bequemen wird. Der Gutherzige hat nicht einmal Muth genug den Lasterhaften, mit denen er zu thun hat, entgegen zu handeln, weil er ihnen durch seinen Widerstand keine unangenehme Empfindungen machen will; er bequemt sich also lieber nach ihnen, und wird ihnen zu gefallen das, was sie sind.

Befindet er sich z. B. im Kreise von Verläumdern und Lästerern, so wagt er es nicht, ihrer bösen Zunge Einhalt zu thun; er tritt lieber ihren lieblosen Urtheilen bei, um sich ihnen nicht mißfällig zu machen. Kömmt er in den Zirkel sittenloser Wüstlinge, die nur ihren bösen Lüsten fröhnen, mit Saufen und Schwelgen die edle Zeit tödten, und alle Gesetze der Ehrbarkeit mit Füssen treten, ihre Ehre in der Schande suchen, und sich über alles wegsetzen, was Vernunft und Religion gebietet — wird da der gutherzige weiche Mensch nicht aus wirklicher Gutmüthigkeit sich auch das Böse gefallen lassen, wie Ahab die Anschläge der Isabel? — wird er aus Güte gegen den Einen nicht grausam gegen den Andern seyn, wie Herodes bei der Bitte der Herodias.

Und wenn der Mensch mit einem guten Herzen schon offenbaren Feinden der Tugend nicht widerstehen kann, wie leicht werden ihn nicht erst verkappte Bösewichte in ihre Netze ziehen, die sich ihm unter der Maske der Frömmigkeit zugesellen? Wer ist weniger im Stande, ihre Maske durchzuschauen als der Gutherzige, der einen jeden nach seinem guten Herzen beurtheilet, und auch den Teufel, der sich in einen Engel des Lichts verstellt, für keinen Teufel hält. Das wird manche gute weibliche Seele mit Thränen im Auge bestätigen, die das Opfer eines verkappten Wollüstlings geworden ist.

Sollte es denn nun etwa nicht wahr seyn, daß bei vielen ein zu gutes Herz die Schuld ist, daß sie in der Versuchung zur Sünde so leicht unterliegen? Ist es denn möglich, wenn man so immer, wie der Gutherzige, in der Gewalt seiner Begierden und in den Händen anderer Menschen ist, daß man immer gut bleiben kann? Muß man nicht der Versuchung unterliegen, und am Ende ein schlechter verdorbener Mensch werden?

O ihr weichen, empfindsamen Seelen, wie sehr habt ihr Ursache auf eurer Huth zu seyn. Auf einem so weichen lockeren Boden gedeiht leicht das Unkraut, in einem zu guten Herzen schlagen bald die gröbsten Laster tiefe Wurzel; ohne gebesserten Grund erreicht man nie beharrliche Güte. Prüfet euch demnach,

lernet euch selbst kennen, und gebet euch Mühe, das natürlich Gute durch geläuterte Grundsätze an euch bis zur reinsten Tugend zu erhöhen, und moralisch gute Menschen zu werden.

C. Noch eine Ursache, warum der Mensch von der Versuchung zur Sünde so leicht besiegt wird, ist Selbstvertrauen und Stolz.

Wer sich mehr physische Kräfte zutraut als er wirklich besitzt, und dann eine Last auffasset, die seine Kräfte übersteigt, wird auch sehr bald unter dieser Last erliegen. So geht es auch in Hinsicht auf die moralischen Kräfte. Wer sich mehr Festigkeit im Guten zutraut, als er wirklich hat, der wird sich der Gefahr zu sündigen um so dreister aussetzen, wird um so weniger über sich wachen, und ehe er sich's versieht, wird ihn die Sünde besiegt haben. Unterhielten die Menschen immer ein bescheidenes Mißtrauen gegen sich selbst, trauten sie sich nicht mehr Fertigkeit im Guten zu, als sie wirklich besitzen; wären sie daher immer mehr auf ihrer Huth, so würden sie der Versuchung zur Sünde eher ausweichen, oder, wenn sie das nicht immer könnten, ihr wenigstens mehr Widerstand leisten. Mancher Kommandant, der sich auf die überwiegende Macht seines Heers verließ, selbem zu viel und jenem des Feindes zu wenig zutraute, wurde dadurch eingeschläfert und unvorsichtig gemacht — und am Ende wider all sein Vermuthen von dem schwachen

chen Feind in einem günstigen Zeitpunkt überfallen und besiegt. So geht es dem Menschen, der zuviel Zutrauen auf seine eigene Seelenkräfte hat, und sich mehr Festigkeit im Guten zutraut, als ihm wirklich eigen ist; er denkt sich die Gefahr, in der seine Tugend steht, für zu unerheblich. Diesen Umstand benützen seine Feinde, sie stellen ihm unerlaubte Handlungen von der glimpflichsten Seite vor. Sie haben die Kunst gelernt, ihnen durch glimpfliche Namen das Zurückschreckenden zu benehmen, und das mit sich im Streit befangene Gewissen durch ähnliche Beispiele einzuschläfern; ihre List gelingt, und der Mensch voll Selbstvertrauen ist besiegt.

Was brachte den sonst so guten und frommen Petrus zum Fall, als ein übertriebenes Selbstvertrauen? Als Jesus seinen Jüngern den Vorwurf der Untreue gemacht hat, die sie in seiner Leidensnacht gegen ihn begehen würden, konnte sich Petrus über diesen Vorwurf nicht beruhigen. Er für seine Person glaubte wenigstens für sein Herz sicher zu seyn: „und wenn auch die andern alle — sprach er — Untreue an dir begehen sollten, so wirst du mir doch diesen sträflichen Vorwurf niemals machen können. Ich kann dich Petrus versichern — erwiderte Jesus — ehe das Hahnengeschrei vorbei ist, wirst du mich dreimal verläugnet haben." Jetzt gerieth Petrus in den Enthusiasmus, der so oft auch edle Seelen hintergeht. „Eher wollt ich mit dir sterben — rief er — als so etwas aus mei-

nem Munde gehen lassen." Aber der Ausgang zeigte, wie wahr Jesus geredet hatte. Der gute Petrus, der sich wirklich zu viel Anhänglichkeit an seinen Meister zutraute, wagte sich bis in den Vorhof des Hohenpriesters Kaiphas, wohin sein gefangener Meister geführt wurde; aber eben hier war der unglückliche Ort, wo die traurige Vorhersagung Jesu in Erfüllung ging: wo er von Petrus wirklich dreimal verläugnet wurde.

So geht es noch heut zu Tage solchen Leuten, die sich zu viel Festigkeit im Guten zutrauen: sie stellen sich den Gefahren der Verführung um so mehr blos; denken bei sich: so weit wirst du es nicht kommen lassen, daß du diese oder jene Sünde begehen solltest, und am Ende sehen sie es zu spät ein, daß sie sich zu viel zugetraut haben.

Und gewöhnlich ist ein solches Selbstvertrauen mit einem gewissen Stolz verbunden. Eben darum weil sich solche Leute für besser und fester im Guten halten als sie wirklich sind, verwerfen sie auch die Warnung und den Rath des bestmeinenden Freundes. Statt ihm dafür zu danken, finden sie sich vielmehr dadurch beleidigt, und müssen dann ihr stolzes Selbstvertrauen mit dem Verlust ihres guten Gewissens bezahlen; da trift das Sprüchwort ein: „Hoffart kömmt vor dem Fall."

Freunde, wer von euch glaubt, er stehe fest, mag wohl zusehen, daß er nicht falle! Kor. 10, 12. Laßt euch von keinem solchen blinden Selbstvertrauen und Stolz beherrschen, sonst zittre ich für eure Seligkeit. Unterhaltet vielmehr ein bescheidenes Mißtrauen gegen euch selbst. Strebet daher nach einer richtigen Selbstkenntniß. Lernet euer Wesen, euere Bestimmung, euere Neigungen, euere Kräfte, euere Pflichten, euere Fehler kennen; daraus entsteht die richtige Beurtheilung Euer Selbst. Und beurtheilet ihr euch selbst richtig, so werdet ihr immer genug an euch finden, was euch ein bescheidenes Mißtrauen gegen euch selbst einflößen kann. „Dies ist die Bemühung der Gerechten in diesem Leben" — sagt ein h. Gregor — „daß sie sich selbst finden, und verbessern," und ein h. Bernhard sagt eben so wahr als schön: „Ich weiß, daß niemand selig wird, ohne die Erkenntniß seiner selbst; denn von dieser kömmt die Mutter des Heils, die Demuth und die Furcht Gottes her." Und schon der heidnische Philosoph Seneka schreibt das allgemeine Sittenverderbniß dem Mangel an Selbstkenntniß zu.

Wer sich selbst kennt, der wird sich nicht so leicht von Selbstvertrauen und Stolz einnehmen lassen, und eben deswegen die Versuchung zur Sünde leichter besiegen.

D. Ich komme nun zu der letzten Ursache, warum sich Menschen so leicht von der Versuchung zur Sünde überwinden lassen, und diese ist: unvorsichtiger Umgang mit bösen Menschen, und vernachläßigter Umgang mit Gott.

Gute und böse Menschen sind zwar überall unter einander, und man kann den Umgang mit den letzteren nicht ganz vermeiden; allein es giebt doch viele Menschen, die böse Gesellschaften mit Fleiß aufsuchen, oder wenn sie selbe auch nicht selbst aufgesucht haben, und nothwendig mit ihnen zusammen kommen müßten, so gehen sie doch nicht vorsichtig genug mit ihnen um, und werden leicht von ihnen zum Bösen verführt.

Wenn ein Mensch eine gefährliche und ansteckende Krankheit hat, so weichen wir ihm so viel als möglich aus; und wenn wir ja mit ihm zu thun haben, so wenden wir doch alle Vorsicht an, daß wir von ihm nicht angesteckt werden. Warum brauchen wir nicht eben diese Vorsicht im Betreff solcher Menschen, die an ihrer Seele verpestet sind, und Tod und Verderben von sich hauchen? So wenig wir uns wundern dürfen, wenn jemand von einem epidemischen Kranken, mit dem er umgeht, angesteckt wird, so wenig dürfen wir uns wundern, wenn jemand, der unvorsichtig mit verdorbenen Leuten umgeht, am Ende selbst verdorben wird. Wer Pech berührt

— sagt

— sagt Sirach — „beschmutzt sich." 13, 1. Beispiele haben eine anziehende Kraft, besonders die Bösen. Die Reize zum Bösen wirken nicht nur schnell, sondern sie sind auch höchst einladend und überwältigend. Das Unanständige und Sündliche in den Reden und Handlungen der Lasterhaften, mit denen wir umgehen, verliert das Unanständige und Sündliche immer mehr, je öfter wir es hören und sehen; bis wir unvermerkt das sind, was unsre Gesellen sind. Wir sind nicht immer auf unserer Huth, daß nicht bisweilen die in uns schlummernden Neigungen auf einmal gewaltsam theils durch Reden, theils durch böse Beispiele aufgereizt werden. Unsere Begierden laufen alsdann gewöhnlich mit unsern edlern Grundsätzen davon. So werden oft sonst gute und fromme Menschen von Bösen verführt, und eine Beute der Sünde.

Was wird nicht erst mit jenen geschehen, die jeden Umgang mit Gott vernachlässigen, die nie ernstliche Vorsätze erwecken, Gott und der Tugend treu zu verbleiben, die sich nie durch das Gebet zum Kampf gegen die Sünde rüsten, nie Stärke und Unterstützung von dem erflehen, der auch in den Schwachen stark ist; die sich jedem Verführer preis geben, ohne auch nur im geringsten gegen die Verführung bewaffnet zu seyn. Bei solchen Menschen wird es dem Verführer wohl wenig oder gar keine Mühe kosten, sie zu besiegen und in die Fessel der Sünde zu schlagen.

Freunde, wenn euch eure Seligkeit lieb ist, so fliehet doch, so viel es nur immer geschehen kann, den Umgang mit Menschen, die nach bösen Grundsätzen handeln, denen Religion und Tugend nicht mehr heilig ist. Sie sind die Abgesandten der Hölle, sie sind die Werkzeuge des Satans, die darauf ausgehen, euere Seele zu morden. —

Und wollt ihr diesen Seelenmördern freiwillig in die Hände laufen? O fliehet vor ihnen mehr als vor dem Biß einer giftigen Schlange; diese kann nur euern Körper vergiften und tödten, jene vergiften und tödten euern Geist. Mögen sie sonst noch so viel Gefälliges und Einnehmendes für euch haben, fliehet sie; befolget den Rath eures Erlösers; „wenn ein Mensch dir Aergerniß gibt, und deiner Tugend gefährlich ist, so fliehe ihn; trenne dich von ihm, wenn er dir auch so lieb wäre, als dein Auge im Kopfe, oder als dein Fuß; denn es ist besser, du kommst ohne diesen Menschen in den Himmel, als daß du mit ihm ins ewige Verderben geratheſt.

Freunde, wir wissen es ja, daß die Sünde der Leute Verderben sey; wir wissen es, daß sie keinen andern Sold als den Tod gebe. Röm. 6, 23. Warum sollten wir denn dieser Stöhrerin unserer Ruhe, dieser Mörderin unserer Seele nicht ausweichen?

War-

Warum wollten wir denn nicht das unsere größte Sorge seyn lassen, daß wir in der Versuchung zur Sünde nicht unterliegen? Uiberwindet uns die Sünde, stürzt sie unsere Seele in endloses Verderben; was nützt uns dann die ganze Welt, wenn wir unsere Seele verlohren haben? Womit wollen wir sie wieder lösen? Mark. 8, 36. 37. Wir haben diese einzige Seele; verlieren wir die, so verlieren wir alles. Wenn nun dieser unserer Seele Gefahr droht, wenn uns eine Versuchung zur Sünde anwandelt, sollten wir dann nicht alle unsere Kräfte aufbiethen, um der Versuchung nicht zu unterliegen? O, dann wären wir ja unsere eigenen Feinde! Nein! das wollen wir nicht thun! Ihr kennt die Ursachen, warum Menschen in der Versuchung zur Sünde so leicht unterliegen; ihr wisset aber auch, wie ihr es anzufangen habt, um die Versuchung zu überwinden. Benützt meine heutige Predigt! Werdet nicht Sklaven euerer Sinnlichkeit — wacht über euer gutes Herz, und veredelt dessen Anlagen durch gute und geläuterte Grundsätze — setzt immer ein bescheidenes Mißtrauen in euch selbst — fliehet den Umgang mit bösen Menschen, und gewöhnt euch an einen näheren Umgang mit Gott mittelst eines vernunftmäßigen überlegten Gebetes, das euch euerer Würde und Verpflichtungen nachdrücklich erinnert. Laßt uns im Kampfe mit der Sünde tapfer halten; Gott wird uns in selbem mit Wohlgefallen zuse-

hen; er wird uns ſtreiten und ſiegen helfen; und einſt ſetzt uns ſeine lohnende Hand die Siegeskrone auf. Amen.

Am zweiten Sonntage in der Faſte.

Text: Darüber brach Petrus gegen Jeſum in die Worte aus: „Herr, hier iſt gut ſeyn, wenn es dir gefällig iſt, ſo wollen wir drei Hütten aufſchlagen, eine für dich, eine für Moſe, und eine für Elia. Matth. 17, 4.

Das muß eine majeſtätiſche Szene auf dem Berge geweſen ſeyn! Den Berg ſelbſt umfloß reines Himmelslicht, er lag in mildem Abglanz der Herrlichkeit Gottes da. Während des Gebetes, dem ſich Jeſus weihte, ſtrahlte ſein Angeſicht wie die Sonne, und ſeine Kleider waren blendend weiß und helle, wie ein Licht. Neben ihm in milderem Abglanze waren der Geſetzgeber und Reformator des alten Bundes, Moſes und Elias, und unterredeten ſich mit dem erhabenen Stifter des neuen Bundes. Nie gefühlte Wonne durchſtrömte das Herz der Jünger. Der feurigſte

aus ihnen, Petrus, konnte das Wonnegefühl in seiner Brust nicht verschließen. Ihm ist hier mit Jesus und den zween vollendeten Gerechten so wohl, er dünkte sich schon halb in den Himmel versetzt. — Da, wo er sich nun recht gute und selige Tage versprach, will er nun bleiben, will nicht mehr zurück in eine Welt, wo so viele Leiden seiner warteten. „Herr" — rief er in unnennbare Seligkeit versunken — „hier ist gut seyn: wenn es dir gefällig ist, so wollen wir drei Hütten aufschlagen, eine für dich, eine für Mose, und eine für Elia." Er und seine Mitjünger wollten neben denselben ruhen.

So vorschnell dieser Wunsch des Petrus war, so dürfen wir ihm selbes doch gewiß nicht verargen; denn (ich frage hier wie David) wer möchte nicht gern lange leben, nicht gern der guten Tage viele sehen? Ps. 33, 13. Das wünschen wir wohl alle, weil der Trieb nach Glückseligkeit von der gütigen Hand des Schöpfers in jedes Menschenherz gepflanzt ist. Wenn nun jemand uns die Kunst lehrte, wie wir gut leben und uns gute Tage machen könnten, der würde doch unstreitig unsere ganze Aufmerksamkeit und Folgsamkeit verdienen?

An Menschen, die diese Kunst zu besitzen wähnen, oder vorgeben, fehlt es nicht; allein es geht

hier

hier wie bei anderen Künsten, mit denen viele prahlen, und am Ende findet es sich, daß sie wenig oder gar nichts davon verstehen. Jeder wünscht sich gute Tage, jeder strebt nach diesem Ziel; allein, die Wege sind verschieden, die sie einschlagen, zu diesem Ziel zu gelangen, und jeder denkt doch den rechten Weg zu gehen.

Da es aber nur einen einzigen Weg gibt, der zu diesem frohen Ziele leitet, den uns Gott selbst gezeigt hat, so folgt wohl daraus ganz natürlich, daß die übrigen Wege falsch seyn müssen, und daß nicht alle die Kunst, sich gute Tage zu machen, wirklich besitzen, die sich derselben rühmen.

Wenn es nun Menschen gibt, die das Ziel verfehlen, und keine gute Tage haben, so liegt die Schuld nicht an Gott, sondern an den Menschen selbst, weil sie den Weg, den uns Gott zu unserer Glückseligkeit gezeigt hat, entweder gar nicht betreten, oder doch nicht auf selbem bleiben.

Welches ist denn aber dieser Weg? Wie müssen wir es denn anfangen, daß wir gute Tage erleben? Freunde, ich will heute diese eure Wißbegierde befriedigen, und euch die Kunst lehren, wie ihr euch gute Tage machen könnt.

Erst muß ich aber bestimmen: was gute Tage sind; und dann will ich euch die Kunst lehren, wie ihr euch gute Tage machen könnt.

Da ich euch heute die größte und wichtigste aus allen Künsten lehren will; so zweifle ich gar nicht, daß ihr bei meinem Vortrag ganz Ohr seyn werdet.

Erster Theil.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß unsere Begriffe von guten Tagen sehr verschieden sind; ich würde daher, wo nicht ganz fruchtlos arbeiten, doch bei vielen meinen Zweck verfehlen, wenn wir nicht erst darin übereinkämen, was eigentlich gute Tage sind.

A. Wenn ich jetzt jeden Einzelnen fragen könnte, was er unter guten Tagen verstehe, so würde sich's finden, daß ein großer Theil von ihnen unter guten Tagen nichts anders verstehe, als eine prächtige Tafel, wo man gut und satt zu essen und zu trinken hat, eine muntere Gesellschaft, wo man sich durch Spiele und Tänze erlustigen kann, wo alles lacht, scherzt, jauchzt, froh und munter ist — kurz, wo man alle sinnliche Lust, so viel man nu will, genießen kann.

Was macht so viele aus der niedrigeren und ärmeren Klasse mißvergnügt mit ihrem Loose? Was anderes, als, weil sie glauben, daß nur die Großen und Reichen eigentlich gute Tage genießen. Wenn sie hören oder sehen, daß auf den Tafeln der Großen und Reichen täglich wohlschmeckende Gerichte dampfen, und köstliche Weine perlen; daß sie aus einem lustigen Zirkel in den andern eilen, bald diese, bald jene Lust genießen, und den Becher des sinnlichen Vergnügens immer herumgehen lassen, da heißt es: „ja! diese haben gute Tage — da ist gut seyn.“ Oder, wenn es zuweilen unter euch heißt: „heute wollen wir uns einen guten Tag machen,“ was wollt ihr dadurch anders sagen, als: „heute wollen wir gut essen und trinken, und das im Uiberfluß — wir wollen uns diesem oder jenem lärmenden Vergnügen ganz überlassen, und uns nicht an Mäßigkeit, Anstand und Ordnung binden.“ Halten nicht viele eben darum die so genannten Kirchweihungstage für die besten im ganzen Jahre, weil sie an selben mehr und besser, als an anderen Tagen essen und trinken, und sich lärmenden Lustbarkeiten und Ergötzungen überlassen können?

Sollten denn aber das im Ernste gute Tage heißen können? Ich sage, nein! Ich will statt meiner einen Mann über diesen Punkt reden lassen, der kein finsterer Misanthrop, kein melancholischer Eremit, oder sonst ein schwarzblütiger Kopfhänger oder Welttrotzer

ge-

gewesen ist, sondern der alles das, was nach euerem Urtheile die guten Tage ausmacht, in vollem Maaße genossen hat, und dabei der weiseste seiner Zeit gewesen ist, dessen Urtheil eben auch darum für euch Gewicht haben muß: es ist Salomo der König, dessen Urtheil ich euch anführen will. Höret es! „Ich „dachte bei mir: Wohlan! mache einen Versuch mit „Wohlleben; genieß des Guten die Fülle! aber auch „dieses war eitel. Zur Wollust sagte ich, du bist „Wahnsinn; und zum Wohlleben, was gewährst du? „— Ich unternahm große Werke, baute mir Paläste, „pflanzte Weinberge; legte Gärten und Baumfelder „an, besetzte sie mit Obstbäumen aller Art; ließ Tei„che graben, um daraus die grünenden Lustwälder zu „wässern; kaufte Sklaven und Sklavinnen, und hat„te auch angeborne Knechte; ich besaß zahlreichere „Heerden von großem und kleinem Vieh, als al„le, welche vor mir zu Jerusalem wohnten. Ich häuf„te Silber und Gold, und die Schätze der Könige „und Provinzen; schafte mir Sänger und Sängerin„nen an, und hatte, was Menschen ergötzet, im gröss„ten Uiberfluße. Ich übertraf an Größe und Reich„thum alle meine Vorfahren zu Jerusalem. Dabei ver„ließ mich meine Weisheit nicht. Nichts, was mei„ne Augen wünschten, verweigerte ich ihnen, versagte „meinem Herzen keine Freude; denn ich freute mich über alle meine Arbeit, und dieß war es, was ich „von aller meiner Arbeit hatte. Ich blickte auf alle

„Werke

„Werke meiner Hände zurück, und auf die Arbeit, „die ich übernommen hatte: und siehe, alles war eitel „und nichtig! Unter der Sonne gibt es keinen blei„benden Gewinn." Pred. 2, 1. 11.

Sehet, Freunde, so erklärt Salomo den Taumel sinnlicher Freude, dem er sich mit seinem Hofe überlassen hatte, für nichts als Thorheit; er gestehet es, daß die Sinnenlust dem Menschen keinen bleibenden Vortheil bringen könne.

Nicht anders, m. Fr., die Pracht, die Uippigkeit, die Schwelgerei der Großen, die Niedrige so oft an ihnen beneiden, sind eitel, nichtig, thöricht. Ihre Vergnügungen, die sie so oft und gewöhnlich genießen, werden ihnen gleichgültig, eckeln sie an. Der prächtigste Pallast hat zuletzt für dessen Bewohner eben nicht mehr Reiz, als für den Landmann seine niedrige Strohhütte hat. Die ausgesuchtesten Leckerbissen sind dem, der täglich an vollen Tafeln schwelget, lange nicht so schmackhaft, als dem arbeitsamen Taglöhner sein trockenes Brod. Und einem Fürsten kann die ausschweifende Pracht seines Hofes, der kunstreichste Einklang seiner Sänger und Sängerinnen eben nicht mehr erfreuen, als den zufriedenen Landmann das wirbelnde Lied der Lerche, oder der schmetternde Gesang der Nachtigall.

Werden nun jene sinnliche Vergnügungen, die man für das Wesentliche guter Tage hält, uns, wenn wir sie länger und gewöhnlich genießen, gleichgültig und wohl gar eckelhaft; wie können sie denn unsere guten Tage ausmachen?

Das werdet ihr um so weniger glauben, wenn ihr dabei die traurigen Folgen überdenket, die erst ein unmäßiger Genuß dieser Vergnügungen nach sich ziehet, den sich doch jene nur allzu oft erlauben, die ihre Glückseligkeit in ihnen zu finden träumen.

Betrachtet einmal jene allzu sinnliche Menschen, die köstliche Speisen und Getränke in solchem Uibermaaße genossen, oder sich lärmenden Ergötzlichkeiten und Ausschweifungen so sehr überlassen haben, daß ihre Nerven- und Empfindungswerkzeuge stärker und länger als gewöhnlich gespannet und angestrenget, folglich geschwächet worden sind, was haben sie endlich davon? Schmerz, Unbehaglichkeit, Uibelkeit, Trägheit, Unzufriedenheit u. s. w. Und das will man gute Tage heißen, die so traurige Folgen nach sich ziehen, die den andern Tag finstere Gesichter und kränkliche Leute machen, und so viele Nachwehen verursachen?

Zwar könnte mir hier einer oder der andere einwenden und sagen: „Ich habe oft geschwärmt, und mich solchen sinnlichen Ergötzungen und Ausschweifun-

fungen bis zum Uibermaaß überlassen; und ich habe die traurigen Folgen davon nicht empfunden." Freund, dein Einwurf widerlegt nichts: dein fester Körperbau macht nur eine Ausnahme von der Regel. — Du fühlst darum die Nachwehen, die Ausschweifungen zur Folge haben, vielleicht nur schwächer oder nicht gleich; aber etwas später stellen sie sich doch ein; besonders wenn du in die Jahre kommen wirst, von denen es heißt: Sie gefallen mir nicht! Da kommen nicht selten die vermeinten guten Tage der Jugend wieder zurück, und haben Schwachheit und vielerlei Zufalls in ihrem Gefolge. Das schleichende Gift jugendlicher Ausschweifungen wirkt oft im Verborgenen, zerstört nach und nach die Gesundheit, und verdirbt nicht nur die Lebenssäfte des Körpers, sondern greift auch die Kräfte der Seele an, schwächt den Scharfsinn, Gedächtniß und Beurtheilungskraft.

Ich will es hier mit Stillschweigen übergehen, daß mancher durch seine guten Tage seine häuslichen Umstände verschlimmert, sich und seine bedaurungswürdige Familie in die dürftigste Lage versetzet hat, so, daß die vorigen guten Tage nichts als trübe und kummervolle nach sich gezogen haben.

Nun urtheilet selbst, m. Fr., ob denn jene Recht haben, die blos im Genuße sinnlicher Vergnügungen ihre guten Tage suchen.

B. Andere halten die Tage des Müssiggan-ges für gute Tage.

Wenn sie einen Menschen sehen, der immer geschäftslos ist, und nichts arbeitet, so sagen sie: „der hat gute Tage," und wünschen, wenn sie es doch auch so haben könnten. Die Bedaurungswürdigen wissen nicht, was sie begehren. Ich lasse es mir gefallen, daß der, der lange und fleißig gearbeitet, und seine Geistes- oder Körperskräfte angestrenget hat, sich so einen guten Tag mache, und durch Ruhe seinen abgespannten Kräften wieder neue Schnellkraft gebe; so ein guter Tag ist nicht nur erlaubt, sondern auch öfters sogar Pflicht, und der Schöpfer selbst hat in der Woche einen Ruhetag verordnet. Aber immerwährende, oder doch häufige und lange dauernde Unthätigkeit und Geschäftslosigkeit kann unmöglich unter die guten Tage gehören.

Gute Tage, wenn sie das seyn sollen, müssen uns doch froh und heiter machen; betrachtet aber einmal einen Tagedieb, oder Müssiggänger, ob er wirklich froh und heiter ist! Sein schlendernder Gang seine schwerfälligen Bewegungen, seine gähnende Gespräche, seine unleugbare Langeweile beweisen das Gegentheil. Oder soll etwa der Müssiggänger, der Ruhe und Thrägheit liebt, keine Langeweile haben? O sie ist die unzertrennliche Gefährtin des Müssigganges. Der Müssiggänger wird auch seiner Tändeleien

und

und zeitverderbenden Dinge überdrüßig, und da tritt die Langeweile ein. Und wie lästig und traurig sind nicht ihre Wirkungen! Dem Gefangenen fällt die Langeweile schwerer als seine Ketten. Gesundheit und Zufriedenheit können unmöglich lange mit Trägheit und Langerweile bestehen; wie das Wasser, das nicht immer rieselt, sondern steht, Geschmack und Klarheit verliert.

Auch sind die Wirkungen des Müssiggangs und der daraus entstehenden Langenweile für die Religion und gute Sitten in mehr als einer Rücksicht gefährlich.

Da Trägheit und Langeweile wider die Natur des Menschen sind, da auch der Müssiggänger wenigstens etwas zu denken und zu thun haben will, so fällt er — wenn er nichts ernsthaftes und nützliches weiß — auf Thorheiten, Muthwillen, und unnütze Dinge, die ihm und Andern Schaden verursachen, und der Religion und den guten Sitten den größten Nachtheil bringen. So wie auf einem Felde, das lange brach liegt, das Unkraut überhand nimmt, so wuchert bei einem müssigen Menschen Sittenlosigkeit und ein ärgerlicher Wandel. Im Schooße des Müssiggangs und der Langenweile wird manches Laster groß gesäugt. Zum Beweis dieser traurigen Wahrheit mag das Beispiel Davids dienen. Der Ehebruch mit Bathseba, und der Mord des Urias, waren Folgen eines un-

glücklichen Abends, an dem David müßig ging. Wir können es als gewiß annehmen, daß wir weit wenigere vermessene Zweifler und Religionsspötter zählen würden, wenn diese Leute nicht aus Langerweile auf Thorheiten verfielen. Dem fleißigen Landmann, dem betriebsamen Künstler, die ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts erwerben, wandelt der Unsinn nicht an, daß sie das Daseyn Gottes, die Auferstehung der Todten, und das allgemeine Weltgericht in Zweifel ziehen sollten. Die schmachtende Langeweile jagt ihre Sklaven dann und wann von dem Polster auf, sie suchen Ruhe außer dem Hause, und finden sie nicht. Da schleichen sie von Haus zu Haus, werden Neuigkeitskrämer, Wäscher und Verläumder, oder gehen gern mit Leuten um, die das schon sind, um nur von ihnen etwas zu hören, was ihre unausstehliche Langeweile eine zeitlang verscheuchen möchte. Es kömmt uns oft räthselhaft vor, daß sich ein sonst verständiger Mann niederträchtig wegwirft, oder daß die stolze Dame, der man sonst nicht genug Weihrauch streuen kann, mit Spittelweibern zischelt, und sich vertraut ins Ohr reden läßt — aber die Langeweile löset dieses Räthsel auf.

O, hinweg mit solchen guten Tagen, die uns ein müssiges geschäftsloses Leben gewähren sollen! Wer sich guter Tage rühmen will, der muß nicht allein für den gegenwärtigen Augenblick froh und vergnügt seyn, sondern es auch in der Folgezeit, wenigstens die meiste

ste Zeit seines Lebens bleiben können. Seine Gemüthsruhe, sein Frohsinn muß nur selten unterbrochen werden; kurz, seine Freuden müssen seine Leiden überwiegen. Wer es so weit bringen kann, der besitzt die Kunst, sich gute Tage zu machen, die ich euch jetzt lehren will.

Zweiter Theil.

Ich will euch nur gleich und zwar mit wenig Worten die wichtige Kunst lehren, wie ihr euch gute Tage machen könnet; diese Kunst bestehet darin: Seyd selbst gut, so werden auch euere Tage gut seyn.

Je besser der Mensch, desto glücklicher sein Leben. Wollet ihr nun gern gute Tage sehen, so sey euer Hauptbestreben nicht auf Reichthum, Ehre, Weichlichkeit u. d. gl. sondern auf gute Gesinnungen und Handlungen gerichtet. Wer gut denkt, und gut handelt, dessen Tage werden gewiß gut und beneidenswerth seyn.

Ich will die Richtigkeit dieses Satzes näher beleuchten.

a) Es ist eine Irrlehre finsterer Sittenrichter, daß der, der Anspruch auf ein edles Herz machen will, bei den Freuden dieses Lebens fühllos vorübergehen,

und

und die Blumen mit Fleiß zertreten müsse, die Gottes gütige Hand auf seinen Lebenspfad gestreut hat, um ihm selben angenehmer zu machen. Nein! er soll sie pflücken diese Blumen; er soll die Freuden genießen, wozu ihm Gott die Werkzeuge verlieh, und gerade er — der Mensch mit einem edlen Herzen — kann diese Freuden besser als Andere genießen, denen es an guten Gesinnungen, an einem edlen Herzen fehlt. „Die Quelle wahrer Freude — sagt eben so schön als wahr ein katholischer Exeget — ist ein frohes Herz, ein immer heiterer Sinn, der Hang und die Fertigkeit des Gemüthes, jede Sache von der besten Seite zu nehmen, und Stoff zum Vergnügen daran zu finden. Alle äußere Gegenstände der Lust sind es ohne diese innere Empfänglichkeit und Stimmung nicht. Die Fröhlichkeit des Herzens muß den Eindrücken, die jene auf uns machen, gleichsam auf dem halben Wege entgegen kommen, wenn sie eine angenehme Empfindung in uns rege machen sollen: sie faßt sie auf und erhöhet sie: gleichgültigen Dingen wirft sie nie gehabte Reize um, und benimmt den Gestalten des Kummers und des Elendes das, was Abscheu und Gram erregt. Da aber nur ein edles Herz ein wahres frohes und heiteres Herz seyn kann, so bleibt es auch wahr, daß ein Mensch mit einem solchen Herzen die Freuden des Lebens am besten genießen könne: und das besonders aus dem Grunde, weil sie ein solcher mit Mäßigkeit und Vorsicht genießt; auf diese Weise bleiben sie ihm immer schmackhaft

haft ekeln ihn nicht an, und er empfindet die traurigen Folgen nicht, die mit einem unmäßigen Genuß verbunden sind.

Und gesetzt, ein Mensch von edlem Herzen müßte diese Freuden entbehren, weil nicht alle Menschen ihren Umständen nach jede sinnliche Freude in gleichem Maße und Grade sich verschaffen können; glaubet ihr etwa, daß deswegen sein Herz ganz freudenleer seyn wird? O, ein edles Herz kennt noch viele andere reinere und höhere Freuden, die ihm seine Tage angenehm und glücklich machen. Einem Menschen, in dessen Busen ein edles Herz schlägt, strömt von allen Seiten Lust und Freude zu. Er kann sich des fremden Gutes, wie seines eigenen freuen. Wonne weckt in ihm der verjüngte Strahl der Sonne, und Ruhe gießt der Glanz der untergehenden in seine Seele. Bei dem Anblick der schönen Werke Gottes hebt sich seine Brust. Der Tag verfließt ihm im Scherze, und muntere Träume gaukeln des Nachts um sein hartes Lager." Nein! einem Menschen von edlen Gesinnungen, kann es nicht an guten Tagen fehlen.

b) Noch gewisser sind ihm gute Tage, wenn nicht nur seine Gesinnungen, sondern auch seine Handlungen gut sind.

Wollt ihr leben und gute Tage sehen, so erfüllet euere Pflichten pünktlich und treu; — mei-

net es redlich mit Gott und den Menschen; thuet Gutes, so viel ihr könnt; hasset niemand, schadet niemand ohne Noth; wacht sorgfältig über den Schatz eines guten Gewissens! Ein Mensch, der so handelt, hat eine unversiegbare Quelle der Freude in sich selbst. Er denkt nie mit Reue an das Vergangene zurück, und ahnet nicht mit Bangigkeit in der Zukunft Unglück. Sein Reichthum ist Genügsamkeit; seine Ehre ist ihm seine Tugend; sein Auskommen ist seine Thätigkeit, Mäßigkeit ist der Grund seiner Gesundheit, die Quelle seiner Heiterkeit; und für Friede mit den Menschen bürgt ihm Wohlwollen und Bescheidenheit; Andere, deren Herzen er durch sein liebevolles Betragen gewonnen hat, werden seine Freuden eher vermehren als stören.

O wie weit glücklicher ist er als jene, die sich den Haß und die Kränkungen von Andern selbst zuziehen. Sie wagen Eingriffe in die Rechte ihrer Mitmenschen — schwatzen deren Heimlichkeiten aus — erdichten und reden Böses von ihnen — mischen sich in fremde Händel, und werfen sich zu Schiedsrichtern auf — stöhren den häuslichen Frieden unter Familien, und reißen die engsten Freundschaftsbande entzwei. — Ist es ein Wunder, wenn solche Menschen wieder gekränkt und beleidigt werden? Die Thoren! sie wünschen sich gute Tage, und legen es doch selbst darauf an, daß sie böse erleben müssen.

Zwar trift dieses Loos auch bisweilen den Mann, der noch so edel denkt und handelt — auch er kann nicht allem Verdrusse, nicht allen Feindseligkeiten und Beunruhigungen ausweichen; aber das greift den Rechtschafferen doch nicht so an, daß er darüber die ganze Freudigkeit seines Herzens verlöre. Und so viele böse Tage werden ihn immer nicht treffen, wie jenen mit einem verdorbenen Herzen treffen müssen. Wenigstens ist er von jenen bösen Tagen frei, die sich Andere durch ihre Unordnungen und Laster zuziehen. Er entnervt sich an Geist und Körper nicht, wie sich der thierische Wollüstling entnervt. Er darf aus seiner Schuld nicht mit einem siechen Körper umherschleichen, wie der Trunkenbold oder Schlemmer, der durch Unmäßigkeit seine Lebenssäfte vergiftet, und sich die Schwindsucht an den Hals gesoffen hat. Er wird bei dem Anblick glücklicher Menschen nicht von herzfressender Betrübniß gequält, wie der Neidische gequält wird. Er kennt die ruhestörende Angst nicht, mit der der Geitzhals seine Schätze bewacht. Seine Familie flucht ihm nicht, wie dem Verschwender die Seinigen fluchen, die er ins tiefste Elend hinabgestürzt hat. Die quälende Schüchternheit trübt seine Tage nicht, die die Tage des Mißtrauischen trübt, der Alles um sich her für Schelme und Betrüger hält. Und wann würde ich fertig werden, wenn ich das ganze Heer von Uibeln herzählen wollte, mit welchem das Laster seine Sklaven lohnt, von denen die Frommen und Guten nur den Namen kennen?

Freilich gibt es auch Uibel, die aus der Einrichtung der Welt nothwendig fließen, die auch den Tugendhaften treffen; freilich zählt auch er bei aller seiner Rechtschaffenheit nicht lauter heitere Tage; auch über ihn brechen oft finstere Unglückswolken herein; allein er weiß sich auch bei den empfindlichsten Leiden aufrecht zu erhalten. Das frohe Bewußtseyn, sich seine Leiden nicht selbst zugezogen zu haben, und ein kindliches unwandelbares Vertrauen auf Gott, dessen Vaterhand ihm den Leidenskelch gereichet hat, lassen ihn in seinen Leiden nicht zagen. Wer weiß es nicht, wie verdient sich die Apostel um die Menschheit gemacht haben? Wer weiß es nicht, daß ihre Gesinnungen eben so edel, als ihre Handlungen waren? Und doch wurden sie verkannt; doch waren sie ein Gegenstand des Hasses; doch wurden sie auf das unmenschlichste von Juden und Heiden verfolgt. Aber die heftigsten Leiden konnten ihren Muth nicht erschüttern, und ihnen die Heiterkeit des Geistes rauben. Immer ertönten in ihrer leidenden Seele die trostvollen Worte ihres erhabenen Meisters wieder: „Glückselig seyd ihr, wenn man euch mit Schmach und Verfolgung belegt, und euch um meinetwillen alles nur mögliche Schlimme nachredet, wofern es nur falsch ist; freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn wird groß seyn im Himmel; denn so verfolgten sie auch die Propheten, die vor euch gelebet haben.“ Matth. 5, 11. 12.

Wie

Wie viel diese Worte über ihr Herz vermochten, hat die Folgezeit gezeigt. Hören wir nur, was Paulus von sich und seinen Mitarbeitern sagt: „Wir sind unbekümmert um Ehre und Schande, um gute oder böse Gerüchte; bei allen Vorwürfen der Betrügerei rechtschaffen; bei aller Dunkelheit unsers Verstandes berühmt; bei allem Elende glücklich; bei allen Bedrükkungen und Nachstellungen unbeschädigt; bei den größten Bekümmernissen vergnügt; bei aller Armuth fähig, Andern Schätze mitzutheilen; bei dem Mangel an Allem im größen Uiberfluß." 2 Kor. 6, 7. 10.

Sehet, so sind für den, der ein edles Herz besitzt, selbst die Tage der Leiden noch frohe und gute Tage. Ist es euch, m. Fr, nun wirklich Ernst, gute Tage zu sehen — und wem sollte das nicht Ernst seyn? So strebet auch darnach, daß ihr erst selbst gut seyd. Laßt die Religion stets euere Führerin seyn. Denket und handelt nach ihren weisen Vorschriften; sie flößt edle Gesinnungen, ein; sie macht ihre Verehrer edel handeln. Wer sich von ihrer Mutterhand leiten läßt, der wird nicht nur gute Tage erleben, sondern auch eine unaussprechlich gute Ewigkeit genießen. Amen.

Am dritten Sonntage in der Faste.

Text: Wenn ein Mächtiger mit den Waffen in der Hand seinen Pallast bewahret, so ist alles sicher, was er besitzt; kommt aber ein Stärkerer über ihn, und überwindet ihn, so nimmt er ihm seine Waffenrüstung, auf welche er sich verließ, und theilt seine Habseligkeit aus. Luk. 11, 21. 22.

Daß es höhere unsichtbare Wesen außer den Menschen gebe, ist eine Wahrheit, die wir unbezweifelt lassen müssen, wenn wir nicht das ganze Ansehen der Schrift umstoßen wollen. Sie redet hievon an mehreren Orten, sie unterscheidet sogar unter ihnen böse und gute; diese nennt sie Engel, jene Teufel. Und was findet die Vernunft Anstößiges in dieser Lehre? Welch' ein unübersehbarer Zwischenraum ist nicht zwischen Gott und Mensch! — Sollte es hier eine Lücke geben, die durch nichts ausgefüllt wäre? Sollte es auf der Stufenleiter der Dinge von dem Menschen bis zum Schöpfer, keine Geschöpfe geben, die zwar niedriger und unvollkommener als Gott, aber höher und vollkommener als der Mensch sind? Sollten wohl die ungeheuern Himmelskörper leer an Bewohnern seyn! Läßt es sich

nicht

nicht aus den Eigenschaften Gottes schließen, daß unter den Einwohnern der übrigen Theile der Welt in höheren Regionen sich Geschöpfe befinden, welche die Schrift Engel nennt? Und werden diese alle gleich gut seyn? Ist es was Vernunftwidriges, wenn man unter ihnen gute und böse annimmt, wie es gute und böse Menschen gibt?

Doch wozu beweise ich erst lange die Existenz der Engel und Teufel, da unter euch vielleicht nicht einer ist, der sie bezweifelt oder läugnet! Ich will vielmehr einen Gegenstand behandeln, der den Bedürfnissen unserer Zeiten angemessener ist. Ich weiß es, daß es viele unter den Christen gibt, die dem Teufel eine höhere Macht zuschreiben, als er wirklich hat, und sich unmäßig vor ihm fürchten.

Obschon dieser Irrthum in unseren Zeiten, wo die Vernunft in ihrer Wirksamkeit größere Fortschritte macht, immer mehr verschwindet, so scheint er doch noch mit einer Allgewalt unter den Menschen sein Wesen zu treiben. Gibt es nicht noch Männer, die in jeder Rücksicht aufgeklärte Männer sind, und ganz entgegengesetzte Grundsätze hegen, und demohngeachtet von der Furcht vor bösen Geistern an gewissen Orten angewandelt werden? Wie groß ist nicht die Zahl derer, die es als ausgemachte Wahrheit glauben, daß es Gespenster gebe, die die Leute bethören, ihnen erscheinen und manchen Schaden zufügen können?

nen? Gibt es nicht Leute, die den Teufel mehr als Gott fürchten?

Unter Christen sollte doch wirklich der Glaube an die Macht des Teufels ganz aufhören; denn sie sollen es ja wissen, oder wissen es wirklich, daß Christus dem Teufel die Macht benommen habe. Er ist ja jener Stärkere, der den Teufel überwunden, und das Reich Gottes zu uns gebracht hat. Luk. 11, 21.

Es ist daher gewiß der Mühe werth, daß wir den Quellen nachspüren, woher die Furcht vor der Gewalt des Teufels auch in unseren Zeiten noch entstehe.

Ich werde euch in dem ersten Theile meiner Rede einige dieser Quellen anzeigen, und im zweiten auch einige Ursachen anführen, warum wir diese Quellen verstopfen sollen.

Erster Theil.

Eine der ersten Quellen, woraus eine übertriebene Furcht vor der Macht des Teufels entspringt, ist: natürlicher Hang des Menschen zum Wunderbaren.

Die Ursache davon liegt in der menschlichen Verstandesschwäche und Kurzsichtigkeit, vermög welcher man Wirkungen, deren Ursachen man im Körperreiche nicht zu finden glaubt, im Geisterreiche sucht. Ein stumpfer Verstand, der von dieser oder jener Wirkung die Ursache — besonders wenn sie etwas tief liegt — entweder gar nicht, oder doch sehr schwer ergründen kann; oder wenn er es auch könnte, doch zu träge ist, sich anzustrengen und nachzuforschen, befindet sich recht wohl dabei, es behagt ihm, wenn er die Wirkung gleich einem unsichtbaren Wesen zuschreibt. So machte man es schon im Alterthume. Wo man die Ursache eines körperlichen Schadens nicht ergründen konnte, oder zu träge war, selbe zu ergründen, da schob man die Ursache auf einen unsichtbaren Geist.

Und so geht es noch heut zu Tage. Wollt ihr Beispiele hievon, so merket nur auf so manche Landleute; welche abergläubischen Meinungen sie nicht bei ihrer Wirthschaft, besonders in Betreff des Viehes hegen.

Wird ihr Vieh von einem Unfall betroffen, so muß es gleich eine Hexe, oder sonst ein Mensch gethan haben, der mit dem Teufel im Bunde steht, und durch dessen Mitwirkung und Hülfe ihrem Vieh schaden kann; die Ursache dieses oder jenes Unfalls, der ihr Vieh befällt, mag auch noch so natürlich seyn, als sie immer will. Sind sie mit ihrem Vieh un-

glücklich, will — nach ihrer Sprache — keines ste-
hen; so ist der Teufel im Spiel, der mittelst einer
alten Hexe, oder eines Hexenmeisters ihr Vieh krank
und krepiren macht; die Schuld mag immer darin lie-
gen, daß sie entweder schon immer ungesundes und
fehlerhaftes Vieh ankaufen, oder daß der Stall und
das Futter ungesund ist, oder die gehörige Pflege des
Viehes durch die Dienstbothen vernachläßiget wird.
Trifft es, daß die Kühe manchmal statt der Milch
Blut geben, da hilft nichts, es muß abermal ein
Werk des Teufels seyn; obschon es durch Naturkün-
dige erwiesen wird, daß es ein gewisses Kraut gebe,
das nicht alle Jahre wächst, welches die Kraft hat,
die rechte Zubereitung der Milch aus dem Blute zu
verhindern; sie dürften — um sich hievon zu überzeu-
gen — dem Vieh nur anderes Futter geben, so würde
das Blutmelken von selbst aufhören.

Auch der sogenannte fliegende feurige Drache muß
nach ihrer Einbildung der Teufel seyn, der in dieser
Gestalt durch den Rauchfang zu seinen Bekannten
und Lieblingen kommt, und ihnen Käse, Butter und
andere Viktualien zuschleppt; obschon uns abermal die
Naturlehre versichert, daß dieser feurige Drache nichts
als eine prächtige Naturerscheinung sey, die daher ent-
steht, wenn mehrere Dünste in der Luft sich vereini-
gen, und die darin enthaltene brennbare Luft durch
die Elektrizität, oder auf eine andere Art zum Leuch-
ten und Brennen gebracht wird.

Er-

Erhebt sich ein heftiger Sturmwind, der auserordentlich tobt, so muß sich jemand erhenkt und det Teufel, wenn er die Seele des Erhenkten abhole, den Sturmwind erregt haben. Wie albern! Wo ist auch nur der geringste Grund, bei einem Sturmwinde den Teufel als den Urheber desselben anzugeben? Der Sturmwind entsteht ja aus ganz natürlichen Ursachen. — Die bewegte Luft erhält durch ihre Geschwindigkeit diese große Kraft, die sich beim Sturmwinde äußert; sie bewegt sich aber desto geschwinder, je mehr ihr Gleichgewicht ist aufgehoben worden. Daher kommt es, daß die Sturmwinde vornehmlich alsdann entstehen, wenn der Unterschied der ausdehnenden Kraft und Schwere der Luft, in den benachbarten Ländern sehr groß ist; aber nicht, wenn sich jemand erhenket hat.

Die Furcht vor dem Teufel würde also unstreitig um vieles vermindert werden, wenn man sich mehr befleißen möchte, die Kräfte der Natur kennen zu lernen. Unwissenheit in natürlichen Dingen ist immer eine fruchtbare Mutter aller Ungereimtheiten, wohin mit Grund auch die übertriebene Furcht vor der Macht des Teufels zu rechnen ist.

A. Bei Vielen wird der Grund zur Furcht vor dem Teufel schon in der frühesten Jugend gelegt.

Man sagt den Kindern zu viel von bösen Geistern und Unholden vor, und macht sie furchtsam. Viele Aeltern fehlen in diesem Punkte selbst, und jagen ihren Kindern bei Zeiten eine unkluge Furcht vor Gespenstern und Unholden ein. Ich weiß es wohl, daß die Absicht, die manche Aeltern dabei haben, nicht allemal zu tadeln ist; aber das Mittel, das sie zu ihrer Absicht wählen, verdient immer Tadel, weil es auf die Kinder den schädlichsten Einfluß hat.

So wollen z. B. einige Aeltern ihr Kind davon abschrecken, daß es nicht zum Wasser gehen und darin verunglücken soll; um dieses zu bewirken, setzen sie dem Kinde die Unwahrheit in den Kopf, daß es ein Gespenst in dem Wasser gebe, welches der Wassermann heißt, der die Kinder augenblicklich zu sich ins Wasser reiße, wenn sie sich selbem nähern. Die Absicht, die die Aeltern dabei haben, ist an sich freilich unschuldig und gut gemeint; aber das Mittel ist immer tadelnswerth. Wollen Andere ihr arges Kind, wie sie es nennen, zum Schweigen bringen, oder es davon abhalten, daß es bei der Nachtzeit nicht außer dem Hause herumlaufen soll, so drohen sie ihm mit dem Wauwau, oder einem andern Unding, das draußen seyn soll. — Aeltern, habt ihr denn kein anderes vernünftiges Mittel in eueren Händen, wodurch ihr eueren Zweck erreichen könnt, das keinen so schädlichen Einfluß auf den Geist und Körper eurer Kinder

hat,

hat, wie die Furcht vor bösen Geistern haben muß, wie ihr später hören werdet? Andere vernünftige Aeltern, die mit Sorgfalt über ihre Kinder wachen, brauchen alle diese nachtheiligen Schreckmittel nicht, und erreichen doch den nämlichen Endzweck bei ihren Kindern eben so leicht, und wohl noch eher, als ihr bei den eurigen.

Aber nicht genug, liebe Aeltern, daß ihr nur nicht selbst eueren Kindern solche abergläubische Furcht vor bösen Geistern und Gespenstern einjaget; ihr müsset auch dafür sorgen, daß das nicht von Ammen, Wärterinnen oder anderen Leuten geschehe, die mit eueren Kindern umgehen. Diese Leute haben gewöhnlich ein paar Dutzend schauerliche Geister- und Gespenstergeschichtchen vorräthig, die erzählen sie den neugierigen Kleinen, und wissen bei hundert Gelegenheiten davon Gebrauch zu machen. Am meisten wird Kindern in den sogenannten Rockenstuben eine abergläubische Furcht vor Gespenstern beigebracht. Da wetteifert man oft, es in Erzählung der Geistermährchen einander zuvor zu thun. Je schauerlicher die Erzählung klingt, desto mehr Eindruck macht sie auf die Zuhörer, und selbst große erwachsene Dorfdirnen gehen nach solchen Erzählungen mit sträubendem Haar nach Haus, kriechen an einander, und fürchten sich. — Was wird nicht erst mit kleinen Kindern geschehen, die solche schauerliche Albernheiten mit angehört haben? Glaubt nicht, liebe Aeltern, daß sich diese

Furcht mit den Jahren allemal und ganz wieder verliere. Die ersten Eindrücke in der Jugend haften gewöhnlich am längsten; und selbst Männer, die späterhin so glücklich waren, in die Hände vernünftiger und gebildeter Menschen zu kommen, hatten noch lange mit den bösen Vorurtheilen der Jugend zu kämpfen; und immer noch wandelt sie an gewissen Orten bei der Nachtzeit eine Furcht an, so wenig sie sich nach ihren jetzigen Grundsätzen vor Gespenstern und bösen Geistern zu fürchten haben.

Wäre es nicht gescheiter, wenn man, statt den Kopf der Kinder mit solchen abergläubischen Geistermährchen anzupfropfen, ihnen einen Abscheu vor solchen Albernheiten einflößte, und sie das Unwahre derselben möchte einsehen lehren? Wäre es nicht rathsamer, daß man, nicht nur zur Vorbeugung der Furcht vor dem Teufel, sondern überhaupt zur Dämpfung des Aberglaubens, den Kindern einen ihrer Fassungskraft angemessenen Unterricht in der Naturlehre ertheilte, und sie besonders auf die Ursachen dieser oder jener Wirkung aufmerksam machte, die von Unwissenden leicht gemißdeutet wird, und Anlaß zur Furcht vor dem Teufel, oder zu einem andern Aberglauben giebt? Es giebt keinen bessern Ort zur Beibringung der Naturlehre, als die Schulen, und kein dazu bequemeres Alter, als die Jugend. Bei Alten sind die falschen und abergläubischen Meinungen und Vorurtheile, die sie in der Jugend eingesogen haben, zu

tief

tief eingewurzelt, und sie werden selbe auch bei den gewichtvollsten Vorstellungen der Vernunft und Religion selten, oder gar nicht mehr fahren lassen. Es wäre also gewiß kein unschickliches Mittel zur Tilgung des Aberglaubens überhaupt, und so auch der Furcht vor dem Teufel, wenn man überall in den Schulen eine Volksnaturlehre einführte, wodurch den Kindern richtige Begriffe von den Naturbegebenheiten könnten beigebracht werden. So würden die alten abergläubischen Meinungen und Vorurtheile mit dem Nachwachs junger und gebildeter Leute absterben, und der schändliche Götze Aberglaube vom Throne gestoßen werden.

B. Endlich entsteht die Furcht vor der Macht des Teufels auch aus einem bösen Gewissen.

Die Gottlosen, die ihr eigenes Herz verdammt, fürchten den Teufel als Henker; daher sind solche am meisten abergläubisch und furchtsam. „Schreckend" — sagt Salomo — „tritt gegen sie als verurtheilender Zeuge, ihre eigene Bosheit auf, die immer das Aergste ahnet, vom Gewissen gedrängt." Buch d. Weish. 17, 11. Sie beben im Dunkeln vor dem Geräusche eines Blattes, fürchten jeden Vogellaut, sie fürchten sich vor ihrem eigenen Schatten; ihre geängstigte Phantasie schafft Schreckenbilder aus den unschuldigsten und unschädlichsten Gegenständen. — Jede Staude, je-

der

der Stein, jeder noch so natürliche Gegenstand ist ihnen beim Mondschein ein höllisches Gespenst, das ihnen Tod und Verderben droht. „So fliehen die Gottlosen auch da, wo sie niemand verfolgt." Sprüchw. 28, 1. Ihnen scheint die Welt voll Teufel zu seyn; immer fürchten sie, daß ihnen der Teufel bald hie bald da, bald in dieser bald in jener Gestalt auflauere, um ihnen den Lohn ihrer Bosheit zu geben, und sie zu sich in den Ort endloser Qualen zu zerren. Und so wie sie wachend von der Furcht vor dem Teufel gemartert werden, so haben sie auch nicht einmal im Schlafe vor selbem Ruhe. Auch im Traume kommen ihnen Dinge vor, mit welchen sich ihre Seele wachend beschäftigt — die Schreckenbilder werden der Seele auch im Schlafe wieder vorgeführt: der Träumende sieht schreckliche Teufelsgeschichten, wird aus dem Schlafe aufgeschreckt, und wischt sich den Angstschweiß von der Stirne.

Ein gutes Gewissen zittert vor dem Teufel nicht. Man pflegt zu sagen: „ein gutes Gewissen ist das beste Kissen," worauf der Fromme ohne Furcht ruhet, wenn auch ein Heer von Teufeln ihn umlagern sollte. Er kennt ihre Ohnmacht, und die unumschränkte Macht seines Gottes, vor dem alle Teufel zittern müssen. „Ist Gott für mich" — sagt er voll kindlichen Vertrauens, das ihm sein gutes Gewissen einflößt — „wer will wider mich seyn?" Ohne

sein Wissen und Zulassen kann mir kein Teufel auch nur ein Haar krümmen; warum sollte ich also vor einem so ohnmächtigen Feinde mich fürchten, da ich unter dem Schutz dessen stehe, vor dem die ganze Hölle bebt?

Wachet daher über den Schatz eines guten Gewissens; oder, wenn ihr so unglücklich waret, und selben verloren habt, so trachtet wenigstens durch eine wahre Sinnesänderung das verwundete Gewissen wieder zu heilen, und euch der Gnade und des Schutzes Gottes wieder würdig zu machen; dann wird die Furcht vor der Macht des Teufels bei euch verschwinden.

Freunde, ich habe euch, so wie ich es versprach, einige Quellen der Furcht vor des Teufels Macht entdeckt, und euch zugleich gezeigt, wie ihr dieselben verstopfen könnt. Wie viel Ursache ihr habt, das zu thun, werdet ihr einsehen können, wenn ihr auch den zweiten Theil meiner Rede mit aufmerksamen Geiste vernehmet wollet.

Zweiter Theil.

Es giebt vorzüglich drei Gründe, warum wir uns nicht vor der Macht des Teufels fürchten sollen: weil die Furcht vor der Macht des Teufels sündhaft, unchristlich, und schädlich ist.

A. Die Furcht vor der Macht des Teufels ist unnöthig.

Es ist wahr: der Teufel ist ein unversöhnlicher Feind des Menschen, wie er es vom Anfange der Welt her schon gewesen ist; er hat auch, wie uns die heilige Geschichte versichert, von jeher schon viel Schaden in der Welt gestiftet, aber dem ungeachtet haben wir jetzt nicht mehr nöthig, uns vor ihm zu fürchten, weil Christus, der Höllenbezwinger, ihm seine Macht benommen hat.

Daß der Teufel vorhin unter den Menschen grossen Schaden angerichtet hat, das that er nicht aus eigener, uneingeschränkter Macht, sondern nur aus Zulassung Gottes, der die Welt regiert. Nachdem aber der Sohn des ewigen Vaters das Erlösungswerk vollbracht hatte, wurde der Teufel besiegt, entwaffnet und ohnmächtig gemacht, den Erlösten zu schaden. Das versichert uns ja sein untrüglicher Mund. Er war ja der Mächtigere, der den Satan angriff und überwältigte, ihm seine Rüstung auszog und ihn plünderte, und ihn hiemit außer Stand setzte, uns, für die er stritt, künftighin mehr zu schaden. Ist nun der Sohn Gottes unser Vertheidiger und Schützer, vor dem auch in der Hölle sich die Knie beugen müssen, so ist es nicht nöthig daß wir uns vor dem besiegten und entwaffneten Teufel fürchten; besonders

wenn wir uns durch einen frommen Wandel des Schutzes Gottes immer würdiger machen.

Johannes, der Schoosjünger Jesu, sagt: „dazu ist der Sohn Gottes gekommen, damit er die Werke des Teufels zerstöre.“ 1 Joh. 3, 8. Und Paulus versichert: „Jesus habe durch seinen Tod die Macht desjenigen zernichtet, der durch den Tod herrscht, nämlich des Teufels.“ Heb. 2, 14. Läßt sich nun hieraus nicht der richtige Schluß ziehen: wenn Jesus die Werke des Teufels zerstört, und ihm seine Macht benommen hat, so haben wir keine Ursache, uns vor einem besiegten und entkräfteten Feind zu fürchten.

Eben diese trostvolle Wahrheit wollte uns ja Jesus durch seinen Ausspruch versiegeln, wenn er sagt: „Niemand kann meine Schafe meiner Hand entreissen; denn mein Vater, der sie mir gegeben hat, ist über alle erhaben, und niemand wird sie der Hand meines Vaters entreissen.“ Joh. 10, 28. 29.

Uiberdieß versichert der heilige Apostel Judas in einem Briefe: daß Gott jene aufrührerischen Geister, welche, unzufrieden über die ihnen bestimmte ursprüngliche Würde und Vorzüge, sich gegen seine göttliche Einrichtung empörten, ohne schonende Rücksicht in

Ban-

Bande geschlagen, und in das furchtbarste Elend gestürzt hat, um sie auf das allgemeine Weltgericht zur Strafe aufzubewahren (V. 6) Und Johannes in seiner geheimen Offenbarung sagt: „daß der verführerische Geist der Bosheit nicht blos wie vorher verschlossen und gebunden, sondern in den Pfuhl von Feuer und Schwefel geworfen werden soll, damit seine Macht und sein Anhang niemals wieder aufleben, und seine Peinigung ohne Ende, ohne alle Hoffnung zur Erleichterung bis in alle Ewigkeit dauren möge." Offenb. 20, 10.

Wer aus euch, denen das geschriebene Wort Gottes heilig ist, kann diese tröstliche Versicherung bezweifeln? und wenn ihr sie als ausgemachte Wahrheit annehmt, wenn ihr es fest glaubet, daß Jesus dem Teufel seine Macht benommen, und Gott diesen Feind des menschlichen Geschlechts zur ewigen Gefangenschaft verdammt hat; ist euere Furcht vor der Macht des Teufels nicht eine unnöthige Furcht? Welcher Mensch von gesunder Vernunft fürchtet sich wohl vor einem Gefangenen, von dem man weiß, daß er in sicherer Verwahrung ist, aus der er unmöglich entwischen kann? Und doch giebt es immer noch Menschen, die, obschon sie das alles wissen, doch glauben, daß der Teufel, den Gott eingeschränkt und gefangen hält, noch immer den Menschen erscheinen, und ihnen nach Gefallen Schaden zufügen könne. Nein! der Teufel ist ein ohnmäch-

mächtiger Feind, er gleicht einem zornigen Hund an der Kette, der zwar bellen aber keinen beissen kann, als nur den, der selbst will gebissen werden.

Schön spricht daher ein h. Augustin: „die Wuth des Teufels ist zwar groß; aber sie ist unkräftig und unwirksam, wenn wir den Herrn fürchten, und uns seines allmächtigen Schutzes durch die Erfüllung seines Gesetzes würdig machen."

Wir sollen daher die Furcht vor der Macht des Teufels aus unserer Seele verbannen, weil sie unnöthig ist; noch mehr aber darum, weil sie zugleich unchristlich ist.

B. Wir, die zur Fahne Jesu Christi geschworen haben, nehmen es doch wohl als Wahrheit an, daß er unser Erlöser sey. Steht aber die Furcht vor der Macht des Teufels nicht mit diesem Glauben im Widerspruch? Man glaubt, daß Jesus eine vollkommene Erlösung für uns erfunden habe, und hegt doch dabei den Wahn, daß er den Teufel nicht besiegt habe, daß dieser den Erlösten Jesu noch immer schaden könne! Wir glauben, daß uns Jesus mit seinem unschätzbaren Blute als sein Eigenthum erkauft hat, halten ihn für unsern Herrn, und glauben dabei doch auch, daß er es zugebe, daß wir unter der Macht seines Gegners, des Teufels, stehen. Wir glauben, daß uns der Sohn Gottes durch sein Erlösungswerk die

Frei=

Freiheit der Kinder Gottes erworben habe, und glauben doch zugleich, daß wir vor der Gewalt des Teufels Ursache zu zittern haben! Ist denn der Teufel etwa mächtiger als Christus? Hat der Vater im Himmel diesem seinen geliebten Sohn nicht alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden? Christen, sehet ihr es denn nicht selbst ein, daß ihr euch durch die Furcht vor der Macht des Teufels an euerem Erlöser versündiget, seiner Erlösung ihre Kraft abläugnet, und ihm die Ehre raubt, die ihm als Sieger über die Macht der Hölle gebührt? Habe ich nun unrecht, wenn ich die Furcht vor dem Teufel eine unchristliche Furcht nenne, da sogar der Stifter des Christenthums dadurch entehrt wird?

Nur unter heidnischen Völkern, die leblosen Götzen Weihrauch streuten, und den wahren Gott nicht erkannten, und unter den ehemaligen unwissenden und abergläubischen Juden, zu welchen Jesus sagte: „ihr saget, Gott sey euer Vater, und kennet ihn doch nicht," ist die abergläubische Furcht vor dem Teufel aufgekommen und unterhalten worden, und ist ihnen auch eher zu verzeihen; aber unverzeihlich ist eben diese Furcht bei Christen, die richtigere Begriffe von Gott haben, denen ihre h. Religion Gott von der liebenswürdigen Seite eines Vaters kennen lehrt, der vorzugsweise über uns Menschen wacht, ohne dessen Willen auch nicht einmal ein Haar von unserem Haupte fällt. Wie reimt sich

aber

aber dieser Glaube an eine göttliche Vorsehung mit der Furcht vor dem Teufel? Wer diese Furcht unterhält, läugnet ja offenbar Gottes Macht oder Willen, uns vor dem Teufel zu schützen. — Und keines aus beiden kann ohne Gotteslästerung auch nur gedacht werden. Glauben wir, daß der Teufel unumschränkte Macht über uns habe, so heißt das ja auf gut manichäisch den Satan zu einem zweiten Gott erheben. Kann Gott der Macht des Teufels keine Schranken setzen, keinen Einhalt thun; so hört er auf Gott zu seyn, weil er nicht allmächtig ist. Will er uns vor der Macht des Teufels nicht schützen, da er es doch könnte, so fehlt es ihm an der Güte, und auch in diesem Falle wäre er kein Gott. Wird man wohl einen mächtigen Regenten gütig und wohlwollend gegen seine Unterthanen nennen, wenn er es geschehen ließe, daß sein Feind in seinem Lande Unheil unter seinen Unterthanen anrichte, seine wohlthätige Anstalten vereitle, seine Herrschaft einschränke und entkräfte?

Ihr, die ihr nun Gott eben das zumuthet, wenn ihr euch vor der Macht des Teufels fürchtet, entehret und lästert ihr durch diese euere Furcht nicht den unumschränkten Regierer der Welt? versündiget ihr euch nicht gegen die Lehre des Christenthums, die es uns von der Vorsehung eines eben so mächtigen als gütigen Gottes giebt? Kann ich nun die Furcht

vor der Macht des Teufels nicht mit Grund unchristlich nennen?

C. Was uns noch mehr antreiben soll, eine abergläubische Furcht vor der Macht des Teufels von uns zu verbannen, ist das: daß diese Furcht uns auch schädlich sey.

Das läßt sich schon daraus abnehmen, weil diese Furcht, wie ich erst gezeigt habe, unchristlich ist. So wie das Christenthum nur auf unser Wohl abzweckt, so muß das, was dem Christenthum zuwider und unchristlich ist, mehr oder weniger unsere Wohlfahrt zerstören und uns schädlich seyn.

Doch, ich will bei diesem Grunde allein nicht stehen bleiben, und euch die Schädlichkeit dieser Furcht noch umständlicher zeigen.

Das werdet ihr mir wohl alle ohne Widerrede einräumen, daß es um einen Menschen traurig aussehen muß, der in einer beständigen Furcht vor einem Feinde leben muß, den er nie versöhnen, von dessen Nachstellungen er nie befreit werden kann.

Und befinden sich nicht alle in dieser traurigen Lage, die sich vor der Macht des Teufels fürchten? So viel wissen sie, daß er ein unversöhnlicher Feind des Menschen sey, und überdies legen sie ihm auch

noch

noch eine so große Macht bei, ihnen zu schaden. Welche Angst muß solche Menschen beherrschen! Kann ihr Leben anders als freudenleer, ihr Zustand anders als höchst kläglich seyn? Woher entspringt wohl die abergläubische Furcht vor Gespenstern, Zauberern und Hexen? Woher anders als daher, daß man dem Teufel eine Macht einräumt, die er nicht hat! Und wie ruhestöhrend ist nicht diese Furcht? Welchen traurigen Einfluß hat sie nicht sowohl auf den Geist, als Körper des Menschen? Giebt es nicht Leute, die, weil sie die Macht des Teufels fürchten, sich nicht getrauen zur Nachtszeit an gewisse Orte zu gehen, wo es, nach der Sprache des Aberglaubens, nicht richtig ist? Haben wir nicht Beispiele genug, daß viele über den unschuldigsten Gegenstand, den sie für ein Gespenst hielten, so sehr erschrocken sind, daß sie darüber erkrankten und wohl gar das Leben lassen mußten? War nicht eine abergläubische Furcht vor Teufels- oder Gespenstergefahren oft schuld, daß man die ersten Pflichten der Menschenliebe unterlassen und um Hülfe schreiende Nothleidende hülflos gelassen hat?

Ich will diese traurige Wahrheit nur mit einer einzigen Geschichte belegen. Aus einer gewissen Stadt fährt des Abends die Postkutsche mit einigen Passagiers ab. Bei schlechtem Wetter, sehr üblem Wege und einer ganz finstern Nacht verirrt sich der Postknecht, und kommt, ihm selbst unbewußt, an ein

Was-

Wasser, das von einem Dorfe nicht weit entfernt ist. Unbekannt mit den daselbst befindlichen Wegen, und getäuscht von der Finsterniß der Nacht, wirft er von einer Anhöhe den Wagen um. Die Passagiers stürzen alle in einen schlammigen Sumpf. Das nämliche Loos trift den Postknecht mit den Pferden, und er kommt unter einem derselben so zu liegen, daß er sich bei aller Anstrengung nicht losarbeiten kann.

Nun ertönt die Luft von dem erbärmlichen Geheul — die Unglücklichen schreien, so laut ste können, um Hülfe, ihre Stimmen dringen bis in das nahe dabei gelegene Dorf. Einer der Einwohner, der von ohngefähr vor der Thür seiner Wohnung steht, hört das Klaggeschrei — ruft seinen Nachbaren, der es auch mit anhört; nach und nach kommen mehrere zusammen, und alle hören das klägliche Rufen, aber keiner wagt es, sich dem Orte zu nähern, woher die Stimme der Hülfsbedürftigen kommt. Nach ihrer abergläubischen Einfalt halten sie dieses Klaggeschrei für die Stimme der Nixen (gewisse seynsollende Gespenster, die der Aberglaube im Wasser wohnen läßt) die nur darum so kläglich rufen, um Menschen herbei zu locken, die sie dann ins Wasser ziehen und ersäufen. Das Gewinsel rühret ihre Herzen nicht, und jeder von ihnen gehet in sein Haus zurück. Den andern Morgen kommt ein Hirt an jenen Ort, und erblickt die Szene des Jammers und des Elendes. — Der Postknecht und drei von den Passagiers waren vor Kälte und

Näſſe in dem Sumpfe umgekommen. An zween andern bemerkte er noch schwache Reſte des Lebens. Sein Herz wurde bei dieſem Anblick gerührt, er eilte, machte Anzeige, und die Verunglückten wurden ſogleich nach dem Dorfe geholt. Eine Perſon hat noch einmal die Augen eröffnet, aber in eben dem Augenblicke ſie wieder auf ewig geſchloſſen. Ob die andere noch beim Leben iſt erhalten worden, habe ich nicht erfahren können.

Was war an dem traurigen Schickſale dieſer Unglücklichen Urſache, als der alberne Aberglaube von den Nixen? Wären die Einwohner des Dorfes ſelbem nicht ergeben geweſen, ſo wären ſie zeitlich herbei geeilt, und hätten die Verunglückten gerettet; ſo aber mußten ſie, von Menſchen verlaſſen, ihr Leben ſo elendiglich verlieren.

Wird nicht mancher durch die unchriſtliche Furcht vor vermeinten Zaubereien und Hexereien in der Krankheit vernachläſſigt, wo man den von Gott verordneten Arzt zu Rathe ziehen ſollte; zu dem gottloſeſten und die Menſchheit entehrenden Aberglauben verleitet; an der Betreibung ſeines ehrlichen Berufs gehindert? Und wie oft iſt es nicht ſchon geſchehen, daß man aus eben dieſem thörichten Wahn ſich durch falſchen Argwohn, und durch die abſcheulichſten Ungerechtigkeiten an ſeinen unſchuldigen Nebenmenſchen verſündigt hat? Wie viele ſind ſonſt der Hexerei oder

Zau-

Zauberei angeklagt, und unschuldig zum Scheiterhaufen verdammt worden? Und all' diesen Schaden richtet die abergläubische Furcht vor dem Teufel an.

Haben wir nun nicht Ursache genug, diese unnöthige, unchristliche und schädliche Furcht aus unserer Seele zu verbannen?

Ja! das wollen wir! Freunde, wir sind Kinder des Lichts; laßt uns nicht in den Finsternissen des Aberglaubens herum tappen. Auch die Furcht vor der Macht des Teufes ist ein Kind dieser Finsternisse, und schickt sich nicht für Christen, die in dem Licht wandeln sollen, das ihnen die Religion aufgesteckt hat. Wir wollen uns vor Menschen hüten, die des Anderen Teufel sind; noch mehr aber wollen wir dafür Sorge tragen, daß wir nicht selbst Teufel werden. Uibrigens wollen wir das Talent unserer Vernunft nicht vergraben, und über die Ursache dieser oder jener Wirkung ernstlich nachdenken; wollen die uns in der Jugend beigebrachten abergläubischen Meinungen von Gespensten und Teufeln fahren lassen, und besonders über den Schatz eines vorwurffreien Gewissens wachen; dann werden wir uns nicht vor dem Teufel, sondern nur vor Gott fürchten; der, wenn er den Leib getödtet hat, auch die Seele in die Hölle schicken kann. Amen.

Am vierten Sonntage in der Faste.

Text: Da nun Jesus merkte, daß sie kommen und ihn mit Gewalt zum Könige machen würden, so entwich er abermals ganz allein auf einen Berg. Joh. 6, 15.

Große Seelen, die nach edlen Grundsätzen handeln, werden am wenigsten Geräusch auch mit ihren erhabensten Thaten machen. Das sehen wir an Jesu in der heutigen evangelischen Geschichte. Da steht er nun der Herr der Natur, in dessen Hand Kraft und Macht ist, Mitleid und Erbarmen in seinem theilnehmenden Herzen — er öffnet seine milde Hand, und segnet die fünf Gerstenbrode und zween Fische, giebt sie seinen Jüngern, die Jünger theilen sie unter die Gelagerten aus — das Volk ißt, und wird satt.

Wie groß und doch wie geräuschlos ist nicht alles! Wie weit sind viele, die von ihrem Uiberflusse der leidenden Armuth mittheilen, von diesem anspruchslosen und Geräusch vermeidenden Verhalten Jesu entfernt! Haben sie eine wohlthätige Handlung ausgeübt, so posaunen sie selbe entweder selbst aus, oder

ste muß in Zeitungsblättern in allen vier Weltgegenden publik gemacht, oder durch feile Dichter bis an die Sterne erhoben werden. Die Bedaurungswürdigen! Dadurch verliert ihre an sich sonst schöne Handlung ihren ganzen Werth, und ihr Lohn ist schon dahin.

Noch andere kleine Seelen, die unter dem Zepter der Eitelkeit stehen, thun oft mit solchen Dingen groß, die in den Augen Gottes und der Rechtschaffenen entweder gar keinen, oder doch nur in gewisser Hinsicht einigen Werth haben. Wie unchristlich!

Jesus merkte es, daß ihn die Leute zum Könige machen wollten, und er entwich; und das nicht etwa aus Ziererei; denn er traf wirklich solche Anstalten, die den Plan des Volks vereiteln mußten. Er entfernte seine Jünger, ließ das Volk auseinander gehen, und er selbst entzog sich unvermerkt den Augen der wunderbar Gesättigten, und begab sich auf einen Berg, um in der Dunkelheit der einbrechenden Nacht diesen Anschlägen des Volks auszuweichen.

Würde wohl Jesus so gehandelt haben, wenn er ein Freund vom Großthun gewesen wäre, wie es, leider, viele sind, die sich zu seiner Lehre bekennen? Ich mache unseren Zeiten freilich kein Kompliment, aber doch muß ich es sagen, daß der Fehler des Großthuns ein herrschender Fehler unserer Zeiten,

selbst

selbst unter der niedrigen Volksklasse geworden ist. Eben daher nehme ich Anlaß, heute diesem Fehler entgegen zu arbeiten.

Ich will im ersten Theile meiner Rede zeigen, worin der Fehler des Großthuns bestehe, oder wodurch er sich äußert; im zweiten werde ich euch von der Thorheit desselben zu überzeugen suchen.

Ein Gegenstand, der euerer Aufmerksamkeit ganz würdig ist.

Erster Theil.

Manche Untugend schlüpft in das Gewand der Tugend, und weis sich zu verbergen; aber jene des Großthuns springt bald in die Augen; sie äußert sich, a) in der Lebensart, b) im Reden und Umgang, und c) im Betragen.

a) Das Großthun äußert sich in der Lebensart.

Ein Mensch, der diesem Fehler ergeben ist, mag er auch von noch so geringem Stande und Vermögen seyn, wird sich durch eine prächtige und glänzende Lebensart auszeichnen wollen.

Er will einmal für etwas Großes und Wichtiges gehalten werden; er will alle Augen auf sich ziehen, und sich von allen beneidet sehen; keiner soll es ihm gleich oder zuvorthun; er will alle übertreffen, und sich gern zu denen emporschwingen, die über ihm sind. Dabei frägt er nicht, ob es über sein Vermögen gehe. Er sieht oder hört es, daß man in großen, ansehnlichen und reichen Häusern öfters prächtige Gastmahle gebe, und eine zahlreiche Gesellschaft dazu einlade; — sein Hang zum Großthun treibt ihn dazu an, es diesen nachzumachen.

Leute von seinem Stande und Vermögen, die von der Sucht zu glänzen frei sind, schränken sich auf alle mögliche Weise ein. Ihre Kost ist einfach: ein, höchstens zwei Gerüchte kommen gewöhnlich auf ihren Tisch; sie befinden sich bei der sogenannten Hausmannskost recht wohl, leben schlecht und recht. Laden sie auch dann und wann einen oder den andern guten Freund zu sich, so bewirthen sie ihn mit einer frugalen Mahlzeit, und suchen ihm selbe durch ein freundliches Gesicht und muntere Scherze zu würzen; geben, was ihre Umstände zulassen, und geben es herzlich gern.

Aber der Großthuer will sich durch prächtige Tafeln auszeichnen, und sich dadurch den großen, ansehnlichen und reichern Häusern gleich stellen. Er stellt öfters Gastmahle an, die seinem Vermögen gar

nicht angemessen sind. Es müssen viele und ausgesuchte Speisen auf seiner Tafel dampfen, und theure Weine perlen, und dabei müssen gewöhnlich die Größern und Ansehnlichern des Orts oder der Gegend erscheinen. Eine einzige Mahlzeit kostet ihm vielleicht mehr, als er mehrere Monate zum Unterhalt seiner Familie nöthig hätte; er hungert lieber mit dieser längere Zeit hindurch, oder lebt doch sehr karg und schlecht mit ihr, um sich nur dann, wenn er Tafel giebt, recht sehen lassen zu können. Mag das Gastmahl seinen Beutel noch so sehr erschöpfen, mag er darauf auch borgen müssen, das achtet er alles nicht, wenn ihm die galanten Tischfreunde nur sagen: „Sie geben eine brillante Tafel, bei ihnen speist man nobel;" das schmeichelt seinem Haug zum Großthun, das ist schon wieder Aufforderung für ihn zu einem neuen baldigen Tischgelage.

Ein Mensch, dessen Sache Großthun ist, sucht auch durch theuere Hausgeräthe zu glänzen. Da er Leute seines Gleichen einmal übertreffen und jene, die über ihm sind, erreichen will, so spart er auch keine Kosten, sein Haus über seinen Stand und Vermögen zu meubliren. Wo man bei Leuten, die ihm an Stand und Vermögen gleich sind, dabei aber nicht zu glänzen suchen, und sich bei ihrer Haushaltung immer fragen, wie weit sie in ihrem Aufwand gehen dürfen, nur das nothwendige Hausgeräth, und das simpel und dauerhaft findet, da findet man bei

ihm

ihm hundert Meubles, die er entbehren könnte, und alles ist so glänzend, daß man es leicht merken kann, daß es ihm bei der Einrichtung nicht sowohl um einen dauerhaften Gebrauch, als vielmehr um das Urtheil zu thun ist: „bei ihm ist alles prachtvoll eingerichtet."

So wie er in seinem eigenen Hause glänzen will, so läßt sich leicht denken, daß er um so mehr außer selbem in fremden Zirkeln wird glänzen wollen. Keine öffentliche Lustbarkeit ist, bei der er sich nicht einfände. Er drängt sich in jede Assemblee, besucht jeden Redoutensaal, versäumt selten das Theater, kurz: jede Gelegenheit ist ihm willkommen, wo er seine Figur kann glänzen lassen, oder zeigen kann, daß er Geld und Welt habe, den sogenannten guten Ton verstehe, und auf einem großen Fuße zu leben wisse.

Daß die Sucht, zu glänzen, auch Modesucht erzeuge, darf ich euch wohl nicht erst sagen.

Jede neue Mode in der Kleidung ist für den Großthuer ein Gesetz. Er glaubt seinen Glanz zu verdunkeln, und seinem Ansehen etwas zu vergeben, wenn er nicht immer neue Moden erfinden, oder wenigstens die neu erfundenen, die Höhere und Vornehmere tragen, nicht sogleich mitmachen sollte. Wie oft wird bei ihm in dem Artikel an Kleidungsstücken

nicht gewechselt! Vieles wird blos seiner Form oder Farbe wegen noch ganz unversehrt ab- und zurückgelegt, und manches ganz unnütze und überflüßige Putzstück weil es Mode ist, muß angeschafft werden. Nun kränkt es ihn nur, daß er bei allem diesen Glanz, den er durch seinen Aufwand und Pracht um sich verbreitet, noch manchem, den er in diesem Punkte hinter sich läßt, an Rang und Titel nachstehen muß. Nun geht sein ganzes Dichten und Trachten auch dahin, sich einen glänzenden Titel zu erkaufen, weil er selben durch Verdienste nicht erwerben kann. Er mag ihm auch noch so hoch zu stehen kommen; das achtet er nicht; so wie er überhaupt da, wo er sich kann sehen lassen, seinem Hang zum Großthun noch so große Summen opfert. Selbst wenn er auch sonst sehr genau und karg ist, so siegt in diesem Stücke doch der Hang zum Großthun über den Geiz. Er wirft mit vollen Händen weg, wenn es darauf ankommt, sich sehen zu lassen. Auch um theuere Preise erkauft er sich seine Ansprüche auf höheres Ansehen und größeres Gewicht, und an seinen Gastmählern, an seinem Hausgeräth, an seiner Kleidung und Equipage muß es wenigstens niemand merken, daß er in seinem Hause mehr als wirthschaftlich und sparsam ist.

b) Ein solcher Mensch äußert seinen Hang zum Großthun auch im Reden und Umgange.

Wenn du Geduld genug hast, so wird er dir stundenlang von seinem Reichthum, von seiner Equipage, von seinen Meubles und überhaupt von seiner glänzenden Lebensart zu erzählen wissen. Besitzt er wirklich einige reelle Kenntnisse in diesem oder jenem Fache, so wird er sie auch haarklein auskramen. Er wird aber auch über Gegenstände raisonniren, wo er wirklich Ignorant ist, und wird sich dadurch einen Schein von Belesenheit beilegen wollen. Er wird alles hervorsuchen und von sich erzählen, was, nach seinem Urtheil, nur etwas zu seinem Ruhm beitragen kann; ja er geht wohl so weit, daß er mit Dingen von sich prahlt, die ihm, wenn sie wahr wären — was aber selten ist — gar kein rechtmäßiges Lob bringen würden. Er wird z. B. behaupten, er wäre in sechs Stunden hundert englische Meilen geritten! Vermuthlich ist es eine Lüge; aber angenommen, es wäre wahr, was folgt daraus? höchstens das, daß er einen guten Postknecht abgeben würde. Oder er behauptet und verbrämt seine Behauptung mit mehr als einem Schwur, er hätte 6 bis 8 Kannen Wein getrunken; hält man ihn bei dieser Behauptung aus christlicher Liebe für keinen Lügner, so muß man ihn für ein Vieh ansehen (Chesterfield.)

Bei seiner Großsprecherei affektirt er meistens eine vornehme Sprache: er setzt — wie man zu sagen pflegt — seine Worte auf Schrauben; mischt in seinen Diskours Wörter aus einer fremden Sprache

bei,

bei, die er selbst nicht versteht; oder hat er eine oder die andere fremde Sprache in seiner Macht, so wird er bald diesen bald jenen fragen: „sprechen sie französisch, englich, italienisch u. d. gl. damit man es nur wissen soll, daß er dieser oder jener Sprache kündig ist. Und trift er auf einen, der diese oder jene fremde Sprache versteht, so wird er mit ihm meistens in selber sprechen; obschon das eben so wider den Anstand in einer Gesellschaft ist, als wenn man einem immer Dinge ins Ohr sagt, oder mitten im gesellschaftlichen Kreise immer in Geheim nur mit Einem oder dem Andern spricht.

Unter andern Dingen, mit denen er prahlt, wird er auch den Umgang mit Vornehmen nicht vergessen. Er wird es der Gesellschaft erzählen, wie oft er schon bei diesem Fürsten oder Grafen gespeist, wie sich dieser oder jener Große nach seinem Umgang sehnet, wie er ihn zu seinem Vertrauten gemacht, wie intrant er bei diesen oder jenen Magnaten ist. Gerade so, als ob sich die Gesellschaft, der er dieses erzählt, eine Ehre daraus machen soll, daß er ihr seine Gegenwart schenkt, weil er leicht in einem vornehmeren Zirkel seyn könnte.

In der That ist er auch nicht gern in dem Kreise solcher Leute, die nicht allzuweit über ihn erhaben sind, oder die, nach seinem Urtheil, keinen Werth haben. Den Werth des Menschen beurtheilet er aber

so

so wie bei sich selbst, so auch bei Andern in den meisten Fällen nur nach dem äußerlichen Scheine. Nur den bemerkt und schätzt er, der Aufwand liebt, und sich auf irgend eine Art geltend zu machen weis. Zu dem dränget er sich, dessen Umgang wünscht er sich; ob dieser übrigens Verdienste und Tugenden besitze? ob er weise und verständig sey, und ob er auch von Seiten seines Herzens Vorzüge verdiene? das wird bei ihm gar nicht in Anschlag gebracht. Es kann jemand der größte Biedermann seyn, sein Verstand und Herz können ihn noch so sehr empfehlen, das achtet der Großthuer alles nicht, das kümmert ihn weniger als: welchen Titel jemand führt? von welcher Abkunft er ist? welche Einkünfte er hat? und ob er auf einem vornehmen Fuß zu leben weis? Findet er sich hiebei befriediget, so wird ihm ein solcher augenblicklich wichtig — er schließt sich so bald als möglich an ihn an, und diesem müssen alle Andere nachstehen, die es ihm hierin nicht gleich thun können, wenn sie ihn übrigens an Tugenden und Verdiensten auch weit übertreffen. Um sich nun bei einem solchen um so geltender zu machen, wird er nicht nur seine Scheinverdienste und Vorzüge auskramen, sondern dabei auch Andere verkleinern, und besonders über jene einen widrigen Schatten verbreiten, die ihn wirklich an reellen Verdiensten und Vorzügen übertreffen, und seinen Flitterglanz verdunkeln.

c) Es ist aber keiner um seinen Umgang zu beneiden; denn der Großthuer ist in seinem Betragen, so wie der Hochmüthige, rangsüchtig, grob und beleidigend, lauter Eigenschaften die die gesellschaftlichen Freuden mehr stören, als befördern.

Da es ihm einmal ums Glänzen und Hervorragen zu thun ist, so wird er nicht leicht einem im Range nachstehen wollen, den er nach seiner Beurtheilungsmethode für geringer hält als sich, wenn es gleich ein Mann ist, der ihn an Verdiensten weit hinter sich zurück läßt. Ein so verdienstvoller und anspruchsloser Mann, der einen solchen rangsüchtigen Narren nicht kennt, darf ihm — ohne Vorsatz, ihn beleidigen zu wollen — auch nur in der unbedeutendesten Sache den Vorzug nicht lassen, und ihn nicht genug bekomplimentiren, so reizt er seinen Zorn über sich, und wird sich manche Grobheit und Beleidigung müssen gefallen lassen. Man darf einen solchen Großsprecher, wenn er seine Prahlerei auskramt, nicht erst widerlegen, oder seine Großsprechereien in Zweifel ziehen, und Einwürfe dagegen machen; nein! man darf nur diesem eingebildeten Götzen keinen Weihrauch streuen, und seine angegebenen Vorzüge nicht bewundern, so reizt man schon seinen Zorn über sich, und man wird von ihm oft die pöbelhaftesten Beschimpfungen, und nicht selten die gröbsten Mißhandlungen empfinden müssen.

Beweise hievon könnet ihr bei der niedrigen Volksklasse finden. Gehet nur einmal in die erste beste Dorfschenke hin, wo ein solcher Prahlhans sich einfindet, und ihr werdet sehen und hören, wie rangsüchtig, grob und beleidigend er sich gegen seine Kameraden und Gesellschafter beträgt. Mancher Fürst, und manche Fürstin bilden sich bei einer öffentlichen Assemblee nicht so viel ein, und fodern von der Gesellschaft nicht so viel Attention für ihre erhabene Person, als mancher Bauernbursch oder Bauerndirne auf dem Tanzboden fodert. Warum hört man in den Dorfschenken so viel von unmenschlichen Händeln und Schlägereien? Es sind nicht immer die vom Bier oder Wein erhitzten Köpfe allein schuld: gewöhnlich ist's solch ein großthuender Bursch, der von seiner dummstolzen Einbildung berauscht ist, der fast immer Händel anzettelt, weil seine Aeltern ein paar Hufen Feld besitzen, oder mehr Geld als die andern Inwohner des Dorfs haben, und dem verwöhnten Söhnchen immer etliche Thaler oder Bankozettel mit der schönen Ermahnung in die Tasche schieben, daß er sich damit soll sehen lassen; so weiß der Bursche bei öffentlichen Lustbarkeiten seinem Hochmuth gar keine Gränzen zu setzen. Der ganze Tanzboden ist einem solchen Spreizer zu enge; alles soll Respekt vor seinem Gelde haben, das er von den Aeltern erhalten und vielleicht zum Theil gestohlen hat. Jetzt wirft er mit stolzer Miene den Musikanten eine Banknote hin, und nun soll ihm alles Platz machen — nun schaut er den braven

Sohn

Sohn des Taglöhners oder den ärmern Bauerssohn über die Achsel an. Es darf ihm einer im Tanze nur halbweg auf den Leib kommen, so stößt er ihn und giebt durch Worte und Thaten Anlaß zu Raufhändeln und Schlägereien.

Und so geht es aufwärts von Klasse zu Klasse, und überall könnt ihr Originale zu dieser häßlichen Kopie des Großthuns antreffen; darum will ich dieses Bild auch nicht weiter ausmahlen.

Ich will euch jetzt lieber auf die Thorheit des Großthuns aufmerksam machen.

Zweiter Theil.

Wollt ihr euch überzeugen, m. Fr., daß ein Mensch, der den Hang zum Großthun unterhält und befriediget, thöricht handle, so erwäget nur, daß er durch sein Großthun nicht nur nichts gewinne, sondern auch sich und Andern noch schade.

A. Er gewinnet durch Großthun nichts, weil er ja dadurch um nichts mehr wird, als er wirklich ist.

Der Bauer mag seine Stube gräflich meubliren, er mag fürstliche Tafel geben, er mag sich weit über seinen Stand kleiden, prächtige Kutschen und Pferde hal-

halten, man weis es doch, daß er Bauer ist. — Und ist es nicht thöricht, daß man sich gleichsam seines Standes schämt, und mehr scheinen will, als man wirklich ist? Ist denn nicht jeder Stand ehrwürdig, wenn man in selbem nur seine Pflichten gewissenhaft erfüllt? Warum will man denn die Welt durch Großthun blenden, und sich für mehr gehalten wissen, als man wirklich ist? O, die Welt läßt sich auch in diesem Punkte nicht so leicht, wenigstens nicht immer, blenden! Großthuer, du handelst thöricht; man weiß ja bei all' deinem Großthun, wer du bist! Es giebt doch Leute, die dich und deine Umstände näher kennen. Du willst durch einen prachtvollen Aufwand reicher scheinen, als du wirklich bist, und lebst in dem Wahn, daß du die Leute wirklich täuschest. Aber die Handwerker und Professionisten, der Fleischhauer, der Weinhändler, der Kaufmann und Andere, die du zu deinem Großthun brauchest, schweigen ja nicht; sie erzählen es ja Andern wieder, wie oft sie laufen müssen, ehe sie nur den zehnten Theil von dem erhalten, was du ihnen schuldig bist. Man sieht es dir ja an, wie ängstlich du thuest, wenn du einem von diesen Leuten auf der Gasse begegnest, wie schnell du einen Seitenweg einschlägst, und ihm ausweichest, wenn du kannst.

Aber angenommen, du hättest wirklich viel Geld und Vermögen, oder brächtest wirklich alle Leute dahin, daß sie dich für reicher hielten, als du wirklich

bist,

bist; hättest du dadurch an wahrer Ehre, an reellen Verdiensten etwas gewonnen? Ist denn Geldhaben eine Ehre? Erhältst du dadurch einen wahren Werth, daß dir durch Erbschaft einige Hufen Feld, oder ein paar Häuser, oder einige Tausend Gulden zugefallen sind? Nach meinem Urtheile ist viel Geldhaben nur dann Ehre, wenn man einen rühmlichen Gebrauch davon macht. Doch ich will annehmen, daß die Befriedigung des Hanges, sich sehen zu lassen und groß zu thun, mit angenehmen Empfindungen verbunden sey; aber warum soll man es uns denn gerade an einer übertriebenen Kleiderpracht, oder an einer Menge aufgetischter Speisen, die man ohne Uiberladung oder Verderbung des Magens nicht genießen kann, oder daran, daß man viel fährt, wo Gehen gesünder wäre, ansehen, daß wir Geld haben? —

Man zieht dadurch höchstens den Blick des schwachen Thoren auf sich, und wird von Narren und Neidischen begafft. — Der vernünftige Mann sieht über alle diese eitlen Dinge hinweg. Hast du wirklich viel Geld, und willst dich doch schon einmal damit sehen lassen, warum trägst du nichts zu gemeinnützigen Anstalten, zu dem Armenfond oder sonst zur Unterstützung der leidenden Menschheit bei? Warum wendest du dein Geld nicht da an, wo du das laute Lob der Rechtschaffenen dafür einerndten kannst?

O, glaub es nur, verirrter Bruder, der du dich von dem Hange zum Großthun beherrschen lässest, daß der Flitterglanz, den du dir durch dein Großthun beilegest, dir nicht den geringsten innerlichen und wahren Werth gibt, sondern dich in den Augen der Vernünftigen vielmehr herabsetzt. Glänze mit Titeln und Würden — adelt nicht die Tugend dein Herz, so stehest du an Werth weit hinter dem Sklaven an der Ruderbank, der der Tugend sein Herz weiht. — Brüste dich mit dem breitesten Ordensband — schlägt unter selbem ein unedles Herz, so übertrifft dich an wahrem Werthe der fromme Bettler, der in Lumpen gehüllt ist. Prange mit Crösus Schätzen — bist du nicht reich an guten und edlen Thaten, so bist du ärmer, als der tugendhafte Taglöhner, der im Schweiße seines Angesichts ehrlich sein trockenes Brod genießt. Nein! durch Großthun gewinnt man nichts; wohl aber schadet man Sich und Andern.

B. Die Sucht, zu glänzen und großzuthun, ist das Grab der häuslichen Glückseligkeit; denn sie zieht meistens Armuth, Mangel und Elend nach sich.

Dieß ist fast immer der Fall, wenn Familien der niedern Volksklasse oder aus dem sogenannten Mittel- oder Bürgerstand, deren Einnahme beschränkt ist, glänzen, und es ihren höheren und reicheren Mitbürgern überall nachthun, und in keinem

Stü-

Stücke hinter ihnen zurückbleiben wollen. An ihnen wird die Fabel von dem Frosche realisirt, der an Größe dem Ochsen gleich werden wollte, und sich so lange aufblähte, bis er zerplatzte und umkam. So hören auch solche großthuende Leute nicht eher auf, es Vornehmern und Vermögendern nachzuthun, bis sie gänzlich zu Grunde gerichtet sind. Sie befriedigen ohne die mindeste Uiberlegung alle Foderungen ihrer Sucht zu glänzen; diesem Götzen opfern sie nach und nach ihr ganzes Vermögen auf, und dann greifen sie zu verderblichen und unerlaubten Mitteln, um ihre Lebensweise fortsetzen zu können. Sie werden zuerst hart gegen alle die, welche in ihrem Lohn und Brod stehen, und für sie arbeiten müssen. Sie können ihrer Glanzsucht nicht alles gut und geschmackvoll genug liefern, und wenn sie auch das ihrige noch so redlich geleistet haben, so drückt und behandelt man sie doch auf das unverantwortlichste. Um ihren Hang zum Großthun zu befriedigen, werfen sie ungeheure Summen hin, und hier entziehen sie den Arbeitern den verdienten Lohn, um mit dem Schweiße der Verkürzten glänzen zu können. Da aber dieses Mittel für ihre Sucht zu glänzen, ein allzugeringes Opfer ist, so nehmen sie zu fremdem Gelde ihre Zuflucht, und borgen auf Hoffnung beßrer Zeiten; obschon sie wenigen oder gar keinen Grund haben, beßre Zeiten zu erwarten, oder mit Sicherheit zu sagen, wenn sie eintreten werden. Genug! sie täuschen sich selbst mit ihrer Hoffnung, um nur sich nicht genöthigt zu sehen, den bisherigen

Auf-

wand einzuschränken, und ihr Hauswesen ordentlicher einzurichten. Ja! sie lassen sich wohl mit dem erborgten Gelde noch mehr sehen, suchen noch mehr zu glänzen, als zuvor, um durch diesen Glanz die Augen ihrer Gläubiger zu blenden, und die Zerrüttung ihres häuslichen Vermögens zu verbergen.

Das Schuldenmachen wird ihnen am Ende gleichgültig, und das ist für eine Familie der gerade Weg zum Verderben: über kurz oder lang ist Mangel, Elend und Schande ihr verdientes Loos.

Aber wenn Leute, die von dem Hange zum Großthun beherrscht werden, auch wirklich Geld und Gut genug hätten, alle ihre Launen und Einfälle zu befriedigen, so kann doch bei ihnen häusliche Ruhe und Zufriedenheit nicht bestehen.

Das Elend ist über alle Beschreibung, was daraus entsteht, wenn sich der Gatte oder die Gattin, der Vater oder die Mutter von der Sucht zu glänzen regieren lassen. Da ist ihnen nichts mehr wichtig und ehrwürdig, da verletzen sie mit einer beweinenswürdigen Gleichgültigkeit die heiligsten Pflichten, die sie sich einander beim Altar zugeschworen haben, handeln lieblos und unnatürlich gegen ihre Kinder, die sie vernachlässigen, zereissen die heiligsten Bande der Natur, setzen sich über jede häusliche Tugend weg,

und

zerstören auf diese Art das ganze Gebäude der häuslichen Glückseligkeit.

Saget selbst, m. Fr., ob in einem solchen Hause Ruhe und Zufriedenheit wohnen können? Nein! Diese sind nur der Antheil jener Familien, wo die Gemüther nicht immer von neuen Begierden umhergetrieben, und von neuen Bedürfnissen beunruhigt werden, wo man mit dem, was man hat, wenn es gleich noch so wenig ist, zufrieden lebt, es mit frohem Herzen genießt, und dabei nicht unruhig wird, wenn gleich andere mehr haben, und eine glänzendere Rolle neben uns spielen.

Ist aber in dem sonst häuslichen und stillen Zirkel, die Sucht zu glänzen, einmal eingedrungen — ist die Befriedigung ihrer unersättlichen Forderungen im Hause zum Gesetz geworden — dann gute Nacht, häusliche Ruhe und Zufriedenheit! um euch ist es geschehen. Da lernt man immer neue Bedürfnisse kennen; da verdrängt ein Wunsch den andern; da wird man ein Ball jener unersättlichen Begierden, die die Modesucht und Eitelkeit in uns wecken; da vergißt man auf alle häuslichen Pflichten, und bei allem, was man thut, sucht man mehr den Beifall fremder Menschen als der Seinigen zu erwerben. Ist es möglich, daß Ruhe und Zufriedenheit, diese zwei schönen Töchter der Gleichmüthigkeit und Einfalt, das Eigenthum solcher Leute bleibe? O nein! Der Hang zum Großthun

hat sie verdrängt — zu diesem gesellt sich gewöhnlich bei dem Manne Ehrgeiz, und bei dem Weibe Eitelkeit; und diese beide verhalten sich wie Mann und Weib: jener ist der Dämon des Männlichen, und diese des weiblichen Geschlechts, und beide richten in den Herzen, die davon besessen werden, die gräulichsten Verwüstungen an. Keine Tugend ist so tief gewurzelt, die der eine nicht aus dem Herzen des Mannes, und die andere aus dem Herzen des Weibes auszurotten im Stande wäre.

Um euch von dieser traurigen Wahrheit zu überzeugen, betrachtet einmal eine Gattin und Mutter, die von dem Dämon der Eitelkeit besessen ist, und von der Sucht, zu glänzen, beherrscht wird. In ihr spricht die Stimme der Eitelkeit lauter als die Stimme ihrer Pflichten, und von diesem Augenblicke an hört sie auf, liebende Gattin und Mutter zu seyn. Sie mag vorhin nicht zum Scheine, wie die meisten Weiber, sondern mit ganzer Seele an ihrem Manne gehangen seyn; sie mag sonst eine biegsame und sanfte weibliche Taubenseele gewesen seyn, die mit der Selbstverläugnung eines Engels alles über sich ergehen ließ, und bei den übertriebensten Foderungen ihres Mannes nachgiebig und freundlich blieb; der Mann darf aber ihrer Busenfreundin, der Eitelkeit, nur im geringsten zu nahe treten; er darf nur etwas reden oder thun, wodurch sie in ihren eitlen Wünschen und Planen gestört wird: weg ist Sanftmuth, Selbstver-

läugnung und Freundlichkeit; das sanfte Täubchen wird zum gräßlichen Geyer, mit Funken sprühenden Augen, mit Verderben drohenden Krallen. Sie mag vorhin ihren Kindern die zärtlichste Mutter gewesen seyn — sie hört es auf zu seyn, sobald sie unter dem Zepter der Mode steht, und eine Sklavin der Eitelkeit und Prachtliebe wird. Nun vertändelt sie die Stunden, die sie der Pflege und Erziehung ihrer Kinder weihen sollte, am Putztische, bereitet sich tagelang vor, um nur einen Abend zu glänzen und die Augen aller auf sich zu ziehen. Ohne Bedenken kann sie es sehen, wie ihre Hauswirthschaft durch ihre Nachlässigkeit ins Verderben geräth, und überall Spuren von Unordnung zu sehen sind. In ihren vier Pfählen geht sie schmutzig und im unanständigsten Negligé umher, und ist ganz das Widerspiel von dem, was sie in Assembleen und glänzenden Zirkeln ist; allein das kümmert sie nicht; denn das Urtheil und der Beifall ihres Mannes ist ihr längst gleichgültig geworden; sie putzt sich nicht für ihn, sondern nur für Andere. Sie ist im Stande, über ihrem Putz auch ihre Kinder zu vergessen, und sie der Unreinlichkeit Preis zu geben; es sey denn, daß sie selbe einmal produziren, und mit ihnen prangen will; dann werden sie wieder um so übermäßiger geputzt, je schmutziger und unordentlicher sie selbe sonst zu halten pflegt.

Und wie kann bei einer solchen Gattin und Mutter die häusliche Glückseligkeit bestehen?

Und so wie der Hang zum Großthun schlechte Männer und Weiber, schlechte Väter und Mütter macht, und die häusliche Glückseligkeit untergräbt, so verdirbt er überhaupt die Menschen so sehr, daß sie ihre von dem Schöpfer erhaltene Würde ganz vergessen, und selbe durch Thorheiten entweihen.

Sie, die alles nur auf das Aeußere, auf Glanz und Pomp zurückführen, versinnlichen am Ende so sehr, daß sie ihre erhabene Bestimmung als Mensch, ganz vergessen.

Wie können Leute, die Ehre und Bewunderung durch Sächelchen erzwingen wollen, die ganz und gar keinen Werth haben, die sich immer mit Kleinigkeiten beschäftigen, die ihr ganzes Dichten und Trachten, ihre ganze Vorstellungskraft auf nichts anders als auf die Befriedigung ihrer kleinlichen, aber nichts desto weniger heftigen Leidenschaften richten — wie können die Geschmack an ernsthaften, wirklich großen und erhabenen Dingen finden? Wie können sie ihren Werth einsehen und fühlen? Wird ihnen der Gedanke an Gott, an Religion, an ihre Bestimmung jenseits des Grabes nicht ein allzu lästiger, in ihre Gedankenreihe gar nicht passender Gedanke seyn? Wird dieser wichtige Gedanke sie wohl bei allen ihren Angelegenheiten und Geschäften, bei all ihrem Thun und Lassen begleiten? Wie oft wird ihr Hang zum Großthun, der unbedingt befriedigt seyn will, sie die häuslichen

Uibungen der Andacht unterlassen heissen? wie oft sie verhindern, der gemeinschaftlichen Verehrung des Allvaters im Himmel beizuwohnen? Und wenn das auch manchmal geschieht, wie oft werden sie da zerstreut, wie leicht ihre Gedanken auf ganz andere Dinge geleitet werden, als worauf sie selbe richten sollten? Wird ihnen nicht alles abgeschmackt und lästig vorkommen, was sich nicht auf Pracht, Glanz und Pomp bezieht?

Und wie kann ein solcher durch Eitelkeit entnervter Mensch, dem sein Hang zum Großthun zuletzt alles Gefühl innerer Würde und höherer Bestimmung benimmt, an seiner Verbesserung arbeiten, seine erhabene Bestimmung erreichen, und sich zu jenem edleren Leben, das doch gewiß nicht in Tändeleien bestehen wird, vorbereiten und geschickt machen?

Doch wollet ihr euch die Thorheit des Großthuns noch anschaulicher machen, so betrachtet einen solchen Menschen nur am Rande des Grabes, wo er seine kindische und eitle Rolle ausgespielt hat.

Gott! wie schaudert er vor dem nahen Grabe zurück! welche folternden Empfindungen ergreifen seine vernachlässigte Seele! Der Tod ist ihm kein Bothe des Friedens, der ihn in das Land der Ruhe führt; denn er geht mit Schulden beladen in die Ewigkeit hinüber; auf seinem Sterbebette hört er die schreckli-

chen

chen Verwünschungen deren, die er unglücklich gemacht hat.

Am meisten zerreißt sein sterbendes Herz der Anblick der Seinigen — da steht er nun seinen Gatten und Kinder verzweiflungsvoll die Hände ringen, weil er sie in das tiefste Elend herabgestürzt hat. Nun an der Pforte der Ewigkeit kömmt er erst aus dem Taumel der Sinnlichkeit zu sich selbst — jetzt fühlt er es erst recht lebhaft, wie grausam er gegen die Seinigen gehandelt, daß er sie durch Zerrüttung seines Wohlstandes in das tiefste Elend hinabgestürzt und ihre Bildung vernachlässigt hat O, was möchte er jetzt darum geben, wenn er das alles wieder gut machen könnte, welchen Büßungen möchte er sich nicht unterziehen, wenn nur die Seinigen nicht durch seine Schuld so empfindlich leiden dürften. — Doch seine Reue kommt zu spät — jede Thräne im Auge der Seinigen fällt wie Höllengluth auf sein brechendes Herz — jeder ihrer Seufzer ist ein schrecklicher Donner, der in seiner Seele fürchterlich wiederhallt — der Gedanke: die Deinigen werden dir noch im Grabe fluchen, vermehrt das Grauenvolle seines Todes, und endlich geht seine Seele voll Verzweiflung hin vor den Richterstuhl des Ewigen, um von den Gütern strenge Rechenschaft zu geben, die er seinem Hange zum Großthun aufgeopfert hat, statt daß er mit selben als ein treuer Knecht rühmlich hätte wuchern sollen.

Ur-

Urtheilet nun selbst m. Fr., ob das Großthun ein so unbedeutender Fehler sey, als man gemeiniglich glaubt; ob selbes nicht die schrecklichsten Folgen nach sich ziehe, ob man nicht alle Ursache habe, Menschen, die uns werth und theuer sind, vor dieser furchtbaren Quelle der Thorheit und des Uibels zu warnen? Ich weiß es wohl, m. Fr., daß das Großthun unter uns noch nicht in dem Grade herrscht, wie selbes etwa in größeren Städten herrschen mag; aber ich weiß es doch, daß viele von diesem Fehler nicht ganz frei sind; ich weiß es, daß die höheren Preise des Getreides und anderer Produkte, die der Landmann erzeugt, selbem den Kopf so verrücken, daß ihn sein Wohlstand zum Großthun verleitet. Wie viel kennt er jetzt nicht selbst gemachte Bedürfnisse, die der Landmann vor 20 oder 30 Jahren nicht kannte? Betrachtet nur einmal die Mädchen und auch die Weiber des Dorfes, wie weit sie es in der Kleiderpracht schon getrieben haben! Sucht nicht eine die andere im Putz zu übertreffen, und mit ihrem Anzuge groß zu thun? Ist die eine Närrin bei dem letzten Tanz oder Kirchgange in einem neumodischen und noch dazu aus besserem oder glänzenderem Stoffe verfertigten Anzuge erschienen, gleich bestürmt die andere Närrinn den Mann, den Vater, daß sie — wenn sie nicht höchst unglücklich seyn soll — beim nächsten Tanz oder Kirchgange, auch in dem nämlichen beneideten Anzuge erscheinen könne; das Geld dazu mag herkommen, woher es will, das Vermögen mag dadurch immer zerrüttet

wer-

werden. Traurig ist die Bemerkung, die ich hier machen muß: daß dieser Fehler schon in der heutigen Erziehung liegt, und oft von der Mutter auf die Tochter erbt. Das junge schlecht erzogene Mädchen lernt unter der Leitung der gefallsüchtigen Mutter ihre wichtigsten Pflichten über die Mode versäumen. Die erfinderischen eitlen Frauenzimmer haben die simple und reine Mode sich zu kleiden in kostbaren Staat verwandelt, der Ehemänner zu Grunde richtet, und Jungfrauen zu Buhldirnen macht.

O wahrlich! diese Bemerkung muß die Vormünder der Menschheit, denen das Wohl der Unterthanen näher, als die Vermehrung ihrer Finanzen an den Herzen liegt, das zu thun bewegen, was ihnen freilich so leicht kein Finanzminister rathen wird — durch eine weise Einschränkung des herrschenden Luxus und durch Veranstaltung einer einfachern Erziehung der Bedürfnisse weniger zu machen.

Soll aber eine so weise Anstalt der Landesregierung nicht fruchtlos getroffen werden, so müssen wir selbst von der Thorheit des Großthuns und von dessen schädlichen Folgen überzeugt seyn, und dadurch von selben zurückgeschreckt werden.

Das war der Zweck meiner heutigen Rede — Gott! laß mich selben wenigstens nicht ganz verfehlt haben. Amen.

Am fünften Sonntage in der Faste.

Text: Nun hoben sie Steine auf, um ihn zu steinigen. Joh. 8. 59.

Die Absicht des Schöpfers, warum er will, daß der Mensch in Gesellschaft mit Andern lebe, ist gewiß wohlthätig und gut. Ich will hier die Vortheile alle mit Stillschweigen übergehen, die wir in Hinsicht auf Geist und Körper ohne menschliche Gesellschaft würden entbehren müssen. Bedenkt nur das einzige, wie öde für uns Gottes schöne Welt seyn würde, wenn jeder isolirt, und von jedem Geschöpfe seines Gleichen getrennt leben müßte! —

Wie traurig, wie freudenleer war nicht — wie uns die Geschichte versichert — das Leben deren, die von einem Sturm auf dem Meere auf eine menschenleere Insel sind verschlagen worden! Was hätte ein solcher Mensch nicht darum gegeben, wenn er auch nur eine Stunde mit einem Geschöpfe seines Gleichen hätte sprechen können? Der Gesellschaftstrieb brachte einen solchen Menschen so weit, daß er eine Spinne, eine Maus, oder ein anderes vernunftloses Thier zu seinem Gesellschafter machte, und sich mit ihm besprach.

sprach. Gewiß ist es, daß uns in Gesellschaft von Menschen unser Pilgerweg zum Grabe weit angenehmer wird. Nur schade, daß es unter den Reisegefährten hie und da einige giebt, die ihre Mitwanderer kränken, beleidigen und ihnen den Weg erschweren. Der Friedfertigste, der Bestgesinnte hat oft vor ihnen keine Ruhe, ste verbittern ihm das Leben.

Dieses Loos traf selbst den Gottmenschen Jesus.

Die Juden, und besonders ihre Geistlichen waren seine geschwornen Feinde; obschon er der Liebhaber des Friedens war, für ihr Bestes arbeitete, und sie mit aller nur möglichen Schonung behandelte. Immer lauerten sie auf sein Verderben, wagten mehr als einen Versuch, ihn zu stürzen; da sie die Wahrheit seiner Lehre nicht widerlegen konnten, nahmen sie zu Beschimpfungen und Lästerungen ihre Zuflucht, und wollten ihn am Ende steinigen.

So wehe dieß seinem menschenfreundlichen Herzen thun mußte, so beruhigte er sich doch immer mit dem Bewußtseyn, daß er unschuldig verfolgt wurde, und durch kein pflichtwidriges Betragen Anlaß zu seiner Kränkung gegeben, sondern es immer darauf angelegt hatte, mit allen Menschen gut hinzukommen.

Freude, Brüder in Christo, auch wir sollen hierin diesem unseren großen Vorgänger folgen; auch wir sollen uns bestreben mit allen Menschen gut hinzukommen; darum läßt er uns durch seinen Apostel zurufen: „So weit es möglich ist, und an euch liegt, lebt mit Jedermann in Frieden.“ Röm. 12, 18.

Dieß sind wir der menschlichen Gesellschaft und uns selbst schuldig; unsere Ruhe und Glückseligkeit gewinnt selbst dabei, wenn wir mit Andern einig und friedlich leben.

Nun kommt es nur auf die Frage an: Wie müssen wir es machen, um mit allen Menschen gut hinzukommen? Ich habe diese große Frage zum Inhalt meiner heutigen Rede gewählt, und werde sie in dem ersten Theile beantworten, oder euch zeigen, was wir von unsrer Seite zu thun haben, wenn wir mit allen Menschen gut hinkommen wollen; im zweiten Theile werde ich einige Ermunterungsgründe hiezu anführen. Ein so interessanter und gemeinnütziger Stoff läßt mich von einem jeden aus euch ungetheilte Aufmerksamkeit erwarten.

Erster Theil.

Es giebt viele Menschen, die laut darüber klagen, daß sie von Andern angefeindet und beunruhigt werden, und im Grunde sind sie selbst schuld daran, und geben Anlaß dazu, bringen sich durch ihr ungeselliges Betragen um die Zuneigung Anderer, und reizen deren Zorn über sich. Ist es nun ein Wunder, wenn solche Leute von Andern Gegenbeleidigungen erfahren müssen? Wer mit allen Leuten gut hinkommen will, der muß ihnen die Gelegenheit zu Beleidigungen abschneiden und immer mit Liebe zuvorkommen.

Das ist die erste goldene Regel, die wir im Umgange mit Menschen zu beobachten haben.

A. Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich hier alle die Verhaltungsregeln angeben wollte, die wir im Umgange mit Andern zu beobachten haben, wenn wir ihnen die Gelegenheit zu Beleidigungen abschneiden wollen.

Ich will daher nur einige und zwar die vorzüglichsten anführen; dahin rechne ich vor andern diese:

a) Wollt ihr Andern keine Gelegenheit zu Beleidigungen geben: so zeigt euch ihnen nicht als ein Disputir- oder Widerspruchsgeist.

Von

Von diesem Geiste sind, leider, viele Menschen besessen; und sie finden so viel Vergnügen am Widersprechen, daß es gleich mißlich ist, ihre Meinungen anzunehmen oder zu bestreiten. Sie glauben sich dadurch ein Ansehen zu geben, und hegen den irrigen Wahn, daß man sie darum für gelehrte Köpfe halten soll, weil sie beinahe immer das Gegentheil von dem zu behaupten wagen, was Andere als ausgemachte Wahrheit annehmen. Um sich in dieses falsche Licht zu setzen, kramen sie den ganzen Plunder von witzigen Einfällen, Gegensätzen und dergleichen aus, und suchen dadurch den Mann von seichteren Kenntnissen und jenen von weniger Geistesgegenwart zu täuschen.

Bei einigen ist die Streitsucht Temperamentsfehler, und schon die sind genug zu bedauern, wenn sie ihr Temperament nicht durch vernünftige Grundsätze zu beherrschen wissen. Aber was soll ich erst von jenen sagen, die geflissentlich darum disputiren, und recht haben wollen, um Andern das Leben bitter zu machen; die die unbedeutendste Gelegenheit zum Disput auffassen, die jetzt mit beissendem Witz, jetzt mit höhnischer Geringschätzung den Gegner von Anderen spielen. Sie verwerfen auch die gewichtvollsten Gründe, keiner leistet ihnen Genüge; sie nennen das Weiße schwarz, und das Schwarze weiß, und das aus keiner andern Ursache, als daß Andere schlechterdings nicht recht haben und sich ärgern sollen. Wenn

Un-

Unpartheiische sie fragen, warum sie doch so hartnäkkig offenbaren Wahrheiten widerstehen, so sind sie unverschämt genug, zu sagen: daß sie das blos thäten, um Andere in Hitze zu bringen und zu ärgern. Dergleichen schadenfrohe Geister verscheuchen besser gesinnte Menschen von sich, und reizen den Unwillen deren, denen sie widersprechen, und werden sich manche unangenehme Begegnung von ihnen müssen gefallen lassen.

Darum, lieben Freunde, laßt euch von dem Geiste des Widerspruchs nicht beherrschen, und suchet nie euere Meinungen und Behauptungen hartnäckig durchzusetzen; es sey denn, daß Pflicht und Gewissen euch dazu antreiben, denn in diesem Fall muß uns nichts so theuer seyn, als die von uns erkannte Wahrheit; und wenn wir rechtschaffen handeln wollen, müssen wir sie geltend zu machen suchen, wenn wir ihr auch ein noch so großes Opfer bringen sollten.

b) Wollt ihr ferner Andern keine Gelegenheit zu Beleidigungen geben, so lasset euch auch nicht von der Spottsucht beherrschen.

Diese Sucht befällt zwar meistens junge Menschen, aber auch alte sind nicht immer davon frei.

Viele glauben sich dadurch der Gesellschaft am besten zu empfehlen, wenn sie Probe auf Probe ablegen, wie unerschöpflich ihr Spottgeist sey. Und was das unverzeihlichste dabei ist, ist das: daß sie gewöhnlich einen aus der Gesellschaft, den sie für einfältig oder gutmüthig genug halten, ihr Müthchen an ihm nach Belieben abkühlen zu können, zur Zielscheibe ihres Gespöttes wählen.

Ich will nichts sagen, wenn man offenbare Narrheiten von der lächerlichen Seite darstellt. Es ist verzeihlich, wenn man über eine alte Matrone lacht, die ihre Runzeln mit Schminke ausglättet, ihren zahnlosen Mund zum Lächeln zwingt, verliebte Grimassen schneidet, und noch auf Eroberungen ausgeht. Es ist verzeihlich, wenn man es komisch findet, wenn ein alter Geck junge Stutzer nachäfft, seinen plumpen Fuß in einen kleinen Schuh einenget, und nur ein einziges Paar und zwar seidene Strümpfe im Winter anzieht, um nur ein nettes Füßchen zu haben, und bei der größten Kälte uns doch noch weiß machen will: es sey nicht kalt, obschon man selbst frieren möchte, wenn man ihn nur ansieht. — Es ist verzeihlich, wenn ein modesüchtiger Windbeutel verlacht wird, der mit Fleiß seine Haare verwirrt, mit einem knotigten Prügel umherläuft, und sich überhaupt ein so wildes Ansehen giebt, daß mancher bei seinem Anblick um Hülfe schreien möchte. — Alle die-

se und ähnliche Thoren müssen sich es selbst zuschreiben, wenn sie verlacht werden.

Aber unverzeihlich ist es, wenn man ein junges schuldloses Mädchen, die über die sittenverderbenden Zoten, die in einer Gesellschaft herausgerissen werden, mit heiliger Schamröthe überzogen wird, durch verschiedene unverschämte Anmerkungen lächerlich macht, und ihr keusches Gefühl durch Spöttereien wegraisonniren will. — Unverzeihlich ist es und schändlich, wenn ein alter verdienstvoller Mann kein Kleid nach dem neuesten Schnitt anhat, weil seine Einkünfte es nicht erlauben, daß er sich immer nach der Mode kleiden könnte, wenn dann alte und junge Modethoren über diesen ehrwürdigen Mann die Nase rümpfen, und sich über seinen Geschmack die beissendeste Ironie erlauben.

Wie ist es möglich, daß solche spottsüchtige Leute mit Andern gut hinkommen können? Sie bringen sich nicht nur um die Liebe und Achtung deren, die sie verspotten, sondern auch aller jenen, die sie von dieser häßlichen Seite kennen. Schande für unser aufgeklärtes Zeitalter, daß Leute, die sich klug und vernünftig dünken, solchen spottsüchtigen Thoren noch ihren Beifall zuklatschen können!

c) Wollt ihr ferner Andern die Gelegenheit zu Beleidigungen abschneiden, so seyd nicht grob und ungestüm; poltert, schimpft und droht nicht.

Dieß alles ist die Sache roher, pöbelhafter Seelen, die die Ruhe Anderer stören, und sich selbst Feinde machen. Wahr ist das Sprüchwort: „Höflichkeit macht Freunde, Grobheit macht Feinde." Ein Mensch, der wie ein ergrimmter Löwe in seinem Hause brüllt und tobt, der Andere mit den niederträchtigsten Schimpfnamen belegt, die gräßlichsten Flüche über sie herausreißt, und die fürchterlichsten Drohungen herdonnert, stößt die Herzen Anderer von sich; streut den Samen der Zwietracht mit vollen Händen aus, und verbannt den Frieden weit von sich. In seiner groben Wuth redet und thut er oft Dinge, deren er sich selbst späterhin bei ruhigerem Geblüte schämen muß; reißt oft die engsten Freundschaftsbande entzwei, die so leicht nicht wieder können geknüpft werden.

Seyd und thut, m. Fr., das Gegentheil von dem allem; seyd höflich und freundlich, macht vernünftige und gelassene Vorstellungen; gebt gute Worte: dadurch ziehet ihr die Herzen Anderer an euch; das Band der Freundschaft wird immer enger gezogen; man wird gern an euerer Seite seyn, gern für euch

ar-

arbeiten, mit Freuden euere Wünsche erfüllen. „Ein gutes Wort findet ein gutes Ort" Jakob besänftigte mit lauter Höflichkeit seinen Bruder Esau, da er sich siebenmal vor ihm zur Erde bückte, welches die tiefste Verehrung war, mit welcher ein Unterthan im Orient seinen Monarchen verehren konnte. 1 B. Mos. 33, 3. Abigail nahm durch ihre Höflichkeit den David ein, daß er sie endlich zu seiner Gemahlin wählte. 1 Kön. 25, 18 — 23.

Und so werden höfliche, freundliche und gelassene Leute immer am besten mit Andern hinkommen; besonders wenn sie ihre Foderungen an Andere nicht übertreiben.

Leute, denen ihr Ich alles ist, die nur sich und nicht Andern leben, die es vergessen, daß man sich erst für die Menschen interessiren müsse, wenn sich die Menschen wieder für uns interessiren sollen, solche Menschen werden leicht unbillig gegen Andere; sie fodern von ihnen mehr, als sie zu fodern berechtigt sind; und sie im Gegentheil wollen Andern beinahe gar nichts, oder doch nur sehr wenig leisten. Sie vergessen es, daß Andere nicht blos um unsertwillen da sind, sondern auch ihr Wohl befördern wollen. Solche Egoisten, die unersättlich in ihren Foderungen sind, können unmöglich gut mit Andern hinkommen.

Aber der christliche Menschenfreund im eigentlichen Sinne, dessen Herz für das Wohl seiner Brüder schlägt, der nach der Vorschrift seiner heiligen Religion nicht nur auf seinen Nutzen, sondern auch auf den Nutzen des Andern sieht, 1 Kor. 10, 24. der sich mit den Fröhlichen freuet, und mit den Weinenden weinet, Röm. 13, 15. der thätiges Mitleid gegen Mitleidswürdige zeigt, Andern mit Rath und That an die Hand geht, ungebeten Thränen trocknet, beklemmte Herzen erquickt, und Freude um sich her verbreitet; kurz! der Andern thut, was er will, daß die Leute ihm thun sollen, der wird gewiß mit Andern gut hinkommen; es müssen äußerst boshafte und verwilderte, von ihrer Menschenwürde tief herab gesunkene oder irregeleitete und verhetzte Geschöpfe seyn, die mit einem solchen Menschen nicht in Frieden leben sollten.

B. Um mit allen Menschen gut hinzukommen, ist es aber nicht genug, daß wir nur alles das vermeiden, was das gute Hinkommen mit Andern hindern könnte, wir selbst müssen überdieß auch die Fehler Anderer übersehen und ertragen lernen; so wie Jesus das lieblose Betragen der Juden gegen ihn großmüthig ertragen hat.

Wer alles ausfechten will, kommt nie zur Ruhe. Es giebt freilich Fälle, wo man unserer Ehre so sehr zu nahe tritt, oder unsere anderweitigen Rechte so empfindlich kränkt, daß es unsere Selbstliebe, die wir uns schuldig sind, oder das Wohl der Unsrigen fodert, daß wir unsern guten Namen und unsere gekränkten Rechte vertheidigen müssen. Oft fodert es auch die Pflicht der brüderlichen Bestrafung, die wir einander schuldig sind, daß wir die Fehler eines Andern rügen, und ihn mit Sanftmuth und Schonung zurecht weisen. Wer aber über jede Unbedeutenheit, über jeden kleinen Fehler Lärm schlagen, Prozesse anfangen und nichts leiden will, der wird den süßen Frieden nur dem Namen nach kennen, wird sich und Andern das Leben verbittern und nichts dadurch gewinnen.

Ist es nicht unbillig, wenn wir Schwachheitsfehler gleich mit der Strenge ahnden, die nur vorsätzliche Bosheit verdient? Und was ist am Ende mit dem ewigen Zanken und Lärmen ausgerichtet? So wie eine sanftmüthige und liebevolle Ermahnung den Fehlenden am leichtesten verbessert, so wird er durch eine rohe und harte nur mehr erbittert. Wenn seine gekränkte Eigenliebe merkt, daß wir ihm auf eine gewisse Art verächtlich begegnen, setzt er gemeiniglich erst recht den Kopf auf, und fehlt uns zum Trotz. Machen wir durch lauter mürrische Vorwürfe das Gesinde, die Nachbarn, Freunde und Andere, die

mit uns umzugehen haben, nicht verdrüßlich? Werden sie nicht alle Lust, uns zu dienen, verlieren? Werden wir am Ende von ihnen nicht Unannehmlichkeiten empfinden müssen; besonders wenn uns ihre Fehler bis zur Rachgier und Unversöhnlichkeit verleiten? Dadurch reizen wir sie zu Gegenbeleidigungen, und so wird des Krieges kein Ende.

Ihr könnet es selbst einsehen, m. Fr., daß wir, wenn wir anders gut mit Andern hinkommen wollen, ihre Fehler müssen ertragen lernen. Durch eine weise Nachsicht, durch ein sanftes Betragen gegen die, die gegen uns gefehlt haben, bringen wir sie gewiß eher zur Erkenntniß, Bereuung und Verbesserung ihres Fehlers, als wenn wir darüber gleich auffahren, sie hart darüber hernehmen, und Rachgier gegen sie in unseren Herzen unterhalten; hat uns jemand eine Grobheit gesagt, die uns wehe thut, so werden wir ihn durch eine sanfte Antwort um so eher zur Höflichkeit stimmen, je gewisser es ist, daß ihn eine grobe Antwort noch gröber machen wird. „Eine sanfte Antwort" sagt Salomo in seinen Sprüchwörtern — „wendet Zorn ab; eine Rede, die schmerzt, erregt den Zorn noch mehr." (15, 1.) Daher warnt auch der weise Pythagoras: „Lösche das Feuer nicht mit dem Schwerte aus."

Begeht jemand den Fehler, daß er aus Disputirsucht uns blindlings widerspricht, und unsere billigen Gründe, die wir ihm mit Gelassenheit vortragen, nicht annehmen will, so sollen wir — wenn wir klug handeln wollen — seinen Widerspruch ertragen, uns ohne alle Nebenanmerkung zurückziehen, weil selbst die kleinste ihren Stachel hat. Noch weniger sollen wir so tief herabsinken, und uns solcher Redensarten als: Sie sind nicht gescheid — dazu gehört nichts, als gesunder Menschenverstand, um das einzusehen — u. d. gl. bedienen. Nein! wir sollen Widerspruch ertragen lernen und schweigen. Und so sollen wir überhaupt dem, der uns in den Weg tritt, lieber ausweichen, als ihn stoßen, die Fehler Anderer übersehen, und sie mit weiser Schonung ertragen.

Vernehmet jetzt die Gründe, die uns zu einem solchen Betragen gegen Andere ermuntern sollen.

Zweiter Theil.

Leuten, die über jeden Fehler ihrer Mitmenschen herfahren, darüber aufgebracht werden, und ihn auf eine lieblose Art ahnden, fehlt es gewiß an einer richtigen Selbst- und Menschenkenntniß.

a) Wer auf sich selbst aufmerksam ist, der muß es doch aus eigener Erfahrung wissen, welch ein

schwa-

schwaches, fehlerhaftes Geschöpf der Mensch sey. Es bleibt unläugbare Wahrheit, daß der Mensch von Natur ein schwaches und sündhaftes Geschöpf ist, das sich von der Stimme der Sinnlichkeit leicht zu Dingen reizen läßt, die wider Vernunft, Religion und Gewissen sind. Das Fleisch sträubt sich wider den vernünftigen Geist. „So sittlich und heilig das Gesetz ist" — sagt der große Paulus — „so ist der Mensch doch einmal sinnlich gesinnt, und ein Sklave seiner bösen Lüste. Er thut, was seine eigne Vernunft mißbilligt, und was sie gut heißt, das unterläßt er. Es ist nicht das, was er will, es ist vielmehr das, was er nicht will, das er thut: indem er es aber wider der Willen thut, so legt er den größten Beweis von der Güte des Gesetzes ab, welches eben das verbietet, was seine Vernunft für schädlich erkennt.

Wenn er es aber nun doch thut, so thut es nicht der mit Vernunft und Einsicht begabte, sondern der durch die bösen Lüste verdorbene Mensch; denn es ist bekannt, daß in demjenigen Theile des Menschen, der aus sinnlichen und thierischen Trieben besteht, jenes zum Guten antreibende Gesetz der Vernunft seinen Sitz nicht hat. Dieses will das Gute, jener aber hindert die Vollbringung desselben. Daher thut der Mensch oft das am wenigsten, was er selbst gut heißt, und hingegen das am häufigsten, was er selbst mißbilligt. — Geschieht das: so ist er es ja nicht, der es selbst thut, sondern das Böse, das in ihm wirkt.

wirkt. Und so wird er finden, daß bei dem besten Willen, Gutes zu thun, das Böse ihm immer näher liegt. Denn, frägt er Vernunft und Gewissen, so werden diese immer dem Gesetze Gottes beipflichten. Aber in dem sinnlichen Theile seines Leibes wird er eine Gebieterin gewahr werden, die über Vernunft und Gewissen ihre Herrschaft ausübt, und sie in Bande legt." Röm. 7. So viel Anlagen zum Guten der Schöpfer in unsere Seele gelegt hat, so tragen wir doch auch den Samen zu manchem Bösen in unserem sinnlichen Leibe umher, der, wenn Verstand und Herz lange brach liegen, und nicht bald und gut gebildet werden, hervorschießt, und den guten Samen überwuchert. Nicht anders! Wir sind schwache Geschöpfe; wir tragen den Schatz der Unschuld in sehr zerbrechlichen Gefäßen umher. Wo ist der Mensch, der nicht fehlt? Wer will einen solchen finden? „Wenn wir sagen, wir haben keine Sünden, so betrügen wir uns selbst, und Wahrheit ist nicht in uns." 1, 8.

Sind nun die Menschen so schwache und sündhafte Geschöpfe, warum sollte denn nicht einer die Fehler des Andern ertragen wollen? Warum sollten wir gleich aufgebracht werden, wenn hie und da ein schwacher Mensch einen Fehler gegen uns begeht? Hat man nicht Mitleid, wenn man ein schwaches Kind, das noch mit schwankendem Fuße die Erde betritt, fallen sieht? Wäre es nicht grausam, wenn

man das gefallene Kind, eben darum, weil es gefallen ist, rauh anfahren, oder gar durch Schläge mißhandeln wollte? Wird der Menschenfreund nicht lieber hinzueilen, und ihm vom Falle aufhelfen? Und gleichen im sittlichen Verstande einem solchen schwachen Kinde nicht alle Menschen, die auf ihrem Lebenspfade so oft straucheln und fallen? Warum fodern wir von Andern Fehlerlosigkeit, warum wollen wir ihre Fehler nicht ertragen, da doch jedes aus ihnen ein eingeschränktes Geschöpf ist, das so, wie wir, irren und fehlen kann, und muß, und wird, so lange es Mensch ist?

b) Ihr, die ihr Fehlerlosigkeit von Andern fodert, ihr seyd ja selbst nicht fehlerfrei. Gehet auch nur über einen einzigen Tag mit euch selbst unparteiisch zu Gerichte, und ihr werdet euch aus eigener Erfahrung überzeugen können, welch ein schwaches und fehlerhaftes Geschöpf der Mensch sey. Ihr werdet in euern Gesinnungen und Handlungen manches finden, was mit den Vorstellungen, Wünschen und Empfindungen Anderer streitet, und folglich in ihren Augen Fehler ist. Sagt es nun euch euer eigenes Herz, daß ihr nicht fehlerlos seyd, so bedürft ihr ja auch der Duldung; ihr wollt doch gewiß, daß Andere, denen ihr durch euere Fehler Leiden verursachet, euch ertragen, und euch der begangenen Fehler wegen ihre Liebe nicht entziehen. Und warum wollt ihr ihnen nicht das nämliche thun? Was ihr wünscht,

das man euch thun soll, das sollt ihr ja Andern auch thun. Freilich wenn ihr euere Eigenliebe das Urtheil über euch fällen lasset, dann werdet ihr Entschuldigungen genug für eure Fehler finden, und eben darum gerechten Anspruch auf die Duldung derselben bei Andern zu haben glauben; aber warum, wenn ihr Nächstenliebe besitzt, wie ihr sie besitzen sollet, warum findet ihr denn nicht auch Entschuldigungen für die Fehler euerer Brüder? Oder lassen sich etwa diese durch nichts entschuldigen?

c) Vielleicht ist der, der gegen euch gefehlt hat, von seinen Aeltern gleich in seiner Jugend verwahrloset worden. — Vielleicht hatte er Aeltern, die diesen Namen gar nicht verdienten, die ihr Kind ohne Bildung aufwachsen ließen, durch ihr ärgerliches Beispiel dessen junges Herz frühzeitig vergifteten, und selbem nicht eine einzige gefällige Tugend beibrachten. — Vielleicht war dessen Vater ein wilder, roher Mann, der die sanfteren Gefühle des Menschenfreundes in sich getödtet hatte, der nichts als Furcht und Schrecken um sich verbreitete, und den Frieden in seinem Hause und unter Nachbarn störte — vielleicht war seine Mutter ein stolzes und ehrsüchtiges Geschöpf, die allen, die ihr nicht genug Weihrauch streuten, mit Verachtung begegnete, und durch ihre Gegenwart alle gesellschaftlichen Freuden störte. — Ist ein solcher Mensch, der so schlechte Originale vor sich hatte, nicht vielmehr zu bedauern, als daß man durch seine

Feh-

Fehler die er gegen uns begeht, sollte aufgebracht und zu Gegenbeleidigungen gereizt werden?

Sitten und Erziehung sind verschieden. — Man kann doch, ohne unbillig zu seyn, vom rohen Landsmann nicht die Feinheit und Geschmeidigkeit des Hofmannes — vom verzärtelten Eigensinne nicht lauter Nachgiebigkeit — vom Kaufmann nicht immer Aufrichtigkeit im Handel und Wandel erwarten. Wie mancher Fehler, den Andere gegen uns begehen, hat ein unglückliches Vorurtheil zur Quelle, das sie schon in ihrer Jugend eingesogen haben, und das sie jetzt so oft wider die Pflichten, die sie der menschlichen Gesellschaft schuldig sind, sündigen macht. — Wie oft muß die ganze Beleidigung, die uns einer zufügt, auf die Rechnung seines Temperaments und nicht seines Herzens geschrieben werden, das vielleicht im nächsten Augenblicke das schon wieder bereuet, wozu ihn jenes verleitet hat. Vielleicht ist der, der uns beleidigt hat, von Andern irre geleitet, verkennt uns und läßt sich von Andern widrige und falsche Urtheile gegen uns beibringen, und dadurch verhetzen? Wem aus euch sind je durch die Fehler eines Andern so viele Leiden zugewachsen, wie unserem Erlöser aus dem Betragen der Juden gegen ihn zugewachsen sind? Und doch duldete der Schuldlose ihre Fehler — nahm Rücksicht auf ihre Vorurtheile, auf die Verhetzung von Seiten ihrer Geistlichkeit, und klagte überhaupt mehr ihren Verstand als ihr Herz an: „Vater" —

sag=

sagte er mit sterbenden Lippen — „vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun."

d) Was uns noch mehr zur Duldung der Fehler, die Andere gegen uns begehen, auffordern muß, ist die Möglichkeit, daß das, was uns von Andern so beleidigend vorkommt, im Grunde vielleicht nicht so böse gemeint sey, und nur schlimmer gemacht werde.

Worte lassen sich oft verschieden deuten, und nicht selten geschieht es, daß jener, der etwas auf uns redet, einen ganz andern Sinn in diese oder jene Worte legt, als in dem sie von uns genommen werden. Er meint es vielleicht noch so unschuldig, und wir geben seinen unschuldigen Worten eine böse Deutung, und finden uns dadurch so beleidigt, lassen ihn so hart an, als ob es schon ausgemacht wäre, daß er gerade diesen beleidigenden Sinn, und keinen andern, in diese Worte hätte legen wollen. Eben das kann auch von gewissen Handlungen gesagt werden; auch diese werden oft so ausgedeutet, als ob sie auf unsre Beleidigung abzweckten; man unterschiebt dem Handelnden eine böse Absicht gegen uns, und leitet seine Handlung mit Fleiß aus einer unreinen Quelle her. Wäre es nicht klüger, billiger und christlicher, daß wir den, der etwas wider uns geredet oder gethan haben soll, auf eine gelassene Art zur Rede stellten, und ihn fragten: „Freund, wie hast du das gemeint? Ich hoffe

nicht,

nicht, daß du hiemit das und das hast sagen, und mich kränken und beleidigen wollen?" O wenn wir immer diese Regel befolgten, wir würden in vielen Fällen finden, daß wir keine Ursache zu zürnen haben. Daß man aber so selten darauf Rücksicht nimmt, daß etwas nicht so übel gemeint seyn könne, daran ist meistens entweder eine heimliche Abneigung vor diesem Menschen, der so etwas geredet oder gethan hat; oder aber ein heimlicher Stolz schuld. Ein Mensch, den wir aus was immer für einer Ursache nicht leiden können, darf oft noch so gleichgültig, vielleicht gar günstig von uns reden, so wird uns doch die Abneigung vor ihm, oder die bisher unbefriedigte Rachgierde so zu blenden wissen, daß wir seine unschuldigen Worte mit Fleiß verdrehen, und ihnen einen solchen Sinn beilegen, als ob er uns dadurch hätte beleidigen wollen. Eben das geschieht auch, wenn ein heimlicher Stolz sich unsers Herzens bemächtigt; dann kann einer die Worte, die uns angehen, nicht genug abwägen, sie nicht gut genug stellen, wenn sich unser Stolz dabei nicht beleidigt finden soll. Oft sind auch böse friedenstörende Menschen daran schuld, daß wir nicht übelgemeinte Worte oder Handlungen übel aufnehmen. Solche verdorbene Leute, die Satansfreude dabei fühlen, wenn sie Leute zusammenhetzen, und den Frieden unter ihnen stören können, misdeuten mit Fleiß die Worte, die ein Anderer wider uns soll geredet haben, und legen dessen Handlungen zu unserer

Beleidigung aus, und stiften uns an, daß wir diese Rede, diese Handlungen nicht leiden sollen.

Oft wissen wir das, was ein Anderer wieder uns soll geredet oder gethan haben, nur vom Hörensagen, und in diesem Falle können wir es fast immer als gewiß annehmen, daß die Sache schlimmer gemacht wird, als sie an sich ist. Durch wie viele Mäuler mag die Sage nicht gehen, ehe sie bis zu unsern Ohren gelanget? Uiberall erhält sie vielleicht Zusatz; besonders, wenn sie aus dem Munde deren kommt, die keine guten Freunde von dem sind, der etwas wider uns soll geredet oder gethan haben. Gehen wir nur durch eine ruhige Untersuchung bis zur Quelle selbst zurück, aus der diese Sage entsprungen ist, so werden wir meistens finden, daß die ganze Sage entweder ganz ungegründet oder doch höchst übertrieben und schlimmer gemacht worden ist.

c) Aber gesetzt, wir fänden es, daß der Andere wirklich so beleidigend, wie es uns zu Ohren gekommen ist, wider uns geredet oder gehandelt hätte, so sollen wir doch diesen seinen Fehler schon aus oben angeführten Gründen willig ertragen; dazu ermuntert uns besonders das Beispiel unsers Gottes.

Wie unwichtig sind auch die größten Fehler, die ein Mensch gegen den andern begeht, gegen jene, die wir gegen Gott begehen! Andere Menschen, die uns

be-

beleidigen, haben weit weniger Verbindlichkeit gegen uns, als wir gegen Gott. Nehmen wir Rücksicht auf unsere eigene Fehlbarkeit, wie oft können Andere bei derselben mit uns aufheben, welches aber bei Gott unmöglich ist, da er sich nie an uns versündiget. Und wo ist der Mensch, der so oft von seinen Mitmenschen beleidiget wird, wie Gott von uns Menschen beleidiget wird? Denket an den Schalksknecht, den uns Jesus in einer Gleichnißrede aufstellte, dem sein Herr eine Schuld von zehntausend Talenten (mehrere Millionen Thaler) nachließ, der aber gleich darauf seinen Mitknecht wegen schuldiger hundert Denarien (zwölf bis dreizehn Thaler) würgte, und ihn im Gefängnisse schmachten ließ, bis er den letzten Heller bezahlt hatte. Matth. 18. In dem schönen Bilde des gütigen Herrn ist Gott, der uns so viele Fehler verzeiht, in jenem häßlichen des hartherzigen Knechtes jene Art von lieblosen Menschen entworfen, die ihren Mitmenschen keinen Fehler verzeihen wollen.

Vater im Himmel, wie weit sind viele, die sich deine Kinder nennen, von deiner schonenden Liebe entfernt! Sie nennen dich Vater, und wollen doch nicht so handeln, wie du handelst. — Du verzeihest uns täglich so viele ungeheuere Schulden, und wir wollen unseren Mitmenschen, deinen Kindern, weit wenigere und unbedeutendere Fehler nicht vergeben. Du duldest es mit unaussprechlicher Langmuth, wenn wir tausendfältig deinen guten väterlichen Absichten entge-

gen

gen handeln — und wir sind unversöhnlich, wenn hie und da einer das geringste uns zuwider redet oder thut. —

Langmüthiger, guter Vater, verzeihe uns, deinen unartigen Kindern, daß wir dein Beispiel bisher so wenig nachgeahmt haben. Präge uns doch die Wahrheit tief in unsere Herzen, daß der Mensch den Menschen als ein fehlerhaftes und unvollkommenes Geschöpf tragen, und seine Fehler dulden müsse, wenn er seine eigene Ruhe nicht vergiften will. Dein Beispiel, schonender Vater, wirke so auf unsere Herzen, daß wir nach der Lehre deines Sohnes, unserem fehlenden Bruder siebenzigmal siebenmal, d. h. unzähligemal vergeben. Matth. 18, 22. Dadurch zeigen wir, wessen Geistes Kinder wir sind. Dann siehst du mit Wohlgefallen auf uns herab, reichst uns Friedfertigen deine Vaterhand, und nimmst uns von dieser Erde zu dir in dein Reich, wo ewiger Friede herrscht. Amen.

Am

Am sechsten Sonntage in der Faste.

Text: Die große Menge derer, die voran giengen und nachfolgten, riefen laut: „Hosianna, willkommen Sohn Davids! Heil dem ankommenden Gesandten Gottes! Heil ihm in der Höhe!" Matth. 21, 9.

Da saß er nun der erhabene Abkömmling Davids — der König Israels unter den großten Ehrenbezeugungen des Volks voll heiligen Ernstes, und mit bescheidener Miene auf seinem duldsamen Thiere! — Er ließ sich von dem Lobe, das aus dem Munde des ihm begleitenden Haufens in die Luft ertönte, den Kopf nicht schwindlicht machen. Er wußte es wohl, der Herzensforscher, wie wenig er auf die Gunst dieser Menschen zu rechnen hätte. Die Folgezeit hat es bald gezeigt, wie richtig er sie beurtheilt habe. — Heute riefen sie ihm zu: „Hosianna!" und nach wenigen Tagen lechzten sie nach seinem Blute und schrien: „Fort mit ihm ans Kreuz!"

So unbeständig sind die Menschen noch heut zu Tage in ihren Gunstbezeigungen. Wie traurig wäre es nun bei dieser Wahrheit, wenn unser wahrer Werth

blos

blos vom Urtheile des großen Haufens und unsere Glückseligkeit von seiner Achtung oder Verachtung abhienge! Denn beides spendet er oft sehr ungleich aus: er hebt den Schurken, der die Kunst versteht, sich gefällig zu machen, und verkennt den edlen Mann, der im Stillen wirkt; erhebt diesen heute bis an die Sterne, und tritt ihn morgen mit Füßen in den Staub.

Der Weise benützt diese Erfahrung — ihm ist zwar das Urtheil der Menschen nicht gleichgültig; aber er bildet sich auch nichts auf ihre Ehrenbezeigungen ein; weil er es weiß, wie veränderlich die Gunst der Menschen ist. Wir würden manche schlechte Handlung, manche niederträchtige That, manches schwarze Verbrechen weniger zählen, wenn es nicht so viele gäbe, die der Menschengunst einen höhern Werth beilegen, als sie verdient. Das würden sie aber auch nicht, wenn sie sich von ihrer Veränderlichkeit hinlänglich überzeugen, oder selbe genug beherzigen möchten.

Es wird darum wohl der Mühe werth seyn, wenn ich heute einmal von der veränderlichen Gunst der Menschen handle.

Ich will euch erst zeigen, wie veränderlich die Gunst der Menschen sey; dann werde ich aus dieser Wahrheit einige Verhaltungsregeln herleiten.

Erster Theil.

Man bedarf keines allzuscharfen Blickes, keines mühsamen Nachforschens, um sich von der Veränderlichkeit der Menschengunst zu überzeugen. Uiberall springen Beispiele hievon in die Augen; in allen Ständen, bei einzelnen Menschen und ganzen Nationen kann man es wahrnehmen, wie Menschen einem bald gewogen, bald abhold sind.

Das Volk der Franken, das sonst seinen König anbetete, konnte in der Folge an seinem Tode Vergnügen finden und triumphiren, als sein gesalbtes Haupt unter der Guillotine fiel. — Jetzt schließen Fürsten einen ewigen Frieden und Freundschaftsbündnisse mit einander; und bald darnach führen sie ihre Heere wieder gegen einander zu Felde, und der ewige Friede hat ein Ende. Heute ist ein Staatsminister bei dem Regenten beliebt und geehrt, er zieht ihn allen Höflingen vor — morgen ist er gefallen und verachtet. — Jetzt schätzt sich ein Kirchsprengel in seinem neuen Seelsorger glücklich, Kleine und Große, Junge und Alte sagen es laut: „nun haben wir einen recht braven Geistlichen!" aber es dauert nicht lange — so schweigen sie von seinem Lobe, und wünschen bald wieder einen andern zu haben. Jetzt hat diese Gemeinde einen Beamten oder Vorsteher, an dem sie nichts zu tadeln findet; sie sind ganz mit ihm zufrieden; selbst seine Strenge schätzt man als Gerechtigkeitseifer; jeder sucht ihm Beweise seiner Hochachtung

tung und Liebe zu geben; kurz! er ist der Liebling der ganzen Gemeinde. — Aber es steht nicht allzulange an, so rückt der Bauer und Taglöhner nicht gern den Hut oder die Mütze mehr vor ihm; und sie möchten ihn, wenn es in ihrer Gewalt stünde, lieber heute als morgen mit seiner ganzen Familie aus der Gegend verbannen. — Da liebt sich ein lediges Paar mit der größten Zärtlichkeit, ihre Herzen sind in eins zusammengeschmolzen; eins kann ohne das andere nicht leben; sie versprechen sich wechselseitig ewige Liebe, und versiegeln dieses Versprechen mit den feierlichsten Schwüren. — Aber kaum haben sie das Band der Ehe geknüpft; kaum sind die ersten Ehestands-Wochen unter Zärtlichkeiten verstrichen, da begegnen sie einander gleichgültig, dann immer kälter und kälter, endlich fangen sie gar an einander zu hassen und zu kränken, und so hat die geschworne Ewigkeit ihrer Liebe ein Ende. — Hier führen ein Paar Freunde mit einander ein beneidenswerthes Leben — sie leben ganz für einander; sie theilen Freuden und Leiden; jeder wetteifert, den Wünschen des andern zuvor zu kommen — aber auf einmal ist das Band der Freundschaft zerrissen, und die, die vorhin ganz für einander lebten, suchen jetzt einander das Leben zu verbittern — sie sind nun eben so große Feinde, als sie vorhin Freunde waren. —

Wie kömmt das? Vielleicht sind die Leute selbst daran schuld, daß man ihnen die vorige Gunst ent-

zog? Vielleicht hat der sonst angebetete Monarch es vergessen, daß er der Unterthanen wegen da sey, und nicht die Unterthanen seinetwegen. — Vielleicht foderte er unerschwingliche Abgaben von ihnen, schwelgte von ihrem Schweiße, und war unbekümmert, ob Tausende in seinen weiten Staaten im Elende schmachten, in das er sie durch seinen unverzeihlichen Luxus gestürzt hat. — Vielleicht lag ihm die Vermehrung seiner Finanzen näher als das Wohl der Unterthanen an dem Herzen. — Vielleicht hat einer von den Fürsten, die einen ewigen Frieden abgeschlossen haben, einen oder mehrere Friedensartikel verletzt? — Vielleicht hat der Fürst es entdeckt, daß der Staatsminister, der bisher sein Liebling war, seiner Gunst unwürdig sey, daß er das Wohl des Vaterlandes seinem Privatinteresse aufopfere, daß er der Mann gar nicht sey, der es verdiene, am Ruder des Staats zu sitzen. — Vielleicht ist der sonst so geliebte und geschätzte Seelsorger in seinem ersten Amtseifer erkaltet; vielleicht täuschte er im Anfange seine Kirchkinder nur unter der Maske eines eifrigen Seelenhirten, und später hat man es entdeckt, daß sie nur einen feilen und lohnsüchtigen Miethling zum Seelsorger haben, der sich um das Wohl der Schafe nicht bekümmert, wenn er sich nur von ihrer Wolle kleiden, und von ihrem Fette mästen kann? — Vielleicht hüllte sich der Beamte oder Vorsteher nur anfangs in das Gewand des ehrlichen Mannes, und nahm die Larve eines Gerechtigkeitsliebenden und unbestechbaren Richters vor;

und

und späterhin riß man ihm diese Larve herab, sah es ein, daß sein Amtseifer interessirte eigennütze Absichten habe; man fand vielleicht, daß er nur darum nach dem Schreckenssystem sein Amt verwaltete, weil dieses System seinen Beutel und seiner Küche am besten behagte. — Vielleicht hat ein Theil von jenem Paare, das sich im ledigen Stande und in den ersten Ehestandstagen so zärtlich liebte, es entdeckt, daß ihm der andere Liebe nur vorgeheuchelt, und aus schmutzigen und unedlen Nebenabsichten das Band der Ehe mit ihm geknüpft habe; daß seine Schwüre mehr nichts als eben so viele vorsetzliche Lügen gewesen sind. — Vielleicht hat einer von jenen Freunden, die man sonst als Muster einer wahren Freundschaft bewunderte und beneidete, an dem andern eigennützige Absichten entdeckt, und ihn aus mehreren Gründen seiner Freundschaft unwerth befunden? —

Nichts von allem dem! Der Regent war noch auf dem Schaffot Vater seiner Unterthanen, und nahm den ernstlichen Wunsch, sie glücklich zu machen, mit in die Ewigkeit. — Keiner von den Fürsten, die ewigen Frieden mit einander schlossen, verletzte einen von den ratifizirten Friedensartikeln, und gab dadurch etwa Anlaß zu einem neuen Kriege. — Der in Ungnade gefallene Minister verdient noch jetzt wegen seiner soliden Staatskenntnisse und seines warmen Patriotismus der Liebling seines Fürsten zu seyn — Der jetzt so gering geschätzte Seelsorger ist noch der eifrige

und

und kluge Seelenhirt, der er gleich beim Antritt seines Amtes gewesen ist. — Der jetzt so verhaßte Beamte oder Vorsteher bekleidet noch immer sein Amt mit Ruhm: er handhabt die Gerechtigkeit, und spricht Recht ohne Ansehen der Person. — Keines von dem jetzt so unglücklichen Ehepaar hat dem andern Liebe vorgeheuchelt, ihre erste Liebe quoll aus unverstellten Herzen. — Keiner der jetzt getrennten Freunde entdeckte an dem andern einen sträflichen Eigennutz oder sonst eine gegründete Ursache, das Band der Freundschaft zu zerreissen. —

Warum sind denn nun aber diese und andere Menschen in ihrer Gunst so veränderlich? Die Ursachen davon sind: a) Die Unbeständigkeit der Menschen überhaupt, ihr Hang zu Veränderungen, Launen und Eigensinn. b) Schändlicher Eigennutz. c) Verhetzungen anderer Menschen.

a) Den meisten Menschen fehlt es an einem festen Karakter: sie gleichen einem Schilfrohr, das vom Winde hin und her bewegt wird. In ihren Vorstellungen und Meinungen wanken sie stets, heute lassen sie sich dieß, morgen etwas anderes bereden, und haben entweder gar keine Wahrheit, oder doch keine, für die sie so ganz entschieden hätten, daß sie selbe zum Bestimmungsgrund ihrer Empfindungen und Handlungen machen möchten.

In ihren Urtheilen von dem Werth und der Wichtigkeit der Dinge gleichen sie oft den kleinen Kindern, die jetzt mit Hastigkeit nach einem Spielwerk greifen, und ehe vielleicht eine Stunde vergeht, liegt das so heftig verlangte Spielwerk schon im Winkel. — Das, was hier Kinder aus Verstandesschwäche thun, das thun auch öfters erwachsene aus Mangel eines reifen Urtheils über den Werth oder die Wichtigkeit der Dinge. Daher kommt es, daß sie öfters Dinge vom größten Werth fahren lassen, und nach andern haschen, die entweder einen weit geringeren oder gar keinen Werth haben, und ihnen wohl gar noch schädlich sind.

So veränderlich diese kleinen Seelen in ihren Urtheilen sind, so sind sie es auch in ihren Neigungen und Abneigungen. Heute empfinden sie über ein Ding die lebhafteste Freude, wenden Mühe und Kosten auf, um es zu erhalten, und kaum ist ihr Wunsch gestillt, so schwindet ihre Freude; Mühe und Kosten sind verloren, der Gegenstand, der sie so sehr entzückte, wird verabschiedet. Und eben dieser Wankelmuth, dieser unstete Karakter ist sehr oft die Schuld, daß Menschen auch in ihrer Gunst so veränderlich sind, daß sie heute dem schon mit Kaltsinn begegnen, welchen sie gestern noch ihrer ganzen Gunst versichert hatten.

Hiezu kommt noch der gewöhnliche Hang zu Veränderungen. Die Menschen mögen ein Ding von einem noch so großen und reellen Werth besitzen, der alltägliche Genuß setzt den Werth desselben in ihren Augen herab; sie lassen selbes fahren, und greifen nach einem andern weit minder werthen, das dem vorigen blos darum vorgezogen wird, weil es neu für sie ist. Daher kommt es, daß solche Leute auch mit ihren Freunden und Günstlingen wie mit ihren Kleidern wechseln, und blos der Veränderung wegen einem alten bewährten Freund oder Günstling den Abschied geben, und sich einen andern wählen, der den Namen eines Freundes gar nicht verdient.

Uiberdieß hängen solche unbeständige Leute in ihrem Betragen gegen Andere meistens von ihrer Laune ab. Witterung, Nahrung, Beschaffenheit des Magens und des Geblüts, Glück oder Unglücksfälle — alles dieß und noch weit mehr hat Einfluß auf die Laune der Menschen; darum sind sie heute vergnügt, morgen mißvergnügt; heute freundlich und lustig, morgen mürrisch und traurig; heute hängen sie an etwas mit ganzer Seele, morgen sind sie gegen eben diesen Gegenstand gleichgültig und kalt. Und so wird einer üblen Laune oft die älteste Freundschaft aufgeopfert. Ist man bei keiner guten Laune, so beleidiget uns unser größter Günstling mit einem Worte, und zieht sich unsere Abneigung zu.

Dieß geschieht noch mehr bei eigensinnigen Leuten. So wie gewisse Leute wollen, daß alles nach ihrem Kopfe gehen, daß sich alles nach ihnen richten, ihnen zu gefallen leben, und ihre Vorschläge billigen soll, so wollen sie, daß Andere im Gegentheil beinahe gar keinen Willen haben, sondern sich von ihnen alles gefallen lassen sollen. Geschieht nun das nicht; fällt es vielleicht einem ihrer Günstlinge ein, auch nur in einer Kleinigkeit andres Sinnes zu werden und ihnen zu widersprechen — in einem Nu sind sie ganz geändert; ihre vorige warme Theilnahme geht in die größte Kälte über; sie sind gegen den sonst geliebten Gegenstand stumm und mürrisch; kurz! es ist um ihre Gunst geschehen. —

b) Eine andere Ursache, warum die Menschen in ihrer Gunst so veränderlich sind, ist schmutziger Eigennutz.

So lange gewisse Leute ihre Vortheile bei uns finden, sind sie uns gewogen; hören diese auf, können oder wollen wir ihnen diese Vortheile nicht mehr gewähren — findet sich ihr Eigennutz nunmehr in seiner Rechnung betrogen; dann ziehen sie sich von uns zurück, ihre Gunst hat ein Ende — sie schenken sie wieder einem Andern, bei dem ihr Eigennutz auf mehrere und sichere Opfer rechnen darf. Diese Wahrheit bestätiget Sirach, der sagt: „Mancher ist ein Freund, so lang es ihm vortheilhaft

haft ist, und bleibt dir im Unglück nicht treu." 6, 8. So lang ein Hofmann der Günstling des Monarchen ist, da zählt er selbst Günstlinge genug, da streut ihm alles Weihrauch, da hascht alles nach seiner Gunst, da empfiehlt sich alles seiner Gnade, da scheint alles mit ganzer Seele an dem wichtigen Manne zu hangen; — dreht sich aber die Hofluft — fällt er in die Ungnade des Regenten — da hört der Weihrauch auf zu duften, den man ihm vor Kurzem noch so verschwenderisch streute; da hascht niemand mehr nach seiner Gunst, da empfiehlt sich keiner mehr seiner Gnade, weil er die Gnade des Regenten verloren hat. Der unglückliche Günstling gleicht einer Sonnenuhr: man richtet sich nach ihm, so lang die Sonne des Throns ihn beleuchtet, nun, da sie ihm ihre Strahlen entzieht, steht ihn niemand mehr an.

Dieser oder jener Beamte, dessen Amt großen Einfluß auf Andere hat, die er glücklich oder unglücklich machen kann, bemerkt es, wie viele sich um seine Gewogenheit bewerben; man sucht seine Gunst durch manches Präsent zu erkaufen; man schmeichelt ihm, er glaubt die Gunst Aller zu besitzen, weil alle seiner Gunst bedürfen; aber jetzt wird er unverschuldet seines Amtes entsetzt — da hören die Präsente auf — da mag er mit seiner Familie hungern, so geben ihm die nicht einmal trockenes Brod, die ihm vorhin köstlichere Geschenke brachten — die sich vormals vor

ihm bückten, würdigen ihn jetzt kaum eines Blikkes. —

Dieser oder jener wohlhabende Mann läßt Andere Antheil an seinem Reichthum nehmen, sein Haus wimmelt immer von Freunden, die ihn — besonders, wenn das vom ausgeleerten Wein erhitzte Geblüt heftiger in ihren Adern rollt — tausendmal ihrer Gunst und Freundschaft versichern, und es mit den heiligsten Schwüren betheuern, daß sie ihr Blut für ihn hinzugeben bereit sind. — Nun ändert sich aber die Scene: widrige Schicksale brechen über diesen wohlhabenden Mann herein — ihn trift Schlag auf Schlag — und er sinkt durch Unglücksfälle endlich beinahe bis zum Bettelstab herab. Nun lassen seine vormaligen Freunde ihre Maske fallen, und zeigen sich in ihrer wahren Gestalt — nun sieht er es deutlich, daß sie nur Schmarotzer und Tischfreunde gewesen sind, die nicht Ihn, sondern nur seine Speisen und Weine geliebet haben. Nun da Küche und Keller leer sind, hört der Gegenstand ihrer Freundschaft auf — sie kennen ihn nicht mehr; oder werden wohl gar — wenn ihr Interesse dabei gewinnt — seine Feinde, und, um diesen schwarzen Undank vor den Menschen zu rechtfertigen, suchen sie die Schuld auf ihn zu schieben — schützen allerlei Fehler, Unarten und Laster vor, die zu Zwistigkeiten sollen Anlaß gegeben haben, und bringen auf diese Art den verlassenen Freund noch um seine Ehre. Sir. 6, 9. 10. 11. 12.

c) Noch eine andere Ursache, warum die Menschengunst so veränderlich ist, ist die Verhetzung anderer Menschen, die absichtlich Mißhelligkeiten zu erzeugen suchen.

So wurde das Volk gegen Jesum aufgehetzt. Die Pharisäer und Schriftgelehrten, die geschworne Feinde Jesu waren, weil er ihnen die Larve der Scheinheiligkeit herabriß, sie in ihrer Häßlichkeit darstellte, und sie dadurch um das erschlichene Ansehen bei dem Volke brachte, gaben sich alle Mühe, ihn bei dem Volke verhaßt zu machen. Zu diesem Ende dichteten sie ihm Verbrechen an, die sein menschenfreundliches Herz nicht kannte; und der Pöbel, der sich durch das Ansehen seiner Priester täuschen ließ, wurde am Ende so sehr gegen Jesum verhetzt, daß sie den, dem sie kurz zuvor als ihrem Könige gehuldiget hatten, jetzt als einen Bösewicht schlechterdings wollten hingerichtet haben.

So sind Verhetzungen böser Menschen noch heut zu Tage schuld, daß Andere um die bisher genossene Gunst und Huld gebracht werden.

So glückt es noch oft der Kabale am Hofe, daß der Fürst, der der Verläumdung sein Ohr leihet, einem verdienstvollen Mann seine Gunst entzieht, und ihn von seinem glänzenden Posten in den Staub herabstürzt. So weiß dieser oder jener bösgesinnte Kandi-

dat,

dat, der um eine ledige Stelle wirbt, seinen Mitwerber, dem er an Kopf und Herzen nachstehen muß, besonders um die Gunst deren zu bringen, die Einfluß auf die Vergebung der ledigen Stelle haben, die er sucht. So wissen niederträchtige Postenträger und Klätscher oft die besten Eheleute, Nachbarn, oder andere gute Freunde gegen einander zu verhetzen: und gewiß würden sich heute noch hunderte der Gunst dieses oder jenes Freundes erfreuen, wenn es nicht Menschen gäbe, die Satansfreude dabei fühlen, wenn sie Mißhelligkeiten unter Anderen erzeugen können.

Sind nun die Menschen aus diesen und noch andern Ursachen so veränderlich in ihren Gunstbezeigungen, so laßt uns hieraus einige weise Verhaltungsregeln herleiten.

Zweiter Theil.

A. Die erste Verhaltungsregel, die sich aus der Erfahrung: daß Menschengunst so veränderlich ist, ziehen läßt, ist die: „Sey vorsichtig, und traue nicht zu schnell."

Eben diese Vorsichtigkeit lehrt schon ein Weiser der grauen Vorzeit, und sagt: „Lebe mit jedermann in Eintracht, aber dein Vertrauter sey von Tausenden kaum Einer.

Wirbst du einen Freund, so erwirb ihn in der Noth, und schenke ihm nicht gleich dein Zutrauen." Sir. 6, 7. 8. Bewirbt sich jemand um deine Freundschaft, so lang du arm und nothdürftig bist, so läßt sichs vermuthen, daß Achtung und Wohlwollen zum Grunde liegt. Wirbt aber jemand um deine Freundschaft, da du dem Glücke im Schooße sitzest, so kann Eigennutz zum Grunde liegen.

Ihr, die die Vorsehung auf einen erhabenen Posten gestellt, oder euch sonst mit Glücksgütern reichlich beschenket hat, rechnet nicht gleich bei jedem auf ungeheuchelte Freundschaft, der sich euch als Freund zeigt, und euch öfters seiner Gunst und Ergebenheit versichert! Wie leicht ist es möglich, daß unter der Menge deren, die sich euch von der Seite eines Freundes zeigen, mehrere sind, die blos ein schmutziges Interresse dazu verleitet, daß sie euch Freundschaft vorheucheln! Bekleidetet ihr nicht diesen wichtigen Posten, auf dem ihr ihnen zur Ausführung ihrer habsüchtigen Plane dienen könntet; oder wäret ihr nicht gerade in so vermögenden Umständen, daß sie sich an eurer Tafel mästen, oder sich sonst einen Vortheil von euch verschaffen könnten: so würden sie euch gleichgültig und kalt begegnen, und vielleicht euere Wohnung gar nicht betreten.

Wie unvorsichtig würdet ihr nun handeln, wenn ihr solche Afterfreunde gleich zu eueren Vertrauten machen, und auf ihre Gunst und Ergebenheit ganz sicher bauen möchtet. Nein! das sey fern von euch! In jedem Falle prüfet erst die Grundsätze und die Sitten dessen, der euch seine Freundschaft aufdringen will, ehe ihr ihn zum Vertrauten macht, und euer ganzes Herz vor ihm ausschüttet. Die Vernachlässigung dieser Klugheitsregeln hat schon Vielen vergebliche Thränen gekostet.

Besonders will ich hier auch junge und unerfahrne Mädchen gewarnt haben, daß sie den Schmeicheleien und Gunstbezeigungen von Personen des andern Geschlechts nicht zu viel zutrauen, und alle ihre süßen Worte gleich für baare Münze annehmen.

Es giebt Wollüstlinge, die ihrem Geschlechtstrieb wie vernunftlose Thiere blindligs folgen, und ihn befriedigen, wo sie nur immer können, und dabei allen Anstand, allen Gesetzen spotten. Sie gehen — nach ihrer Sprache — auf Eroberungen aus, und triumphieren — wenigstens bei ihres Gleichen — wenn sie eine Eroberung gemacht, d. h. ein Mädchen verführt, und eine Unschuld gemordet haben. Findet ein solcher Verführer, daß der Gegenstand, den er seiner geilen Lust opfern will, noch Gefühl für Religion und Tugend hat, so weiß sich dieser Satan in

einen Engel des Lichts zu verstellen — er sucht durch verschiedene Scheingründe die Einwürfe der kämpfenden Unschuld weg zu raisonniren — heuchelt ihr die zärtlichste Liebe vor — schwört ihr ewige Treue — das arglose Geschöpf glaubt seinen Worten, hofft seiner Gunst auf ewig versichert zu seyn — erlaubet ihm Freiheiten, die nur im Ehebette erlaubet sind, und am Ende, wenn er seine Brunst abgekühlet, und das leichtgläubige Mädchen geschändet hat, läßt er sie sitzen — handelt unnatürlicher, als ein Thier, und verläugnet es, daß er Vater von dem Geschöpf sey, dem er durch die Befriedigung seines wollüstigen Triebes das Daseyn gab. Junge Freundinnen, seyd auf euerer Huth! Hütet euch vor diesen Wölfen im Schafspelze! Trauet ihren Schmeicheleien und Gunstbezeigungen nicht; diese machen sie einer jeden, die sie verführen, und ihren unreinen Lüsten aufopfern wollen. Sie vergessen alle Schwüre, alle noch so heiligen Versicherungen, sobald sie ihre unreine Absicht erreicht haben. Sie lieben nicht Euch, sondern nur Sich, nur ihren thierischen Geschlechtstrieb. Betrachtet so manche euerer unglücklichen Mitschwestern, die das Opfer solcher Verführer geworden sind! Fraget sie, was sie zum Falle gebracht hat? Sie werden es euch mit Thränen im Auge, mit blutendem Herzen sagen: „Ich habe dem Betrüger zu viel geglaubt — ich habe zu viel auf seine Gunstbezeigungen gerechnet — er that so zärtlich, so verliebt gegen mich — schien so ganz an mir zu hangen, bath, fleyte so inbrünstig um

Ge-

Gegenliebe, daß ich eher den Einsturz des Himmels für möglich gehalten hätte, als daß er mir je untreu werden könnte — ich gab mich ihm hin — und nun bin ich mit Schande gebrandmarkt — meine Ehre, mein gutes Gewissen, meine Freude ist dahin — nun welke ich vor fressendem Gram in meinen besten Jahren:" Junge Freundinnen, werdet aus dem Schaden dieser eueren unglücklichen Mitschwestern klüger.

b) Ist die Menschengunst so veränderlich, so baue nicht auf selbe, und wandle gerades Weges, ohne dir etwas darauf einzubilden, oder über den Verlust dich zu grämen. Achte mehr auf den Beifall Gottes, deines Gewissens und edler Seelen.

Es wäre thöricht gehandelt, wenn man darum, weil wir einen Großen, Mächtigen, oder Reichen zum Freund und Gönner haben, uns um andere Menschen nicht bekümmern, ihnen verächtlich begegnen, oder sie vorsätzlich beleidigen, und uns zu Feinden machen, unsere Wirthschaft vernachlässigen, und unser Hab und Gut verschleudern möchten — und das alles in der thörichten Hoffnung, daß uns unser Gönner, auf den wir bauen, gegen alle andere Menschen in Schutz nehmen, und uns auch in selbst gemachter Noth unterstützen würde.

Freunde, die ihr in die Klasse dieser Menschen gehöret, die sich auf die Gunst dieses oder jenes Menschen so viel zu gut halten, wie schwach ist der Rohrstab, auf den ihr euch stützet! Wie bald kann er zusammen brechen. Und wenn Europens Fürsten selbst euere Freunde und Gönner wären, so bleiben sie doch nur Menschen, das heißt: schwache, trügliche und wandelbare Geschöpfe. Es können euch Fälle treffen, wo euch auch der mächtigste Monarch nicht zu helfen im Stande ist — oder wie bald könnt ihr seine Gunst verscherzen? Wie bald könnt ihr ohne eure Schuld in seine Ungnade fallen? Oder kann euer mächtiger Gönner nicht zeitlich sterben? Der Tod schont ja auch gesalbte Häupter nicht! — Darum giebt David, der selbst ein Fürst war, die wohlmeinende Warnung: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, auf Menschen, die nicht helfen können. Ihr Geist verläßt sie, sie werden wieder Erde, wovon sie sind, alsdann sind ihre Absichten dahin." Psalm 145, 3. 4.

Wer weise und christlich handeln will, der bildet sich auf Menschengunst nichts ein, er schlägt keine Schleichwege ein, um sie zu erhaschen; er erkauft sich die Gunst der Menschen nicht mit dem Verlust der Gunst seines Gottes; er hört — um Menschen zu gefallen — nicht auf, ein Diener Christi zu seyn; er wandelt geraden Weges den Pfad der Rechtschaffenheit

heit und Tugend. Menschengunst kann ihn weder zur Rechten noch zur Linken abweichen machen. Er handelt edel und gut, bestrebt sich, allen nützlich zu seyn; läßt seine Kraft zum Besten des Ganzen nicht schlummern; er thut alles, was er ohne Verletzung seiner Pflicht thun kann, um Liebe zu gewinnen — mislingt ihm sein Bemühen, die Liebe und Gunst Anderer zu erhalten; oder verliert er ohne seine Schuld die Gunst, die man ihm bisher geschenkt hatte, so wird er deswegen nicht unwillig, verflucht sein Schicksal nicht; zürnt nicht auf die Menschen, murrt nicht gegen Gott. Er will ja kein besseres Loos haben, als Jesus, der heiligste, hatte. Dieser hat gewiß die Gunst aller Menschen verdient, weil er allen alles geworden ist, und sich für das Wohl der Menschheit ganz geopfert hat; und doch begleiteten ihn Haß und Erbitterung auf seinem Wege; aber die Bessern des Volks konnten ihm doch ihre Achtung nicht versagen, und der Beifall seines Vaters, dessen Wille sein Tagwerk, aber auch seine Speise war, erhob ihn über sein bitteres Loos.

So thut auch der Christ gern Verzicht auf die Gunst der Menschen, und bewirbt sich blos durch einen rechtschaffenen Wandel um die Liebe und Gunst seines Gottes, der ihn gewiß lieben wird, wenn er ihn liebt. Dabei genießt er den Beifall seines Gewissens, und der bessere Theil der Menschen kann ihm dabei seine Achtung auch nicht versagen.

So handelt auch ihr, m. Fr., bauet nicht auf Menschengunst, die so veränderlich, so ohnmächtig ist; strebet vielmehr, durch einen rechtschaffenen Lebenswandel den Beifall Gottes, eueres Gewissens und edler Seelen zu erwerben. Ist Gott euer Freund; schenkt er euch seine Gunst, der so mächtig, so unveränderlich und treu ist, dann könnt ihr leicht Verzicht auf die Gunst der Menschen thun. „Heil dem" — sagt David — „der Gott zu seinem Helfer hat, der auf Jehova, seinen Gott, vertraut, der Himmel und Erde und alles, was darin ist, machte, der ewig Treue hält." Ps. 145, 5. 6.

c) Sind die Menschen in ihrer Gunst so veränderlich, so wollen wir um so sorgfältiger über uns wachen, daß wir uns nicht auch dieses Fehlers schuldig machen.

Nie kommen wankelmüthige Gesinnungen gegen geprüfte Freude in unsere Seele.

Ein wahrer Freund ist ein seltenes, aber auch ein unschätzbares Gut. Er ist nicht mit Geld zu bezahlen. Daher warnt auch Sirach: „Vertausche keinen Freund um Geld, und keinen redlichen Bruder um Ophirs Gold." 7, 18. Haben wir einen Freund nach langer Prüfung bewährt

währt gefunden — hat er nun schon manche Probe seiner ungeheuchelten und uneigennützigen Freundschaft gegen uns abgelegt: so wäre es wohl unklug von uns, wenn wir bei jeder unbedeutenden Kleinigkeit, die uns an ihm misfällt, gleich unsere Gesinnungen gegen ihn ändern, seine Freundschaft bezweifeln, ihn weniger schätzen und lieben, oder ihm gar unsere Gewogenheit und Gunst entziehen möchten. Wäre unsere Foderung nicht übertrieben, wenn wir wollten, daß unser Freund gar keinen Fehler an sich haben sollte? Es ist ja ein Mensch — ein schwaches eingeschränktes Geschöpf, von dem man keine Fehlerlosigkeit fodern kann. Wir haben ja auch unsere Fehler; wenn uns nun unser Freund wegen unseren Fehlern, die blos Schwachheit zur Quelle haben, gleich seine Gunst entziehen möchte, würde uns das nicht wehe thun, würden wir nicht über Unbilligkeit klagen? Unser Freund steht auch in Verbindungen mit andern Menschen — er ist vielleicht Gatte, Vater, Bruder, Bürger, Haupt oder Glied einer kleineren oder größeren Gesellschaft; wenn er nun nicht immer blos mit uns umgeht, nicht immer blos für uns lebt, wenn sein Gesicht — vielleicht durch häusliche Sorgen betrübt — nicht immer gleich heiter, sein Betragen gegen uns nicht immer gleich warm ist, haben wir da wohl schon einen hinreichenden Grund, Mistrauen in seine Freundschaft zu setzen? Würden wir uns da nicht recht unbesonnen um einen so großen Schatz, wie ein geprüfter Freund ist, bringen, wenn wir ihm alles

dieses zum Verbrechen der beleidigten Freundschaft anrechnen, ihm unsere Gunst entziehen, und das Band der Freundschaft mit ihm auflösen möchten? Da würden wir gegen ihn ungerecht seyn, und gegen unser eigenes Interesse handeln; darum giebt uns Sirach die wohlmeinende Warnung: „Verlaß einen alten Freund nicht; denn ein neuer kommt ihm nicht gleich.“ Sir. 9, 10.

Nie komme Eifersucht unter Eheleute.

Ehegatten, die ihr euch bisher zärtlich geliebt, und euch wechselseitig euerer Liebe werth gefunden habt — laßt das höllische Ungeheuer Eifersucht nie bei euch wohnen; sie mordet jede häusliche Freude, streuet den Samen der Zwietracht aus, zerreißt das Band der Freundschaft, das ihr mit einander geknüpfet habt, und vergiftet euere Ruhe auf immer. Hast du deinen Gatten durch längere Zeit in seiner Treue bewährt gefunden, warum wolltest du jetzt auf einmal aus jeder unerheblichen Ursache seine Treue bezweifeln? Warum wolltest du jetzt gleich wegen jedes freundlichen Blickes, wegen jedes Umgangs mit Andern die Unschuld desselben in Zweifel ziehen? Auch wenn du wirklich einen gewissen Grad von Kälte in seinem äußerlichen Betragen gegen dich bemerkst — auch wenn er dir nicht mehr mit der sonstigen Wärme begegnet: so ist das kein untrüglicher Beweis seiner

Un-

Untreue gegen dich. — Diese Kälte kann ja von geheimen Sorgen oder Verdrüßlichkeiten, die er dir aus Schonung verbirgt, herrühren, ohne daß du daraus mit Grund auf Untreue schließen könntest. Nein! diese Zweifel verbanne aus deiner Seele! wenn sie der unschuldige Gatte erführe, würden sie ihn tief kränken, und du könntest ihn durch deinen ungegründeten Verdacht auf den verzweifelten Entschluß bringen, das zu werden, für was du ihn hältst, und wegen des kränkenden Argwohns, den er für die größte Beleidigung ansieht, durch wirkliche Untreue sich zu rächen — und dann würdest du den Verlust eines treuen Gatten, den du dir selbst verursachet hast, zu spät und vergebens bereuen. Darum giebt wieder Sirach die weise Lehre: „Sey nicht eifersüchtig auf deine Gattin, und lehre sie nicht, gegen dich Ränke brauchen.“ 9, 1.

Da aber verläumderische Zungen meistens das Werkzeug sind, wodurch die Liebe unter Gatten oder andern Freunden gestört wird: so laßt uns nie auf die Stimme des Verläumders hören, der uns gern einnehmen will.

Es giebt niederträchtige Geschöpfe, die entweder gedungene Werkzeuge boshafter Menschen sind, und um einen gewissen Sündensold absichtlich Feindschaften unter Freunden stiften sollen; oder suchen die

Elen-

Elenden durch ihre Verläumdungen darum Andere um unsere Gunst zu bringen, um sich in selbe einzuschleichen. Unter dem Schein der Freundschaft, als ob es ihnen wehe thäte, daß der, dem wir bisher unsere Gunst geschenkt haben, uns hintergehe, böse von uns rede, oder fälschlich gegen uns handle, setzen sie uns manche unangenehme Dinge von ihm in den Kopf — verläumden ihn auf die unverschämteste Weise, hängen aber gewöhnlich ihrer Verläumdung die Klausel an: „daß wir sie nicht verrathen sollen," weil sie fürchten, daß durch eine genaue Untersuchung ihre Bosheit könnte aufgedeckt werden.

Leihen wir nun der Verläumdung unser Ohr, verschließen wir den schwarzen Verdacht gegen unsern Freund in unserer Brust, so ist es um unsere bisherige Freundschaft und Gunst gegen unsern Freund, aber auch ganz gewiß um unsere und seine Ruhe geschehen.

Freunde, verbannet solche ruhestörende Geschöpfe aus euerem Hause — verschließet ihnen euer Ohr — und wenn ihr sie doch angehört habt, so haltet das, was sie euch Widriges von euerem Freunde gesagt haben, ihm offenherzig, mit Gelassenheit und Schonung vor. Saget z. B: „Freund! Gatte! ich habe etwas Unangenehmes von dir hören müssen; ich traue es aber deiner Rechtschaffenheit zu, daß es ungegründet seyn werde," und hier sagt man ihm, was man

ge-

gehört hat. — So kann und wird der schuldlose Freund seine Unschuld vertheidigen; oder, wenn er ja in diesem oder jenem Punkte gefehlt hätte, seinen Fehler bereuen und wieder gut machen. Auch in diesem Falle giebt uns Sirach einen eben so schönen als weisen Rath und sagt: „Stelle deinen Freund zur Rede — vielleicht hat er es nicht gethan; und hat er es gethan, so wird er es vielleicht nicht wieder thun. Stelle deinen Freund zur Rede; vielleich hat er es nicht gesagt; und hat er es gesagt, so wird er es nicht wieder sagen. Stelle deinen Freund zur Rede; denn oft ist es Verläumdung; glaube nicht jedem Geschwätz. Man kann ohne Vorsatz fehlen, und wer hat sich mit seiner Zunge nicht vergangen?" 19, 13. 16.

Dieser weise Mann will hier sagen: „Hinterbringt man dir von deinem Freunde, daß er etwas wider dich soll gesagt oder gethan haben, so stelle ihn erst zur Rede, ehe du mit ihm das Freundschaftsband auflösest. Vielleicht ist er unschuldig, und ist blos bei dir verläumdet worden. Vielleicht war es eine Uibereilung, die ihn reuet, und die er durch verdoppelten Eifer wieder gut machen wird. Oft hat das Herz keinen Antheil an einem Worte, das man wider seinen Nächsten spricht, oder an einer Handlung,

die

die ihn kränket. Wäre es nicht unvernünftig, wegen eines unbesonnenen Wortes, wegen einer unbesonnenen That die unschätzbaren Vortheile der wechselseitigen Freundschaft und Liebe zu verscherzen? Ist nicht auch dir manches unbedachtsame Wort entwischt? Würde es dir gefallen, wenn Andere darüber zürnen, und dir deswegen ihre Gunst entziehen wollten?"

Hier, Freunde, habt ihr die wichtigsten Regeln, die sich aus der Wahrheit: daß Menschengunst veränderlich sey, herleiten lassen. Machet sie euch zu Nutzen! Dadurch könnet ihr manches Unheil von euch und Andern abwenden — euch und Andern die Lebenstage versüßen — euch und Andere dies- und jenseits des Grabes glücklich machen. Amen.

Am Ostersonntage.

Text: Sehet die Stätte, wo sie ihn hingelegt haben. Mark. 16, 6.

Als ich mich dieser Tage an das Grab des Welterlösers hindachte, und darüber Betrachungen anstellte, stieg unter andern Gedanken auch der in meiner Seele auf: „Welch' ein großes Grab mag die Oberfläche der Erde seyn; da schon so viele im Schooße derselben liegen, die nicht so, wie mein Erlöser, über die Verwesung gesiegt haben."

Nach der gemeinen Zeitrechnung sind vom Abel, der den Tod zuerst fühlte, und in den Schooß der Erde zurück kehrte, von der er geformt war, bis auf unsere Zeiten ohngefähr achtzehntausend Millionen Menschenkörper in die Verwesung übergegangen.

So wie nun in der Werkstätte der Natur nichts so ganz zu Grunde geht, daß sie es nicht wieder anderswo verarbeiten möchte, so umwandelt sie auch die von Menschenkörpern aufgelösten Theilchen in an-

dere

dere feste Theile, oder läßt sie als Staub, als Kalk, als Salz zurück. Wie groß muß nun nicht die Masse von den noch vorhandenen Theilchen der Materie seyn, die sich seit Jahrtausenden auf dem Erboden gesammelt haben, die sonst Theilchen von Menschenkörpern waren; wenn wir gleich jene feineren Theilchen abrechnen, die in der Luft verdünstet sind? — Von wie viel tausend Plätzen in der Welt, von denen wir es jetzt nicht mehr vermuthen, mag man sagen können: „Sehet die Stätte, wo sie einen Menschenkörper hingelegt haben!" Wenn wir die hohen Berge und nackten Felsen ausnehmen, so ist vielleicht kein Ort, wo man mit Gewißheit sagen könnte: „Hier stehe ich nicht auf etwas, daß ehedem Menschenkörper war."

So ist nun überall Grab! Auch uns erwartet das Grab — auch von uns wird die Nachwelt sagen: „Sehet die Stätte, wo sie ihn hingelegt haben." Und wie ist euch zu Muthe, m. Fr., wenn ihr an euer Grab denket? Schaudert ihr nicht vor selbem zurück? Seitdem Jesus die Gräber der Christen eingeweiht hat, haben wir noch weniger Ursache, vor unserem Grabe zurück zu schaudern; wir können nun mit Ruhe und Hoffnung an selbes denken.

Diese Ruhe, diese Hoffnung in euch hervorzubringen, oder zu befestigen, ist der Zweck meiner heu-

tigen Rede, den ich dadurch zu erreichen denke, wenn ich euch umständlicher zeigen werde, „was einst für uns unser Grab seyn wird."

Der Stoff, den ich abhandeln will, geht alle an, weil uns alle das Grab erwartet. Ich hoffe daher, daß ihr mich alle mit ungetheilter Aufmerksamkeit vernehmen werdet.

Abhandlung.

Menschen verabscheuen oft ein Ding, und fürchten sich vor selbem mehr, als sie wirklich Ursache haben. Das kommt meistens daher, weil sie selbes nur von der unangenehmen, und nicht auch von der angenehmen Seite betrachten.

So schaudern viele bei dem Gedanken an ihr Grab zurück, weil sie sich dabei nichts als die Dunkelheit des Grabes, die melancholische Stille, die Verwesung und andere unangenehme Dinge denken, und das, was das Grab Trostvolles und Erfreuliches hat, ganz übersehen.

So einseitig soll unsere heutige Betrachtung über das Grab nicht ausfallen.

Wir wollen jetzt genau bestimmen: was uns denn eigentlich unser Grab seyn wird.

A. Das Grab verschlingt zwar unser ganzes Erdenglück, es macht aber auch allen unseren Erdenleiden ein Ende.

Die Güter dieser Erde blenden so leicht das schwache Auge des Sterblichen. Er legt ihnen meistens einen höheren Werth bei, als sie als hinfällige Güter verdienen.

Salomo, der weiseste und reichste Monarch seiner Zeiten, genoß das Erdenglück im vollen Maße, und er, der aus Erfahrung reden konnte, fällte von allen irdischen Gütern das vielsagende Urtheil: „Ach, alles ist eitel und nichtig!" Pred. 1, 14. Diese Wahrheit will Tausenden nicht einleuchten. Das Grab kann uns am besten davon überzeugen.

Betrachtet einmal den mächtigsten Fürsten im Grabe! Sonst setzte er mit einem Winke tausend Hände in Bewegung, nun liegt er so unvermögend da, wie einer der Mindesten von denen, die sonst seinem Wink gehorchten. — Sonst zitterten Länder vor seiner Macht; jetzt kann er eben so, wie der Niedrigste seiner Unterthanen es nicht einmal den Würmern wehren, daß sie seinen Körper zerfressen, in dem sonst adeliches Geblüt wallte.

Sehet da den Günstling des Glücks, der im Uiberflusse schwelgte, und Armuth nur dem Namen nach kannte! — Er besitzt nichts mehr von seinen Gütern; sein Gaum, den er sonst durch die ausgesuchtesten Gerüchte, durch die köstlichsten Weine kitzelte, schmeckt jetzt nichts mehr — sein Ohr, das sich sonst an den harmonischen Tönen der Musik, oder an dem Lobe bezahlter Schmeichler ergötzte, hört nichts mehr, empfindet von allem dem nichts mehr, was sonst seinen Sinnen schmeichelte. —

Sehet da das angebetete Mädchen, die vor Kurzem wie eine Rose blühte, und von hundert verliebten Schmetterlingen umflattert wurde! Sie ist verblühet — wird nicht mehr umflattert — ihren Reizen wird nicht mehr gehuldigt — sie wird nicht mehr angebetet — ihre bezaubernde Schönheit ist in Moder übergegangen, der Ekel erregt. —

Betrachtet da den Günstling des Fürsten, den der ganze Hof beneidete und fürchtete, weil er des Fürsten Herz in seinen Händen hatte! wie unbedeutend und ungefürchtet er da liegt!

Sehet da den Helden, vor dem sonst Heere bebten, der Städte und Länder eroberte, dessen Eroberungssucht keine Gränzen kannte, da ruhet er in diesem engen Raum! —

Wo ist der Glanz des Fürsten, die Riesenkraft des Helden, der lärmende Frohsinn des Jünglings, die blühende und bezaubernde Schönheit des Mädchens? Alles, alles ist verschwunden. — Da liegen sie alle auf dem Gottesacker und modern. — Tretet näher, untersuchet sie alle, die vom Grabe Verschlungenen! Findet ihr einen wesentlichen Unterschied unter ihnen? Vielleicht einen marmornen Sarg oder eine von schwachen Bretern zusammen genagelte Todtentruhe. — Etwa ein prächtiges Sterbekleid, in dem der Todte auf dem Paradebette prangen mußte — oder das elendeste Todtenhemde! Das giebt ja aber den Leichnamen keinen Vorzug mehr — der modernde Fürst fühlt so wenig den Purpur, als der faulende Bettler seine Lumpen.

Betrachtet, untersuchet sie alle die Leichname, und kann mir wohl der Scharfsichtigste aus ihrem bloßen Anblicke sagen: „Das war ein Genie — das ein Dummkopf — das ein regierender Fürst — das ein unterjochter Sklave — dieser saß bis ans Grab dem Glück im Schooße — jener mußte mit Mangel und Elend kämpfen — dieser war eine bezaubernde Schönheit — jener ein Stiefkind der Natur — dieser war ein sieggewohnter Held — jener eine feige Memme? —

O ihr, die ihr jetzt auf äußere Vorzüge so stolz seyd, die ihr auf Andere, die das Glück nicht anlächelt, oder gegen die die Natur nicht so freigebig, wie gegen

euch gewesen ist, mit Verachtung hinblicket, denket an euer Grab! Denket, daß das alles, worauf ihr euch jetzt so viel einbildet, vom Grabe ganz wird verschlungen werden. —

Ihr gekrönten Tyrannen, warum fliehet ihr den unbestechlichen Anblick der Gräber? warum traget ihr Feigen fern von ihnen den Stolz euerer Palläste? O sie vergiften euch gewiß den strafbaren Genuß euerer Macht! — Nein, entfernt euch nicht von ihnen. Der Anblick entfleischter Todesschädel, auf denen einst auch die Diademe prangten, kann eueren Regentenstolz demüthigen; kann euere Macht in die Gränzen zurückführen, die euch der Weltenregierer angewiesen hat; kann euch aus Tyrannen zu Vätern euerer Unterthanen machen. Denket bei dem Anblick der Gräber auch an euer Grab; auch euer gesalbtes Haupt wird einst modern. — Mißbrauchet euere Macht nicht, die euch Gott abgetreten hat; die, die unter euerem Zepter stehen, sind aus dem nämlichen Stoff geformt, aus dem euch des Schöpfers Hand geformt hat — ihr werdet Staub wie sie. —

Denket an euer Grab, reiche Thoren, die ihr euch auf eueren Reichthum so viel einbildet, euere ärmeren Brüder neben euch verachtet, und ihnen Thür und Herz verschließet: ihr könnet eueren ganzen Reichthum nicht mit ins Grab nehmen; ihr werdet nackend und blos wie der Arme aus der Welt ge-

hen, so wie ihr aus dem Schooße der Mutter gekommen seyd.

Denket an euer Grab, Mädchen, Jünglinge, die ihr jetzt auf Jugendkraft und Schönheit pochet; bedenket es, daß ihr einst und vielleicht bald wie Greise, wie das häßlichste Gesicht, modern werdet! —

Denket an euer Grab, unmenschliche Despoten; vergesset es doch nie, daß ihr einst eben so ohnmächtig im Grabe liegen werdet, wie der mindeste von jenen, die sonst vor euerem gebieterischen Tone gezittert haben! —

Denket alle an euer Grab, die ihr euere ganze Glückseligkeit in den Gütern dieser Erde suchet. Das Grab ist die beste Schule, wo ihr den eigentlichen und wahren Werth dieser Güter könnet kennen lernen; das Grab kann euch die Wahrheit am anschaulichsten machen, daß es Thorheit sey, wenn man solche Güter mit dem Verlust eines guten Gewissens und der Tugend erkauft, die im Grabe alle verschwinden.

Denket an euer Grab, und ziehet es in Erwägung, daß ihr alles, wenn ihr in den Schooß der Erde gelegt werdet, zurücklassen müsset, und verschmähet es, euch mit leerer Größe, mit unnützen Reichthümern zu beladen; haltet euer Herz in den Schranken der Billigkeit,

benutzet die Augenblicke eueres Daseyns, und gebrauchet die Güter, die euch bewilliget sind, nach der Absicht dessen, von dem alle gute Gaben herabkommen. Leget auf solche Art den ungestümmen Begierden einen wohlthätigen Zaum an; stillet den fieberhaften Durst nach einem Genusse, der die Sinne berauscht; lasset dabei die Seele von dem ermüdenden Kampfe der Leidenschaften ausruhen, und erhebet sie über die niedrigen Vorurtheile, die den großen Haufen quälen.

Denket aber auch ihr an euer Grab, ihr meine leidende Brüder; denn das Grab macht allen eueren Erdenleiden ein Ende.

Das Grab ist der sicherste Hafen, wo man nach allen Stürmen der widrigsten Schicksale ruhen kann.

Denke an dein Grab, ermüdeter Wanderer, der du einen so beschwerlichen Weg durch dieses Erdenleben zu pilgern hast: im Grabe wirst du ruhen.

Denke an dein Grab du Geplagter, der du im Schweiße deines Angesichts dein Brod genießest, der du des Tages Last und Hitze tragen mußt, vor der Sonne von deinem harten Lager aufstehest, und lange nach ihr zur Ruhe gehest, weil dich die Geißel ei-

nes unmenschlichen Tyrannen wie das Vieh zur Arbeit treibt; oder weil dich das herzangreifende Klaggeschrei deiner hungrigen Kinder forttreibt, um ihnen Nahrung zu schaffen; du weißt wohl wenig von Erhohlung und Erquickung zu sagen — aber getrost, im Grabe wirst du sicher und lange ruhen. —

Denke an dein Grab, gekränkter Ehemann, dem ein zänkisches oder treuloses Weib seine Tage verbittert, der du nie ohne Thränen oder Seufzer an die Stunde denken kannst, wo du ihr deine Hand zur Vermählung gereichet hast; der Tod zerreißt deine lästigen Bande; im Grabe bist du nicht mehr an diesen Feind deiner Ruhe gebunden. —

Denke an dein Grab, bedaurungswürdiges Weib, das von einem wilden Mann unterdrückt, tyrannisirt, und wie eine Sklavin behandelt wird; du, stille Dulderin, wirst einst, frei von den Mißhandlungen deines pflichtvergessenen Gatten, ruhig im Grabe schlummern.

Denke an dein Grab, du von deinen Feinden Verfolgter und Gekränkter! Mögen sie dir jetzt jede Freude vergällen, und dir deine Tage trüben; dein Grabhügel dient dir einst zur Schutzmauer wider alle Anfälle deiner Feinde; im Grabe kann ihre Lästerzunge oder ihre tückischen Ränke dich nicht mehr kränken. —

Denke an dein Grab, du Armer, der du jetzt oft Ursache hast, die Hunde des Reichen um ihre Brocken zu beneiden, der du dir oft die Brosamen von seiner reich besetzten Tafel wünschest, und sie nicht erhältst, der du dich mit Nahrungssorgen auf dein schlechtes Lager wirfst, und mit ihnen von selbem wieder aufstehest — getrost, im Grabe hungert dich nicht mehr; das Grab kennt keine Sorge mehr.

Denke an dein Grab, du mein leidender Bruder, du meine leidende Schwester, wer du immer bist; im Grabe hört alle Trübsal dieses Erdenlebens auf. Das Grab ist der sicherste Hafen, wo wir nach allen Stürmen, die wir auf dem Meere dieser Welt ausstehen müssen, auf immer ruhen können.

Ihr ehret den Schlaf, weil er oft das einzige Labsal des unter dem Drucke der Sorgen gebeugten Mannes ist. Sobald der Schlaf ihn in seine wohlthätige Arme schließt, wirken äußerliche Gegenstände nicht mehr auf seine Sinne; sein Ohr hört nicht mehr, sein Auge sieht nicht mehr, die Welt entschwindet ihm, wie ein leichter Dampf, und — der von Sorgen gequälte Geist erhält Ruhe; schmeichelnde Träume trocknen dann die letzten Spuren der Thräne ihm ab, und verbreiten Freude in sein Herz, woran schwarze Sorgen ohne Erbarmung nagten. Aber der arme Unglückliche! sobald er erwacht, erwachen

auch

auch seine Leiden mit; glücklicher wäre er, wenn er gar nicht wieder erwachte.

Und Freunde, sehet da, diesen Vorzug vor dem Schlafe hat der Tod — er hat kein Erwachen; er kömmt mitleidsvoll, zu trocknen die Thränen des Elenden. Aus dem Grabe stehen wir nicht wieder zu neuen Leiden auf, wie von unserem Ruhebette, das wir vor unserem Entschlafen mit Leidensthränen befeuchtet haben.

B. Das Grab ist der Ort, wo eines jeden Werth oder Unwerth entschieden wird.

Menschen täuschen und werden getäuscht. Der Lasterhafte, der sich als Teufel in einen Engel des Lichts zu verstellen weiß, und sich in das Gewand der Tugend hüllt, blendet die Welt und erschleicht sich Hochachtung und Verehrung von Andern. Die Verstellungskunst wird immer höher getrieben; der verfeinerte Weltmensch weiß alles auf Täuschung anzulegen: von den Fußsohlen bis zum Scheitel seines Hauptes, in allen seinen Mienen, Gebehrden, Worten und Handlungen ist er ganz Larve; hängt überall das Schild der Freundschaft, des Wohlwollens, der Sanftmuth, der Bescheidenheit, der Enthaltsamkeit, und einer uneigennützigen Rechtschaffenheit aus, indessen das Herz des Verlarvten von heimlichem Groll,

von giftigem Neide, von verbissener Wuth, von verstecktem Hochmuthe, von wollüstigen Begierden, von schmutzigster Selbstsüchtigkeit voll ist. Und wenn auch einige seine Larve durchschauen, so wagen sie es doch nicht, ihm selbe abzureißen; sie schweigen entweder aus Schmeichelei, und vergöttern ihn vielleicht noch bei allen seinen erkannten Lastern, weil ihre Habsucht dabei gewinnt; oder sie schweigen aus Furcht, weil er einen mächtigen Einfluß auf ihren äußerlichen Wohlstand hat, und sie unglücklich machen könnte.

So wird nun der verkappte Bösewicht oft von Tausenden geschätzt, und weiß die Welt bis ans Grab zu täuschen; aber nun hört die Täuschung auf, nun muß er die Larve fallen lassen — vor Gott dem Herzensforscher gilt er nun das, was er war. Bei der Nachwelt gilt er nicht mehr für das, was seine Larve log; denn jene, die vorhin seine wahre Gestalt kannten, und blos aus Schmeichelei oder Furcht von seinen Lastern oder Verbrechen schwiegen, die reden nun, da er seine Rolle hier ausgespielt hat, und ihnen weiter nichts nützen oder schaden kann, frei, und schildern ihn nach seiner wahren Gestalt. O, wie würde er knirschen, wenn er nun jene von ihm sollte urtheilen hören, die sonst als niederträchtige Speichellecker seine Schandthaten gut geheißen, und ihm seiner Scheintugenden wegen Weihrauch gestreut, und ihn vergöttert haben.

Aber auch des Tugendhaften Werth entscheidet das Grab.

Er wird in diesem Leben oft verkannt; entweder weil er im Stillen wirkt, und mit seinen Thaten kein Aufsehen machen will; oder weil seine Feinde mit Fleiß ihre Augen vor dem Glanze seiner Tugenden verschließen, selbe verdunkeln, und sie vor Andern zu verbergen suchen. Aber das Grab entscheidet seinen wahren Werth.

Das Gute, was er hier mit manchem harten Kampf ausgeübt, und die Welt an ihm verkannt hat, oder mit Fleiß hat verkennen wollen, kann ihm Niemand mehr stören und rauben. O, wie urtheilt nun jetzt die Welt ganz anders von ihm, als sie in seinem Leben geurtheilt hat! Jetzt bereut es mancher, daß er ihm unverschuldete Kränkungen verursachte – jetzt läßt man erst seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren. — Jetzt rühmt man erst diese gute That, jene gute Eigenschaft an ihm — jetzt gesteht man es erst ein, was für ein guter, dienstwilliger, nachgiebiger, schonender, geschickter, einsichtsvoller und gemeinnütziger Mensch das gewesen ist. — Der Vollendete hört zwar nichts von diesem verdienten Nachruhm, aber er ist doch für ihn von einem weit größern Werth, als alles bezahlte Zeitungslob, oder so manche in Marmor gegrabene Lüge ist.

O,

O, wenn einst zu deinem Grabe ein abgelebter Greis am Stabe wankt, und unter herabrollenden Thränen die Worte stammelt: „Da liegt mein Brodvater, der Stab meines kraftlosen Alters, an dem ich mich unter der Last meiner Jahre aufrecht erhielt!“— Oder, wenn eine dankbare Wittwe mit ihren Kindern bei deinem Grabe knieet und sagt: „Kinder, sehet, dieser Grabhügel deckt euren und meinen Wohlthäter: er hat mir meinen Wittwenstand erleichtert, und bei euch Vaterstelle vertreten!“ — Oder, wenn jemand eine dankbare Thräne auf dein Grab hinweint und dir seinen Dank in die Ewigkeit nachsendet, daß du ihn durch deine Lehren und Beispiele von bösen Wegen zur Tugend zurückgeführt hast; wie unendlich mehr ist das werth, als wenn man bei einem andern Grabe hört: „Da liegt das Tiegerherz, dem Blut und Thränen seiner Mitmenschen unbedeutende Dinge waren! Hier fault der unersättliche Geizhals, der Herz und Thüren vor dem Flehen der leidenden Armuth verschloß! Hier modert das Werkzeug des Satans, der mir meine Unschuld, mein gutes Gewissen geraubt, und meine Ruhe vergiftet hat!“

O Freunde! Hüten wir uns vor dem schändlichen Selbstbetrug, daß wir hier, um die Welt zu blenden, nur die Maske der Tugend tragen sollten! die Nachwelt würde uns einst noch im Grabe mit verdienter Schande brandmarken. — Nein! suchen wir vielmehr jetzt in der That das zu werden und

zu

zu seyn, was uns wahren Werth vor Gott und in der Ewigkeit giebt. Handeln wir jetzt schon immer so, daß die Nachwelt einst über uns im Grabe kein schimpfliches Urtheil fälle! O, wie sanft wird sichs im Grabe ruhen, wenn man auf selbem unser Andenken segnet!

C. Das Grab ist der melancholische Ort, wo sich die Thränen treu erprobter Liebe und Freundschaft, aber auch öfters einer vergeblichen Reue sammeln.

Was waren es anders als Thränen der Liebe, der Dankbarkeit und des freundschaftlichen Kummers, die Maria und Martha an ihres Bruders Grab, und Maria Magdalene, Maria die Mutter Jakobs und Salome an Jesu Grab geweint haben? O, solche Thränen sah auch ich schon fließen. Ich sah eine abgehärmte Wittwe mit ihren vaterlosen Kindern auf einem Grabhügel knieen; ihre Ströme von Thränen, die das Grabmahl befeuchteten, sagten es laut, wie wehe ihnen der Verlust dessen that, der unter diesem Grabhügel ruhete. — Ich sah manchen dankbaren Sohn, manche gefühlvolle Tochter auf dem Grabe des Vaters, der Mutter weinen; sie zollten mit ihren ungeheuchelten Thränen das Opfer des Dankes, das sie ihrem sorgfältigen Vater, ihrer zärtlichen Mutter schuldig waren. Ich sah tiefgebeugte Aeltern

bei

bei dem Grabe ihres geliebten Kindes — ihrem Aelternauge entquoll manche Thräne, die es verrieth, wie theuer ihren Herzen das so früh entzogene Unterpfand ihrer ehelichen Treue gewesen sey.

O, diese Thränen — ich gestehe es — lockten auch die meinigen; und wie gerne hätte ich ihnen diese Thränen trocknen wollen, wenn ich mit selben auch den Kummer aus ihren beklommenen Herzen hätte wegwischen können! Weinet immerhin ihr gefühlvollen Brüder und Schwestern! diese Thränen machen euch keine Schande; sie entehren auch den tapfersten Helden nicht; sie sind Zeugen der schuldigsten Dankbarkeit und Liebe. Lasset sie fließen diese Thränen, sie sind Linderung für das gepreßte Herz. Unheilbarer wäre die Wunde eures Herzens, wenn ihr da stündet mit versteinerten Blicken, und mit trockenem Auge; stummer Schmerz frißt geiermäßig an dem blutenden Herzen; trockner Gram verzehrt das Mark; wenn ich aber einen Elenden weinen sehe, dann denke ich: „der größte Kampf ist schon überstanden.“ Weinet also immerhin an dem Hügel, der die traurigen Reste des geliebten Freundes deckt, die Folgezeit wird euch diese Thränen immer seltner machen, und ihr werdet es früher oder später einsehen, daß es Gott gut gemeint habe, daß er euch den verstorbenen Freund entzog.

Aber nicht so edel sind jene Thränen, die oft aus Reue auf Gräbern geweint werden.

Man lernt oft ein Gut so lang nicht gehörig schätzen, bis man es verloren hat. Daher kömmt es meistens, daß so manche Thränen allzuspäter Reue auf die Gräber fließen.

Leichtsinnige Kinder achten oft gar nicht auf die Sorgfalt, mit der ihre Aeltern über sie wachen — sie denken wohl gar, die Aeltern meinen es mit ihnen nicht gut, weil sie ihnen nicht immer ihren Willen lassen, und sie oft auch strafen und züchtigen. Das Gute, was sie von den sorgfältigen Aeltern erhalten, sehen sie für Schuldigkeit an; daher lieben sie die Aeltern wenig oder nicht, und machen ihnen manchen Verdruß. — Nun aber, da die lieben Aeltern im Grabe ruhen, nun sehen es die undankbaren Kinder erst ein, was sie an ihrem Vater, an ihrer Mutter verloren haben — nun fühlen sie es, daß sie keine so uneigennützige, zärtliche, theilnehmende und ausharrende Freunde mehr finden können, wie es ihnen ihre seligen Aeltern gewesen sind — nun weinen sie häufige Thränen auf das Grab der Aeltern, nun möchten sie selbe gern wieder aus der Erde ausgraben, wenn es möglich wäre, sie ins Leben zurückzurufen.

Mancher Ehegatte versagt seiner Ehehälfte die schuldige Achtung und Liebe, rechnet ihr ihre Mängel und Fehler wer weiß wie hoch an, und übersieht dabei ihre nicht geringen Verdienste — erst wenn sie modert, und er vielleicht statt der Verklärten mit einer Andern wirklich eine unglückliche Ehe schließet — o da lernt er erst die Verdienste der verstorbenen Ehehälfte einsehen; da weint er oft seinen jetzigen Schmerz bei dem Grabe der Verewigten aus, und wünscht, daß der Tod das Band mit ihr noch nicht zerrissen hätte.

Bei manchem Undankbaren erwacht das Gewissen erst am Grabe seines Wohlthäters, seines Freundes — da erinnert erst sich er, wie viel Gutes ihm der Verstorbene erwiesen, was er ihm nicht schuldig gewesen wäre; da sieht er es erst recht ein, mit welch' schändlichem Undank er ihm seine Liebe gelohnt, wie manche Kränkung er ihm gemacht, wie manche Thräne, wie manchen Seufzer er ihm ausgepresset, wie viel er zur Verkürzung seines Lebens beigetragen habe! O da stürmt's in seinem undankbaren Herzen! da wirft er sich hin über das Grab des Gekränkten, des Beleidigten, des Gemordeten — da ringt er die Hände, da möchte er es ihm gerne abbitten, gern wieder gut machen, und er hat nichts als Thänen einer allzu späten Reue.

O Freunde, hüten wir uns, daß wir einst auch nicht eine einzige solche Thräne zu vergießen Ursache haben.

D) Das Grab ist endlich der Ort, wo nur das wieder zur Erde wird, was von der Erde genommen war.

Das Grab verschließet nur den Körper des Menschen; der edlere Theil desselben, sein Geist, lebt anderswo, und unterliegt der Verwesung nicht.

Wie namenlos muß daher das Elend eines Menschen seyn, der hier in seinem Pilgerleben nur für seinen verweslichen Körper gelebt und dabei den edleren Theil, den unsterblichen Geist, wie ein verhaßtes Stiefkind vernachlässiget hat! Du, bei dem der verwesliche Theil der beste, dessen Seele nichts werth war — von dem man weiter nichts sagen kann, als: er hatte eine feine Haut, einen schlanken Wuchs, eine schöne Figur, seine Füsse tanzten bewundernswürdig, seine Kleidung war kostspielig und geschmackvoll, seine Miene bezaubernd, sein ganzes Aeußerliche einnehmend; aber sein Verstand und sein Herz verwildert; jener war mit Irrthümern, dieses mit Lastern angepfropfet. —

Elender! alles, was deinen Werth ausmachte, dein Körper mit allen seinen Vorzügen liegt nun da

im

im Grabe und modert! — Doch dieser ist weniger zu bedauern, weniger elend als dein unsterblicher Geist, den du hättest bilden, der deinen eigenlichen Werth hätte ausmachen sollen.

Wie glücklich bist du im Gegentheil, verklärter Bruder, der du zwar die Pflege deines Körpers nicht vernachläßiget hast, aber doch weit mehr um die Bildung und Verschönerung deiner unsterblichen Seele besorgt gewesen bist; von dem man sagen kann: „Hier in diesem Grabe liegt nur die Hülle; sein unsterblicher Geist, zu höheren Vollkommenheiten gereift, schwung sich in höhere Regionen empor, er ist glücklicher, als er es auf Erden hätte werden können. Und auch sein Körper, der jetzt im Grabe modert, wird einst, auf den Allmachtsruf des Ewigen, verklärt aus dem Grabe hervorgehen, und sich unauflösbar wieder mit seinem Geiste vereinigen."

Es gefällt mir, wenn man den Ort, wo die Leichname hinbegraben werden, Gottesacker nennt. Dieser Ort ist wirklich Gottes Acker. Die Leichname, die da ruhen, sind eine Staat von Gott gesäet. Wenn das Weizenkorn in die Erde fällt und erstirbt, so wächst aus dessen Keim eine ihm ähnliche viel vollkommenere und reichhaltigere Pflanze hervor; Joh. 12. 24. So verhält es sich auch mit unserem Leibe: er wird in das Grab gelegt und verfault; aber der uns unsichtbare kleine, oder uns vielleicht nur unbekannte

Keim

Keim bleibt immer übrig, aus dem einst ein weit edlerer Körper entstehen wird. Hinfällig und verweslich geht unser Körper zu Grabe, und fest und unverweslich steht er wieder auf. Als eine schlechte Hütte wird er zerstört, als ein prächtiges Gebäude wird er aus dem Schutte emporsteigen. Als ein grober sinnlicher Leib verwest er, als ein geistiger wird er wieder auferweckt. 1 Kor. 15, 44.

Diese herzerhebende Wahrheit hat der Welterlöser mit jenem Beispiele versiegelt. Er gab den trostvollen Beweis, daß das Grab seine Todten wiedergebe; er ging am dritten Tage siegreich aus seinem Grabe hervor.

Auch unsere Leiber wird das Grab nicht auf immer verschließen; auch sie werden einst aus selbem verklärt hervortreten. Christus — sagt Paulus — ist auferstanden von den Todten, und der Erstling der Entschlafenen geworden; denn wie durch einen Menschen der Tod, also auch durch einen Menschen die Auferstehung der Todten. Denn wie alle durch Adam sterben, also werden durch Christum alle lebendig gemacht. 1 Kor. 15, 20. 21. 22. Paulus macht hier Christum zum Gegenbild der Erstlingsgarbe, die vor dem Anfange der Gerstenerndte, am zweiten Tage des Festes der ungesäuerten Brode, dem Herrn dargebracht wurde. So

wie

wie diese Erstlingsgarbe ein Zeichen der bevorstehenden Erndte war, so ist Christus der Erstling unter den Entschlafenen, der mit einem unsterblichen Leibe aus dem Grabe auferstanden ist, eine Vorbedeutung der allgemeinen Auferstehung, die nach der seinigen erfolgen wird.

Heiterer Grabesgedanke, den uns Christusreligion einflößt! unser Grab ist Saatfeld zur Auferstehung. Am großen Erndtetage gehen wir aus selbem als Uiberwinder hervor, und rufen triumphirend: „O Tod! wo ist dein Stachel? deine Macht, durch welche du alles aufgerieben hast?"

Lieben Freunde! sammelt reiche Erndte an dem leeren Grabe unseres auferstandenen Erlösers; decket die Eitelkeit des Lebens auf; wäget Leben und Tod gegen einander ab; gebt dem Tod sein verdientes Lob; bezwingt eure Furcht, und arbeitet nach jenem höchsten Sieg edler Seelen, nach einer männlichen Verachtunng des schreckenden Grabes.

Ist das Grab das Ende alles Erdenglückes und Erdenleidens, so wollen wir unser Herz an kein Gut dieser Erde sklavisch heften; aber auch bei keinem Erdenleiden trostlos zagen. Wie lange noch? so werden wir alle im Grabe ruhen. Entscheidet das Grab unsern Werth, werden wir da nichts mehr nachholen, nichts ersetzen können, so wollen wir das jetzt

zu werden und zu seyn suchen, was uns wahren Werth vor Gott und für die Ewigkeit giebt. Ist das Grab der Ort, wo Thränen der Liebe und Freundschaft sowohl, als oft auch der späten Reue fließen; so laßt uns prüfen, ob wir bisher so gefällige und menschenfreundliche Reisegefährten gegen unsere Mitwanderer gewesen sind, daß wir mit Grund hoffen können, sie werden einst dankbare oder freundschaftliche Thränen auf unser Grabmahl hinweinen und unser Andenken segnen; oder fürchten müssen, sie werden selbes durch verdiente Flüche entweihen.

Freunde, auch ihr werdet so wie ich schon manche Thräne auf Gräber deren geweint haben, die euren Herzen lieb und Werth gewesen sind — wohl uns, wenn sich keine Bitterkeit der Reue und Vorwürfe in diese Thränen mischten! —

Auch in Hinkunft, wenn die Glocke tönt, die uns zum Begräbniß eines Freundes ruft, werden unserem Auge Thränen entfallen; wir wollen sie aber mäßigen, die Thränen; wir wollen uns keinem allzutiefen und unmäßigen Gram überlassen; wir wollen bei dem Grabe unseres Freundes denken: nur seine Hülle liegt da — sein Geist lebt in seligeren Gefilden des Himmels; er hat jetzt das alte Kleid abgelegt, um einst beim allgemeinen Erweckungstag ein weit prächtigeres anzulegen.

Und

Und schlägt einst unsere Todesstunde — so wollen wir dem Tod als einem Bothen des Friedens und der Ruhe willig unsre Hand reichen — wollen mit heiterem Blick in unser Grab hinabsehen, und uns auf den großen Frühling unsers zweiten Lebens freuen. Amen.

Am ersten Sonntage nach Ostern.

Text: Er stellte sich mitten unter sie, und sprach zu ihnen: „Der Friede sey mit euch!" Joh. 20, 19.

Welch eine überraschende Freudenszene muß das für die Jünger Jesu gewesen seyn, was uns der Evangelist in dem abgelesenen Evangelio geschildert hat! Der, der ihnen Alles war, starb am Schandholze — und nun befürchteten sie, daß, da ihr Meister ein Opfer der jüdischen Priesterrache geworden war, die Reihe auch an sie als seine Anhänger kommen würde, und das um so mehr, weil man sagte, daß sie dessen Leichnam gestohlen hätten. Aus Beisorge, von Gerichtsdienern oder sonst von gehässigten Personen belorcht oder gar aufgehoben zu werden, hatten sie alle

Thüren des Hauses und des Gemaches verschlossen — und plötzlich trat Jesus in ihren Kreis mit dem Segenswunsch: „Der Friede sey mit euch!"

Dies war ein bei den Juden üblicher Gruß, mit dem man Andern Heil, Glück, Segen und alles Gute wünschte. Und auch Jesus mag mit diesem Gruße seinen Jüngern zwar alles Gute überhaupt, aber gewiß insbesondere den lieben Frieden gewünschet haben; denn der Friede war eines ihrer größten Bedürfnisse, wenn sie anders den großen und wichtigen Plan ausführen sollten, zu dem sie von ihrem göttlichen Meister bestimmt waren.

Sie sollten das von ihm gestiftete geistliche Reich seiner heiligen Religion erweitern — wenn sie nun aber bei diesem gemeinschaftlichen Plane uneins gewesen wären, wenn Unfriede unter ihnen geherrscht hätte — würden sie dieses Reich nicht mehr zerstöret als erweitert haben? Nicht anders! denn „ein jedes Reich" — sagt Jesus — „welches mit sich selbst uneinig ist, wird verwüstet, und sind Familien gegen Familien; so gehen sie zu Grunde." Luk. 11, 17. Der Friede, die Eintracht ist also bei jenen, die nach einem gemeinschaftlichen Ziel streben, eine unentbehrliche Sache, wenn sie ihren Zweck erreichen wollen.

Aus diesem Grundsatze läßt sich die Frage leicht beantworten, warum wir so viele Familien zählen, denen es an häuslicher Glückseligkeit fehlet, nach der sie doch gemeinschaftlich streben sollten. Es fehlt ihnen an dem lieben Hausfrieden; es herrscht Unfriede im Hause, und wo dieser herrscht, da welkt jede häusliche Freude: er ist der Mörder der häuslichen Ruhe. Gehet die Familien durch, die häusliches Glück vermissen; bei den meisten werdet ihr finden, daß der Mann und das Weib entzweit mit einander leben, und eben darum sich und Andern das Leben vergällen. Sirach zählt daher nicht umsonst die Uibereinstimmung zwischen Mann und Weib unter die drei wünschenswerthen Dinge. 25, 1. Da aber die Meinungen und Einsichten der Menschen so verschieden sind, daß nicht zwei Personen angetroffen werden, die in allen Fällen über einen und den nämlichen Gegenstand auch einerlei Gesinnungen haben sollten: so zeigt jene Verordnung, durch welche der Wille der Gattin dem Willen des Mannes unterworfen wird, von der Weisheit und Güte des Schöpfers, der im Paradiese den Ehestand gestiftet hat. Jenes Gebot, das Gott der Eva, und in ihr jedem Weibe gab: Du sollst deinem Manne unterthan seyn, er aber wird über dich herrschen, 1 Mos. 3, 16. ist gewiß ein weises, zum Glück der Ehen gewähltes Mittel, um Eintracht und Friede unter Mann und Weib zu erhalten.

Aber, so wie der Balsam von manchem Menschen in Gift umgeschaffen wird, so geht es auch mit diesem wohlgemeinten Gebote. Das Weib spöttelt über selbes, und der Mann glaubt sich dadurch berechtiget zu seyn, den Despoten in seinem Hause machen zu dürfen; und so verfehlen beide die selige Mittelstrasse, aber auch zugleich den Weg zum häuslichen Glück. Die Abweichung von diesem Gebote hat mißvergnügte Ehen und Familienunglück zur Folge. Und eben das bestimmt mich, heute einmal von der übel verstandenen Herrschaft des Mannes über seine Gattin zu reden.

Erstens will ich mit jenen Männern reden, die ihre Herrschaft über das Weib zu weit ausdehnen, und dann mit den Weibern, die dem Manne von Gott eingeräumte Herrschaft eigenmächtig einschränken.

Ich hoffe durch diesen interessanten Stoff zum häuslichen Frieden und ehelichen Glücke beizutragen. Gott verleihe mir dazu seine Gnade, und ihr, Freunde, euere Aufmerksamkeit.

Erster Theil.

Ein Mensch, bei dem die Stimme der Sinnlichkeit und der bösen Lüste lauter, als die Stimme der Vernunft und der Religion spricht, giebt auch dem

deut-

deutlichsten Gebote Gottes eine solche Deutung, die seinen Lieblingssünden, wo nicht gar das Wort spricht, doch wenigstens nicht wehe thut. So macht es der Ehemann mit verdorbenem Herzen mit dem Gebote, das ihm die Herrschaft über sein Weib einräumt; er legt selbem diesen oder einen ähnlichen Sinn bei: „Mir „hat Gott die Herrschaft über das Weib eingeräumt „— ich bin nun Herr im Hause — meine Befehle „müssen also blindlings respektirt werden, ohne daß „jemand von meinen Untergebenen mir auch nur „eine vernünftige Vorstellung darüber machen dürfte; „selbst dann, wenn eine oder die andere Anordnung „von mir wirklich unüberlegt oder schlecht wäre, darf „es doch Niemand im Hause wagen, mir das Unüber„legte und Schlechte derselben zu zeigen; wenn er mich „nicht in Harnisch bringen und sich Mishandlungen „von mir zuziehen will. Es wäre wider das Regie„rungsrecht, das mir zusteht, wenn sich jemand erfre„chen wollte, nach den Gründen und Ursachen meiner „Anordnungen zu fragen. Soll mein Ansehen nicht „verlieren, so muß ich in jedem Falle auf blinden „Gehorsam dringen; und ich muß es den bitter ent„gelten lassen, der dreist genug wäre, mich über mein „Thun und Lassen zur Rede zu stellen. Gesetzt, es „käme mit mir selbst bis zu Ausschweifungen — ich „geriethe auf Abwege, verschwendete am Spieltische, „oder in den Armen feiler Buhldirnen mein Vermö„gen, brächte Schande und Armuth über meine Fami„lie — da scheint es freilich, als ob mein Weib be„rech-

„rechtiget wäre, mir hierüber Vorstellungen machen „zu dürfen; allein ich darf selben kein Gehör geben, „wenn ich Herr im Hause bleiben will. — Sie muß „bei meinen Ausschweifungen ruhig zusehen; und „wenn der Mann das Haus anzündet, muß das Weib „das Maul halten. Soll mein Hausrecht nicht verlie„ren, so darf ich keinen Rath von den Meinigen an„nehmen. Selbst in dem Falle, wenn ich es selbst ein„sehen möchte, daß ihr Rath durchdachter und besser, „als mein eigener Einfall wäre, muß ich ihn doch „verwerfen, und auf meinem Kopf beharren, damit „mir nicht etwa die Welt den spöttischen Vorwurf ma„che: daß ich mich vom Weibe regieren lasse."

Mann, der du jene Verordnung Gottes, die dem männlichen Theil in der ehelichen Gesellschaft Vorzug und Uibergewicht weislich einräumt, so über ihre Schranken ausdehnest! du handelst nicht einmal vernünftig, geschweige denn christlich.

a) Das wirst, das mußt du doch zulassen, daß Gott, der Stifter des Ehestandes, dem Mann die Herrschaft über das Weib zum Wohl und nicht zum Verderben des Hauses eingeräumt habe. Das eheliche Glück soll durch diese göttliche Verordnung gewinnen und nicht verlieren. Wenn du nun aber dieses Gebot nach deinem verderbten Sinne auslegest und darnach handelst — wenn du Despot im Hause bist, und die Deinigen tyrannisirest, handelst du wohl

dabei

dabei der Absicht des Schöpfers gemäß! Wirst du das häusliche Glück dadurch befördern? Gerade das Gegentheil wird die Folge von deiner gemißbrauchten Herrschaft seyn. Der Wurm krümmet sich, wenn er getreten wird, und wie sollte der Mensch — ein weit edleres Geschöpf, das zur Freiheit geboren ist — auch nur gleichgültig dabei bleiben können, wenn er so unvernünftig und lieblos beherrschet wird? In der That, er müßte seine ganze Natur verläugnen, wenn er eine solche Despotie nicht als ein unerträgliches Joch betrachten und selbes bei erster Gelegenheit abzuwerfen trachten sollte. Wenn du in deinem Hause wie ein Löwe wüthest, oder wie ein grimmiger Bär umher tobest, so hast du auch das mit Löwen und Bären gemein, daß man dich zwar fürchten, aber nie lieben wird; denn die Furcht treibt die Liebe aus. Und was wirst du mit deiner Furcht ausrichten? Liebe allein ist der Grundstein vom häuslichen Glücke; Furcht aber giebt dem andern Theile Anlaß zu verschiedenen Ausschweifungen, und macht mismuthig zu allen häuslichen Verrichtungen. Wenn deine Anordnungen unüberlegt sind, und nichts anders als stolzen Eigensinn verrathen; wenn du sie immer mit gebietherischer und drohender Miene vorträgst, so wird man sie nur halb und aufs Auge verrichten, so lange man nämlich unter deiner tyrannischen Aufsicht handeln muß; so wie jeder Dienst geschieht, den man mit Widerwillen und ohne Liebe verrichtet.

Möch.

Möchtest du durch eine liebreiche Regierung die Herzen der Deinigen gewinnen, o! so würde ihnen ein Wink von dir schon heilig seyn; jedes Geschäft, das du ihnen auftrügest, würde ihnen die Liebe erleichtern; jeder würde darin wetteifern, das aufgetragene Geschäft so zu verrichten, daß er sich dadurch deiner Liebe noch würdiger machte. Aber bei deiner Tyrannei werden die Deinigen nie froh, gelangen nie zu der Heiterkeit, die so viel Einfluß auf die gute Vollendung der Geschäfte hat. Bei dem Gedanken: bis in den Tod an die Seite eines tyrannischen Gatten geschmiedet, und lebenslänglich ein Sklav von dem Eigensinn und der Unvernunft eines Andern zu seyn, versiegt jede Quelle jeder häuslichen Freude — das Herz kann nie recht heiter werden; wie soll dabei das Hauswesen von einem solchen niedergeschlagenen und gebeugten Menschen gehörig beforget werden?

Und welchen schädlichen Einfluß muß nicht das unchristliche Verhalten eines solchen Mannes auf die Moralität anderer Menschen haben? Wie bedaurungswürdig sind nicht die Kinder, die unter der Hand eines solchen Wüthrichs aufwachsen müssen! Wie sollen ihre Herzen zur Menschenliebe gebildet werden, wenn sie ihren Vater gegen die Seinigen so lieblos, so grausam handeln sehen! Welch Aergerniß giebt er nicht durch sein liebloses Verhalten dem Gesinde, den Nachbarn und der ganzen Gemeinde?

Du,

Du, der du zur Klasse jener Ehemänner gehörest, die ihre Herrschaft über das Weib so willkührlich ausdehnen und in Tyrannei ausarten lassen, sieh' hier nur eine oberflächliche Schilderung der traurigen Folgen, die deine gemisbrauchte Herrschaft nach sich zieht! und du kannst doch noch glauben, daß dir Gott in diesem überspannten Sinne die Herrschaft über das Weib eingeräumet haben sollte? Müßten da die traurigen Folgen, die aus einer solchen tyrannischen Herrschaft entstehen, nicht auf die Rechnung Gottes geschrieben werden, der dem Manne diese Herrschaft eingeräumet hätte? Soll der Gott des Friedens und der Liebe durch dieses Gebot die Tyrannei des Mannes gegen das Weib privilegiret — soll er mit dieser Anordnung dem Eigensinn und der Unvernunft einen Freibrief gegeben haben? Wer so denken und darnach handeln kann, der entehret Gott, und beschimpfet seinen Verstand und sein Herz.

b) Ein solcher falscher Sinn, den man mit dieser göttlichen Anordnung verbindet, widerspricht auch der menschlichen Natur. Wer in allen Fällen einen unbedingten Gehorsam fodert, und will, das jede seiner Anordnungen ohne Ausnahme befolgt werde, der muß ein unfehlbares Wesen seyn, das alle andere außer sich an Einsicht so weit übertrifft, daß Niemand etwas Besseres vorschlagen und anordnen könne, als eben er. Wo ist aber der Sterbliche — und wenn er Salomons Weisheit besäße — der nie feh-

len,

len, der zu allen Zeiten, in jeder Lage, bei jedem vorkommenden Falle ausschließungsweise die beste Anordnung zu machen wisse; so daß der Rath eines Andern nie besser, weiser und vortheilhafter seyn könne? — Wer darf sich diese Eigenschaft anmaßen, und in allen Fällen unbedingten Gehorsam fodern, ohne in die Rechte Gottes einzugreifen? Gott allein ist es, der eben so weise als gütig ist. Er, der mit einem Blick Ewigkeiten durchschaut, er sieht die Folgen von dieser oder jener Anordnung bis ins Unendliche vor. — Er allein kann keine andere als die weiseste Anordnung treffen, und seine gränzenlose Güte bürgt dafür, daß sich seine Weisheit nie von einer sträflichen Eigenliebe, wie das oft der Fall bei Menschen ist, wird irre leiten lassen. Gott ist es also, der ganz allein, zu allen Zeiten, in jedem Falle, und von einem Jeden blinden Gehorsam fodern könnte; und doch thut er es nicht; doch legt er uns immer von diesem oder jenem Gebote die Gründe dar, um uns zu überzeugen, daß Weisheit und Güte das Gebot gegeben habe; und nur da fodert er blinden Gehorsam, wo die Gründe von einem Gebote außer dem Horizont unseres Verstandes liegen, und unserer Fassungskraft nicht angemessen sind. Wie kann sich also ein Mensch erfrechen, unbedingten Gehorsam von Andern zu fodern, was Gott selbst nicht thut? Was ist der klügste, der beste der Hausväter? Ein Mensch ist er, ein Wesen von einem endlichen, eingeengten Verstande, der fehlen kann und wirklich fehlt. So wie

un-

unsere Allerdurchlauchtigsten so gut Menschen sind, wie ihre Allerunterthänigsttreugehorsamsten, so ist auch der Mann, dem in der Regel die rechte Hand im Hause gebührt, so wenig fehlerfrei, wie seine Gattin. Und ist es eben so wenig absolut unmöglich, daß ein kluger Ehemann fehlen könne, als es möglich ist, daß der Rath und die Vorstellung seiner Gattin oft besser und vortheilhafter, als seine Anordnung und Befehl seyn könne: so verräth der Mann, der immer blinden und unbedingten Gehorsam von den Seinigen fodert, und jeden guten Rath ohne Prüfung verwirft, und blos darum verwirft, weil er nicht das Produkt seines Kopfes oder Herzens ist, dummen Stolz und Einbildung, und wird als ein eigenliebischer Thor verlacht.

Und dabei macht er durch seine despotische Herrschaft die Sache eher schlimmer, als besser. Schon ist der Schwächere immer der Grausamere; allein wenn man den Schwächern noch obendrein künstlich schwächer macht, als er es schon von Gottes und von Natur wegen ist: was und wer kann diesen zur Kraft gekommenen Schwachen halten? Und man glaube ja nur nicht, daß die Weiber von Natur gar so schwach sind, wie sich viele Männer selbe denken! Sie zeigen bei allen Unterdrückungen, daß sie nicht tief genug herunter zu bringen sind, um willenlos zu werden, und entschädigen sich durch die Ehre, daß sie Könige und Fürsten, Minister und Weise, Geist-

liche

liche und Dichter an Ketten öffentlich herumleiten; und machen alle Theorien durch ihre Praxis zu Schanden, bis der Zeitpunkt erscheinen wird, wo sie öffentlich zeigen, wer sie von Natur wegen sind.

Sündiget nun der Mann nicht wider die menschliche Natur, der unbedingten Gehorsam von seinem Weibe fodert, als ob er von Natur aus unfehlbar, und das Weib gar keines guten Raths, keiner vernünftigen Vorstellung fähig, und zur Sklaverei geboren wäre? Soll sie denn nur immer der Thon seyn, der seinen Schöpfer nicht fragen darf: „was machst du?" Wer verband sich mit seiner andern Hälfte als mit einer Untergebenen? War nicht vielmehr jeder bei der Stiftung der Ehe seiner Braut Bewunderer, Verehrer und Anbeter? Und wenn das eheliche Band geknüpft ist, will man auf einmal die Angebetete despotisch behandeln? Muß dieser Sprung eine weibliche Seele nicht empören?

c) Und so, wie ein solcher Mann wider die menschliche Natur sündiget, so handelt er auch dem Geiste des Christenthums zuwider.

Ist gleich jenes im alten Bunde gegebene Gesetz, das dem Willen des Weibes jenem des Mannes unterwirft, im neuen Bunde nicht ganz aufgehoben, so ist es doch so, wie manche andere göttliche Anordnung, durch den Geist des Christenthums, der ein

Geist

Geist der Liebe ist, gemildert worden. Die Stellen, die im neuen Bunde Bezug auf jenes alte Gesetz haben, und der eigentliche Kommentar desselben sind, werden gewöhnlich mit solchen Zusätzen und Einschränkungen vorgetragen, die den mildern Sinn deutlich zu erkennen geben, den es nun nach der Willensmeinung des Stifters der christlichen Religion haben soll.

Unter diese Stellen gehört vorzugsweise jene des heiligen Paulus in dem Briefe an die Epheser, wo er schreibt: „Ihr Frauen, unterwerfet euch eueren Männern als dem Herrn; denn der Mann ist des Weibes Haupt, so wie Christus das Haupt der Kirche und seines Leibes Heiland ist. So wie nun die Kirche Christo unterthan ist, also auch die Frauen ihren Männern in allen Stücken. 5, 22. 23. 24.

Hier, Freunde, ist wohl zu bemerken, daß der Apostel das Verhältniß zwischen Mann und Weib nicht mit dem im Parallele setzt, das zwischen dem Geschöpf und dessen unumschränktem Schöpfer statt findet, sondern er nimmt das Verhältniß zwischen Christo und seiner Kirche zum Maßstab an. Das Weib soll ihrem Manne so gehorchen, wie die Kirche Christo gehorcht. Da er hier nun einerlei Gehorsam fodert, so setzt er auch einerlei Regiment voraus; oder er will, daß die Männer ihre Wei-

ber so regieren sollen, wie Christus seine Gemeinde regieret.

Wollt ihr also einsehen, wie unchristlich ein Ehemann handle, der die Herrschaft über sein Weib zu weit ausdehnt, so betrachtet nur den Kontrast, der zwischen der Regierung eines solchen Mannes und der Regierung Christi über seine Gemeinde einem aufmerksamen Beobachter sogleich in die Augen springt. — Christus sucht die Herzen seiner Gemeindglieder durch Belehrungen, Gründe und Vorstellungen zu lenken — ein solcher Mann fodert blinden Gehorsam von seinem Weibe; sie soll gar nicht nach den Ursachen dieses oder jenes Befehls fragen. Christus hat bei seinen Befehlen immer das Wohl seiner Gemeinde zur Absicht — und dieser befiehlt oft nur, was seine böse Laune, oder sein stolzer Eigensinn ihm eingiebt; trift Anordnungen, die nicht das Beste der Seinigen, sondern die Befriedigung seiner bösen Lüste und seiner unartigen Triebe zum Endzweck haben. Christus beherrscht die Seinigen mit Güte, Geduld und Sanftmuth — und dieser sucht sich durch gebietherische Mienen und despotische Strenge unter seinen Hausgenossen blos furchtbar und schrecklich zu machen.

Könnte man einen solchen Wüthrich von einem Ehemann, der sich doch einen Christen nennt, nicht fragen: „Weißt du nicht, wessen Geistes

Kind

Kind du bist? Du bekennest dich zu einer Religion, deren Hauptgeboth eine alles umfassende Menschenliebe ist, und du willst nicht einmal die lieben, die mit dir durch so enge Bande verbunden ist, die mit dir nur einen Leib ausmacht? 1 B. Mos. 29, 44.

Paulus beweist diese Liebe der Männer gegen ihre Weiber aus zwei Gründen: einmal aus der Liebe des Herrn Jesu gegen seine Kirche, wenn er sagt: „Ihr Männer, liebet euere Frauen, so wie auch Christus die Kirche geliebt, und sich selbst für sie gegeben hat;" und einmal daraus, daß Mann und Weib nur Einen Leib ausmachen. „Männer sollen ihre Frauen lieben als ihre eigenen Leiber; wer seine Frau liebt, liebt sich selbst; denn Niemand hat jemals seinen eigenen Leib gehaßt, sondern er nährt und verpflegt ihn, so wie auch der Herr die Kirche." Eph. 5, 25 — 29.

Und Petrus unterstützt eben diesen Spruch durch neue Gründe, und sagt: „Ihr Männer, wohnet bei euern Weibern mit Vernunft, und erweiset dem weiblichen Geschlechte als dem schwächern Theile Achtung als Miterben der aus Gnaden ertheilten

Glückseligkeit, damit euer Gebet nicht verhindert werde." 1 Pet. 3, 7.

Wir würden den Apostel gewiß mißdeuten, wenn wir diesem seinem Ausspruch einen andern als diesen, oder doch einen ähnlichen Sinn beilegen möchten: „Ihr Männer, handelt nicht unvernünftig, und sucht das euch vom Herrn eingeräumte Vorrecht nicht in einer strengen Befehlssucht, sondern vielmehr in der Sorge für das Wohl der Eurigen. Betrachtet und behandelt eure Gattin nicht als Sklavin, an der ihr jeden Unmuth eures Herzens auslassen dürft, sondern als die Gefährtin eures Lebens, mit der ihr zärtlich eure Freuden und Leiden theilen, das Haus gemeinschaftlich regieren, ihren Rath anhören, und, wenn ihr ihn für gut befindet, ohne Schande auch befolgen könnet. Bedarf euer Weib, als der schwächere Theil, eures Schutzes, und bittet sie euch darum, so hört sie deswegen nicht auf, ein freies Wesen zu seyn, und begiebt sich nicht in euere Sklaverei; vielmehr ist es euere als der Stärkeren Pflicht, diese Beihülfe zu leisten: der Schwächere macht dadurch eigentlich keine Schuld; allein der Stärkere zahlt eine ab: sein Gläubiger ist die Natur, die ihn mit mehr Stärke als das Weib ausgerüstet hat; und will er darum scheel sehen, daß die Natur so gütig gegen ihn war? Will er etwa darum murren, weil er als der Stärkere den Schwächern beschützen soll? Ist er etwa berechtigt, als Stärkerer seine schwache Gattin

mit

mit tyrannischem Stolz bis aufs äußerste zu demüthigen? Nein! ihr Männer, lasset euch euer Vorrecht und Uibergewicht nicht zur Verachtung euerer Gattin verleiten; betrachtet sie vielmehr als Mitgenossin jener künftigen Herrlichkeit im Himmel, wo sie einerlei Vorrechte mit euch haben wird; denn in Christo gilt weder Mann noch Weib; so wie aller Unterschied zwischen Juden und Griechen, zwischen Knecht und Freyen durch ihn aufgehoben ist. Regiert euer Haus mit Weisheit und Liebe, so daß die Eurigen es der Welt mit Wonne sagen: sie hätten keinen bessern Gatten und Vater, als in eurer Person, finden können. — Dann werden sie euch manche unschuldige Freude machen, die der Mann nicht kennt, der von den Seinigen nur gefürchtet, aber nicht geliebt wird. Nur dann zeige sich euer männlicher Ernst, wenn unverkennbare Bosheit eueren besten Anstalten in den Weg treten, wenn man euch das von Gott eingeräumte Ansehen und Würde boshaft rauben will.

Dieser Fall dürfte in unseren Zeiten nicht selten eintreten, denn es giebt, leider! viele Weiber, die von jenem Gebote, das sie zum Gehorsam gegen ihre Männer verbindet, beinahe keinen Schatten mehr übrig lassen wollen. Mit Weibern dieser Art will ich reden im

Zweiten Theil.

Die Bemerkung läßt sich leicht machen, daß Weiber einen Hang zum Herrschen haben. Sehr viele Galanterien der Weiber, in die sie sich verwickeln lassen, entstehen nicht aus Neigung und Liebe, sondern aus Hang zur Herrschsucht. Diese Sucht treibt viele so weit, daß sie alle Achtung gegen jene göttliche Anordnung, die ihren Willen jenem des Mannes unterwirft, verlieren, und sich wohl gar Spöttereien darüber erlauben. Es kommt ihnen lächerlich vor, daß der nach geknüpftem Ehebande auf einmal den Herrn über sie spielen soll, der sichs vorhin zur Etikettssünde würde gerechnet haben, wenn er sie nicht angebetet hätte. Wenigstens hegen sehr viele das Vorurtheil: es sey nichts mehr als leerer Titel, daß der Mann das Haupt, und der Herr seiner Gattin heisse — es habe dies höchstens weiter keinen, als diesen Sinn, daß dadurch dem Manne die Sorge für die Seinigen aufgelegt sey. — Nach der Meinung eines solchen Weibes heißt Heirathen nichts anders als: sich einen Mann nehmen, der im Schweiße seines Angesichts arbeite, damit seine Frau sich köstlich nähren und stattlich kleiden könne. — Nur Er müsse sichs lassen sauer werden, damit sie um so bequemer auf dem Polster sitzen möge — nur Er müsse auch mit der schlechtesten Kost und Kleidung vorlieb nehmen, und dürfe übrigens gar nicht fragen, wie das, was sein Fleiß erworben, verwendet, ob es durch

Oekonomie seines Weibes erhalten oder vermehret werde — ob die Kinder zum Guten angehalten und Reinlichkeit und Ordnung in seinem Hause angetroffen werden. Fragt der Mann als Familienhaupt nach allen diesen Dingen — giebt er sein Misfallen über diesen oder jenen Fehler zu erkennen — will er sie durch diese oder jene weise Anordnung in ihre Schranken und zur Pflicht des Weibes und der Hausmutter zurückführen, da bricht der Orkan los — da stürmts im Hause — ihr Auge läßt boshafte Thränen fließen — ihre Zunge überströmt von Schmähworten, und das um so mehr, wenn sie dem Manne etwa ein ansehnliches Vermögen zugebracht hat, wodurch sie ihm das Regierungsrecht abgekauft zu haben wähnt — da soll Er gehorchen, und Sie will befehlen; da empört sich bei der billigsten und weisesten Foderung des Mannes ihre herrschsüchtige Seele — da tritt sie, beide Arme in die Hüften gestützt, vor ihn hin, und schreit mit angeschwollenen Gesichtsmuskeln ihm die insolenten Worte ins Gesicht: „Ich habe dich zum Herrn gemacht — ich lasse mir von dir nichts befehlen — es muß im Hause nach meinem, und nicht nach deinem Kopfe gehen.“ Läßt sich nun der Mann durch diese Waffen der Bosheit besiegen; oder schweigt er aus Liebe zum Frieden, und verschließt den Gram in seiner blutenden Brust, so triumphirt die kleine niederträchtige weibliche Seele noch — sucht ihre Ehre in der Schande, und thut groß damit, daß sie den Mann

unter den Pantoffel gebracht, und ihm das Regierungsrecht entrissen habe.

Weiber! womit wollt ihr dieses euer Betragen gegen euere Männer rechtfertigen? Nein; ihr könnet es nicht rechtfertigen: ihr habt vielmehr die vollwichtigsten Gründe gegen euch; denn

a) es gehört doch wahrlich nicht unter die Kleinigkeiten und Unbedeutenheiten, wenn man sich wider eine ausdrückliche Anordnung empört, die Gott selbst zum Urheber hat, dessen unumschränkter Oberherrschaft sich kein Geschöpf ohne Ahndung entziehen darf, und dessen Weisheit und Güte allen verehrungswürdig seyn muß.

Die Verordnung, die eueren Willen jenem des Mannes unterwürfig macht, ist keine bloß menschliche Erfindung, kein bloßes Werk der Männer, die etwa die Partheilichkeit gegen ihr Geschlecht hervorgebracht hat; nein! der Urheber der Natur selbst hat diese Verordnung gleich bei der Stiftung des Ehestandes getroffen; sie muß jedem unbefangenen Weiberherzen, dem Religion heilig ist, heilig seyn. Ein Weib, das ihrem Manne ungehorsam ist, ist auch Gott ungehorsam; sie ist ein Rebell, der dem Weltenregierer den Gehorsam versagt, und seine Ungnade auf sich ladet. Was sind alle gottesdienstlichen Handlungen des Weibes? Was hilft es, wenn sie im

Hause

Hause Gottes mit Engelandacht erscheint, und zu Hause wie ein Teufel tobt, und dem Manne durch ihre Widerspenstigkeit das Leben zur Plage, die eheliche Gesellschaft zur Hölle macht? Wie kann sie ein kindliches Vertrauen zu dem Schutz eines von ihr so sichtbar verachteten Gottes haben, eines Gottes, dessen Hülfe sie vor andern Menschen in so manchen Auftritten ihres Lebens, als der schwächere und zum Gebären bestimmte Theil, so nöthig hat? Wie ist dir, ungehorsames Weib, wenn du ein Kind unter deinem Herzen trägst, und an die Angststunde deiner Entbindung denkest, die vielleicht auch deine und deines Kindes Sterbestunde seyn kann, wenn dich Gott nicht stärket, der Herr über Leben und Tod ist? wie ist dir, wenn dich dein eigenes Herz verdammt, und dir sagt: daß du wegen deines Ungehorsams die Ungnade dessen auf dich gezogen, dessen Hülfe dir in einer so nahen Todesgefahr unentbehrlich ist?

b) Oder glaubt eine solche Gattin etwa, daß sie sich durch ihren Ungehorsam in Gottes Augen nicht herabsetzt, und sich seiner Liebe unwürdig macht? Ihr Ungehorsam verräth den äußersten Grad von Lieblosigkeit, die sie dem Gotte der Liebe ganz unähnlich macht. Sie handelt ihrer vom Schöpfer angewiesenen Bestimmung und dem Wohlseyn ihrer Familie ganz zuwider. Wenn sie aus Stolz und Herrschsucht ihrem Manne den schuldigen Gehorsam versagt, ihm durch Kränkungen das Leben vergällt, ihren

Kin-

Kindern ein böses Beispiel giebt, und dadurch das Gebäude der häuslichen Glückseligkeit untergräbt, so zerreißt ste nicht nur die Bande der Religion, sondern auch der Natur; ste wird ein moralisches Ungeheuer in Gottes Schöpfung. Ihre Feindseligkeiten treffen in diesem Falle nicht ihren Widersacher, nicht einmal einen Freund aus der allgemeinen Menschenklasse; sondern gerade den, der ihrem Herzen der Theuerste aus allen Sterblichen unter Gottes Sonne seyn sollte. Wie unnatürlich, dem das Leben zu verbittern, dem ste es nach Gottes Absicht versüssen sollte! Sie ist von der Hand des Schöpfers dazu gemacht, dem Manne auf der saueren Lebensreise, wo er immer vorangehen muß, um den Weg zu ebnen, den Schweiß von der Wange zu wischen, und ihm Heiterkeit, Trost, Wonne und Muth ins Herz zu lächeln, und ste streuet durch ihr sauertöpfisches, zänkisches und beißiges Betragen, Dornen auf seinen Lebenspfad! Sie ist dazu da, das Haus ihres Mannes zu einer Wohnung der Ruhe und der Freude zu machen, wo er alles ihm von außen kommenden Kummers vergessen, und in dem Schoß seiner heitern und glücklichen Familie von seinen schweren und sorgenvollen Arbeiten ausruhen, und zu neuen Arbeiten Kraft und Heiterkeit gewinnen möge, und ste macht durch ihr unfreundliches und herrschsüchtiges Betragen die Familienzusammenkünfte bei Tische und in Erholungsstunden zu den traurigsten Perioden des Tages, und verscheucht den bedaurungswürdi-

gen

gen Gatten wieder aus dem Hause, und macht, daß er wieder mit verwundetem Herzen für sie und ihre Kinder arbeiten muß. Sie soll sich des von Gott ihr beigelegten Ehrennamens einer Gehülfin würdig machen, und ihrem Manne seine Bestimmung erleichtern, und sie macht ihm das Leben sauer und schwer, ist die Mörderin seiner Ruhe. Sie soll als Mutter das Wohl ihrer Kinder befördern, und sie ist lieblos genug, und setzt aus Starrsinn und Unbiegsamkeit gegen ihren Gatten das Glück ihrer eigenen Kinder aufs Spiel, und flößt ihr zänkisches Wesen den empfänglichen Seelen ihrer Töchter ein, und pflanzet dadurch Unglück auch auf diese und ihre künftigen Familien, wer weis durch wie viele Generationen fort! —

c) Doch ein solches Weib macht nicht nur Andere unglücklich, sondern untergräbt auch ihre eigene Wohlfahrt. Gott, der Stifter des Ehestandes, hat die Ehre, das Ansehen und das Glück der Gattin an ihren Gatten so genau geknüpfet, daß dieser nicht geschändet und verachtet werden kann, ohne es in ihrem Theil mehr oder weniger mit zu werden. Geräth der Mann in dürftige Umstände, muß er mit Mangel und Elend kämpfen, so muß auch sie es mit empfinden. — Vergiftet sie ihm durch ihre Kränkungen das Leben; bringt sie ihn vor der Zeit unter die Erde, wer ist dabei unglücklicher als die Gattin? Sind Kinder da, so fällt die ganze Last der Erzie-

hung

hung auf ihre schwachen Schultern; der Brodvater ist weg, der bei aller seiner Mühe noch gekränkt wurde — die Kinder fluchen der nichtswürdigen Mutter laut, daß sie ihnen durch ihr liebloses Betragen so zeitlich den guten Vater geraubt hat; oder machen ihr wenigstens verdiente Vorwürfe in ihren Herzen, und verlieren dabei alle Achtung und Liebe, die sie ihr sonst würden gezollt haben, wenn sie eine bessere Gattin und Mutter gewesen wäre. Auch andere Leute, die sie als ein pflichtvergessenes Weib kennen, gehen bei ihr mit Verachtung und Abscheu vorüber. Keiner, der sie kennt, er wäre denn ein Thor, wird es wagen, sie aus ihrem Wittwenstand zu befreien, und sich an die Seite eines solchen Plagegeistes schmieden zu lassen. Woher soll sie nun Trost in ihrer traurigen Lage nehmen? Zu Gott, der immer der beste Tröster der Wittwen und Waisen ist, wagt sie es nicht aufzublicken, weil sie sein Gebot so boshaft übertreten und ihrem Manne den schuldigen Gehorsam verweigert hat — Ihr Herz wird von den bittersten Gewissensvorwürfen gefoltert — So oft sie den Grabhügel erblicket, der ihren Gatten deckt, fährt der Gedanke wie ein Dolchstich durch ihr qualvolles Herz: da liegt der von mir Gemordete, dessen liebevolle Lebensgefährtin ich hätte seyn sollen. Doch vielleicht weiß sie durch lärmende Ergötzlichkeiten die Stimme des strafenden Gewissens zu übertäuben; allein um so schaudervoller muß ihr Ende seyn, um so schrecklicher muß ihr Gewissen lärmen, wenn

sie

sie am Rande des Grabes steht — wie muß der Anblick ihrer durch sie verunglückten Kinder ihr sterbendes Herz zerreissen! wie verzweiflungsvoll mag ihre unruhige Seele vor den Richterstuhl des Weltenrichters treten, wo ihr Gatte wider sie zeugen wird! —

d) So gewichtvoll alle die angeführten Gründe sind, so wird es doch hie und da Weiber geben, die dadurch ihre eigenmächtigen Schranken, die sie jener weisen Anordnung Gottes setzen, rechtfertigen, daß sie sagen: „Ja es giebt auch unfreundliche, eigensinnige und mürrische Männer, die im Zorne und übler Laune sich Worte und Thaten gegen das Weib erlauben, die empören müssen." Ich will das eben nicht in Abrede stellen; aber nun frage ich euch: „würden die Männer das auch wohl allezeit und in eben dem Grade seyn, wenn ihr sie mit Liebe und Klugheit behandeln möchtet; wenn ihr nicht gleich jedes Wort für eine Kriegserklärung halten, und durch euere unbändige Zunge Oel ins Feuer schütten, sondern euere von Natur erhaltenen weiblichen Reize zur Aufheiterung und Umstimmung des übel gelaunten Gatten weislich anwenden möchtet?"

Geduld, Sanftmuth, Nachgiebigkeit und Liebe sind die weiblichen Waffen, womit auch das wildeste Männerherz kann besiegt werden; durch das Gegentheil aber wird das Weib als der schwächere Theil

keinen vortheilhaften Frieden ertrotzen. Die Eiche kann im Sturme brechen, aber beugen läßt sie sich von ihm nicht: so läßt sich auch der Mann, der sein Uibergewicht an Kräften fühlt, vom Weibe nicht beugen, sie tobe und wüthe, so sehr sie will! Jedes Stemmen gegen seinen gebietherischen Willen spannt seinen Unwillen nur noch höher; jeder Versuch, ihn durch Trotz zu entmannen, wirft einen neuen ehernen Harnisch um sein Herz; jede weibliche Bitterkeit in Mienen oder Worten pumpt neue Galle in seine Adern. Darum wird ein kluges und bescheidenes Weib selbst in dem Falle, wenn ihr Gemahl weniger Verstand als sie hätte, ihre Meinung nie durch rechthaberisches Widersprechen, sondern vielmehr durch bescheidene Freundlichkeit geltend zu machen suchen. Sie wird sich wie ein Minister im Kabinet eines blöden Herrn betragen, der, wenn gleich nichts ohne ihn geschieht, doch seinem Allergnädigsten Alles zur Stempelung vorlegt. —

O Weiber, ihr müsset es nicht wissen, wie viel ihr durch Geduld, Sanftmuth, Nachgiebigkeit und Liebe über die Herzen euerer Männer vermögt. Sind euch diese Tugenden eigen, und ihr wisset einen klugen Gebrauch davon zu machen, so habt ihr die Herzen der Männer in eueren Händen; ihr könnet daraus machen, was ihr wollt; bei Gott, das könnet ihr. Wenn ihr Weiber bleibt, vermögt ihr durch Sanftmuth und Duldung alles; so daß es von euch

im Geiste und in der Wahrheit heissen kann:
„Wenn sie schwach sind, sind sie stark.“
Der größte Unhold kann einem liebevollen weiblichen Wesen, das seine Vortheile kennt, und zu nutzen weiß, nicht widerstehen. — Das heitere Lächeln eines weiblichen Engels verjagt die finstere Wolke von der Stirne des Mannes. — Das härteste Männerherz muß, es mag wollen oder nicht, der Allgewalt der ächten Weiblichkeit erliegen, wenn sie in ihrer reinen Güte sich durch himmlisches Lächeln sanft und zärtlich flehend äußert. Ein einziger freundlicher Blick, der um Schonung bittet, und der Herrschaft des Mannes huldiget, entwaffnet ihn, wenn gleich sein Unwille noch so bitter wäre. Er ist ein Löwe, der nur gegen Starke Stärke zeigt, und die Schwächern mit sich spielen läßt.

So schwinget euch denn, ihr weiblichen Seelen, zu dieser reinen Höhe ächter Weiblichkeit empor! dann wird eheliche Glückseligkeit — diese Pflanze aus dem Garten des Himmels — bei euch blühen und herrliche Früchte tragen. Dann werdet ihr bis ins höchste Alter einander wechselseitig immer mehr vervollkommnen; — Kinder werden wie Pflanzen Gottes um die älterlichen in einander verschlungenen Stämme herum aufwachsen, und wohlthätigen Schatten über die ganze Gegend verbreiten. Tausendmal werdet ihr die Stunde segnen, in der ihr das Band der Ehe geknüpft habt.

Männer, Weiber, ihr wisset es, was ihr von eurer Seite zu thun habt, um dieses beneidenswerthe Glück zu genießen; selig seyd ihr, wenn ihr es wirklich thut. Ich entlasse euch nun mit dem herzlichen Wunsche: der Friede sey mit euch! Amen.

Am zweiten Sonntage nach Ostern.

Text: Ich bin der gute Hirt, ich kenne die Meinigen, und bin den Meinigen bekannt. Joh. 10, 14.

Unter allen Wohlthaten Gottes, die wir seiner milden Hand zu verdanken haben, steht mit Recht die oben an, daß er uns das Liebste, was er hatte, seinen Eingebohrnen, gegeben. Joh. 3, 16. Er kam zu einer solchen Periode in die Welt, wo ein Retter der Menschheit am nöthigsten war, und den fand sie in der Person Jesu. Er stürzte das Laster sammt dem Aberglauben und allem seinem scheußlichen Gefolge vom Throne. Durch Lehren und Beispiele zeigte er dem verirrten Menschengeschlechte den Weg zu einer wahren und dauerhaften Glückseligkeit. So einen großen

und

und guten Lehrer, wie Jesus war, hat die Welt keinen aufzuweisen. Welch ein unendlicher Abstand war zwischen ihm und den damaligen Lehrern der Juden! Er selbst wollte seine Zeitgenossen auf diesen Kontrast aufmerksam machen; und das nicht aus Ruhmsucht, oder eitlem Stolz, sondern blos darum, um seiner beseligenden Lehre mehrere Anhänger zu verschaffen. Er stellte sich als Lehrer unter dem Bilde eines guten Hirten dar, und die Pharisäer und Schriftgelehrten verglich er mit Miethlingen. „Ich" — sagte er — „bin der einzige wahre Hirt, der seine Schafe inniglich liebt, und mit eigener Lebensgefahr schützt; weit entfernt von jenem Miethling, der nur um den Lohn dient, und weil die Schafe nicht sein sind, blos auf seine Sicherheit bedacht ist. Dieser, wenn er den Wolf erblickt, läßt die Heerde im Stiche, die alsdann, sich selbst überlassen, eine Beute des räuberischen Wolfes wird. — Ein ganz anderer Hirt bin Ich. Ich kenne jedes Stück meiner Heerde, und meine Schafe kennen mich; zwischen mir und ihnen herrscht die genaueste Verbindung. Wie mich mein Vater kennt und liebt, und ich ihn, so kenne und liebe ich auch meine Heerde. Ich kann euch keinen größern Beweis meiner Liebe gegen sie geben, als wenn ich euch versichere, daß ich jeden Augenblick bereit bin, mein Leben zu ihrer Rettung willig herzugeben" — Wie ist doch in diesem Bilde eines guten Hirten Jesus, und in jenem eines Miethlings jeder Pharisäer und Schriftgelehrte Zug für Zug getroffen!

Je-

Jesus war der gute Hirt, der die verlornen Schafe des Hauses mit dem Stabe der Milde lenkte, und auf den fruchtbarsten Auen unter dem himmlischen Thau seiner Weisheit weidete. Seine sanfte und liebevolle Stimme war leicht vor jeder andern wegzukennen; und die sie einmal kannten, hörten sie gerne, hielten sich zu ihm, und niemand konnte sie ihm entreissen. Sie liebten ihn, und er liebte sie wieder, und gab sein Leben für die geliebte Heerde. — Die lohnsüchtigen Miethlinge, die Pharisäer aber, denen es nur um ihr Ich, nicht aber um die anvertraute Heerde zu thun war, waren weit von dem Gedanken entfernt, sich für die Heerde hinzuopfern; sie mästeten sich blos von ihrem Fette, und kleideten sich mit ihrer Wolle. — Und doch blendeten diese Volksverführer durch ihre Scheinheiligkeit das schwache Auge des Pöbels, und Jesus, der himmlische Lehrer, fand Widerspruch, und seine göttliche Lehre Verächter ohne Zahl. Er war das ursprüngliche Licht, welches mitten unter den Menschen, die von der Finsterniß des Irrthums und der Sünde umhüllt waren, leuchtete; aber die verfinsterten Gemüther der Menschen wußten es nicht zu benutzen: sie wollten die Lehre, die von Gott kam, nicht annehmen. Jesus fand wenige unter seinen jüdischen Zeitgenossen, die ihm auf dem Wege, den er ihnen zeigte, gefolgt wären. Joh. 1, 4 — 11.

Noch heut zu Tage, wo die Christusreligion ihr heiligstes Haupt ungescheut empor heben darf, und die Göttlichkeit derselben längst anerkannt ist, giebt es noch viele, die sich zwar zu der Lehre Jesu bekennen, ihm aber wenigstens nicht nachahmen. Eine Zeitlang folgen sie ihm auf dem Wege, den er ihnen durch seine Lehre und Beispiel bezeichnet; aber bald springen sie wieder ab, wollen ihm nicht mehr folgen, und betreten Wege, die in endloses Verderben leiten.

Da dieses eine Sache von der größten Wichtigkeit ist, so will ich sie zum Stoff meiner heutigen Rede machen, und von den Ursachen der Unbeständigkeit in der Nachfolge Jesu handeln.

Zuerst will ich bestimmen, was Nachfolge Jesu heißt; und dann will ich zeigen, woher es kömmt, daß die Menschen in dieser Nachfolge so unbeständig sind.

Wäre ich doch so glücklich, durch meinen heutigen Vortrag recht viele Nachfolger Jesu zu erwecken, oder die, die es schon sind, in ihrer Nachfolge zu befestigen! Gott schenke mir zu dem, was ich vortragen will, seine Gnade, und ihr, Freunde, eure Aufmerksamkeit.

Erster Theil.

A. Zur Nachfolge Jesu gehört vor allem eine lebendige Uiberzeugung von der Wahrheit und Verbindlichkeit seiner Befehle; denn soll ich jemanden, der mich einen Weg leiten will, ruhig folgen, so muß ich erst überzeugt seyn, daß er den rechten Weg selbst wisse, den er mich leiten will.

So ist es auch mit der Nachfolge Jesu: sollen wir ihm nachfolgen, und das thun, was er uns befiehlt, so müssen wir erst überzeugt seyn, daß der Weg, den er uns gehen heißt, der rechte sey; oder was eben so viel ist: wir müssen überzeugt seyn, daß seine Befehle Wahrheit haben. Und die haben sie; denn sie sind von Gott. Jesus ist der Sohn des lebendigen Gottes. Er verließ den Schooß seines Vaters, und wurde von ihm herab gesandt, um uns den Willen Gottes bekannt zu machen. Diese Wahrheit verbürgt uns jene göttliche Stimme, die aus einer die Gegenwart Gottes verkündigenden Wolke auf dem Berge, wo Christus verklärt wurde, ertönte: „Das ist mein Sohn, der Geliebte, der Gegenstand meiner ganzen Liebe, dem sollt ihr gehorchen.“ Matth. 17, 5.

Uiberdieß hat sich Jesus sowohl, als seine Apostel, durch Wunder, die Juden und Heiden eingestanden haben, legitimirt, daß sie Gesandte Gottes sind.

sind. — Wie können wir also noch vernünftig zweifeln, daß die Befehle, die uns Jesus selbst gab, oder auch durch seine Apostel geben ließ, nicht von Gott seyn sollten? Und sind sie das, so müssen sie auch Wahrheit haben; weil Gott, von dem sie kommen, kein Gott der Lüge, sondern der Wahrheit ist.

Die Göttlichkeit, und folglich auch die Wahrheit der Befehle Jesu würden aber verdächtig werden, wenn sie uns nicht angemessen wären; wenn sie zu wenig oder zu viel von uns foderten: denn zu Unmöglichkeiten kann uns Gott nicht verpflichten, und unser Unglück kann er nicht wollen. Seine Befehle müssen also thunlich seyn, und die Wohlfahrt der Gesellschaft befördern. Der Philosoph, der schöne Geist und der Taglöhner muß diese Befehle schön und gut finden. Und die Befehle Jesu sind gerade von dieser Art. Er fodert von uns weder zu viel, noch zu wenig, göttliche Vollkommenheit aber nur dem Bestreben nach, und beut den Himmel zum Geschenke dar. Ephes. 2, 8. 9. Den Rock, das Blut des Rückens, unser Vieh und erlernte Grimassen fodert er zur Sache nicht; sondern was mehr Einfluß auf das Wohl der Menschheit hat — unser Herz. Sprüchw. 13, 26.

Jede Afterreligion macht Foderungen an ihre Anhänger, die nicht für jedermann gleich brauchbar und gefällig sind. Der Heide muß reich und gesund,

der Muhamedaner vermögend und abergläubig, der Jude wohlhabend und pünktlich in Kleinigkeiten seyn. — Alle Menschen können nicht wallfahrten, nicht Klöster stiften, nicht das Rückenpeitschen vertragen, und wozu das auch? sind denn starke Knochen, geerbtes, zusammengescharrtes oder gestohlenes Geld und unsinniger Eifer Frömmigkeit? Gott und den Nächsten lieben — nach der höchst möglichen Tugend streben — und um Jesu willen den Himmel hoffen, das können alle Menschen vom Pallast bis zur niedrigen Hütte. — Das sind die Hauptfoderungen der christlichen Religion.

Und so tragen die Befehle Jesu den Stempel der Wahrheit an sich, weil sie göttlich sind, und mit uns selbst auf das vollkommenste übereinstimmen.

Wer einmal von der Wahrheit der Befehle Jesu überzeugt ist, der kann sich auch leicht von der Verbindlichkeit derselben überzeugen; denn sind seine Befehle von Gott, so folgt wohl nothwendig daraus, daß wir sie befolgen müssen.

Gott ist der Herr unsers Lebens; ihm haben wir alles zu verdanken, was wir sind und haben. Wir hangen ganz von ihm ab. Kein Geschöpf darf sich ohne Ahndung seinen Anordnungen entziehen — er kann unbedingten Gehorsam von uns allen fodern; Ihm oder keinem sind wir Gehorsam schuldig.

Doch es wäre für uns eben so traurig, als für die Gottheit entehrend, wenn wir die Verbindlichkeit zum Gehorsam gegen die Gesetze Jesu, als göttliche Gesetze, blos aus seiner Oberherrschaft über die Menschen herleiten, oder keinen andern Endzweck seiner Gesetzgebung angeben könnten, als blos die Neigung, sich als den Beherrscher der Menschen zu zeigen, und einer Welt die Abhängigkeit von ihm fühlbar zu machen. Wüßten wir hievon keine edlere und wohlthätigere Absicht, so wären wir bedaurungswürdige Geschöpfe, hinausgeworfen in die Mühsale des Lebens, ohne jemanden zu haben, zu dem wir uns mit Vertrauen und Liebe halten könnten; so könnten wir das Gesetzbuch Gottes und seines Sohnes mit keinem andern Gefühle in die Hand nehmen, als mit welchem wir hier die Machtsprüche der Tyrannen lesen; so wäre Freiheit, die Gott uns gab, keine Wohlthat, sondern ein feindseliges Geschenk, das durch die Gesetze desselben halb zurück genommen und zur Hälfte uns geblieben wäre, und uns nur darum geblieben wäre, um uns den Gehorsam zu erschweren, und tausend unvermeidlichen Bestrafungen uns blos zu stellen — so wäre Gott nicht Freund und Vater seiner Menschen, sondern ein menschenfeindlicher Tyrann, der einen angebohrnen Freiheitstrieb und Gesetze nur darum in Widerspruch brachte, um seine Neigung zu strafen desto öfter befriedigen zu können; ein Tyrann, der leidenschaftlich genug wäre, seine Ehre, wenn er sie gekränkt

steht, auf den Trümmern des Glücks schwacher und sinnlicher Geschöpfe zu retten. Doch nein! wir müssen einen andern Zweck der göttlichen Gesetzgebung annehmen, der dem Begriffe eines Vaters, den Jesus immer von Gott erweckt, angemessener ist; und welchen schicklicheren Zweck können wir hier denken, als die Freude und das Wohlseyn der Menschen?

Nicht anders, m. Fr.! Gott will nach seiner gränzenlosen Güte durch seine Gesetze nichts erzwecken, als — unser Bestes. Macht uns nun die Liebe, die wir uns selbst schuldig sind, alles das zur Pflicht, was zu unserer wahren und dauerhaften Glückseligkeit beitragen kann: so sind wir auch verbunden, die Befehle Jesu als göttliche Befehle, die unser Bestes zum Endzweck haben, zu erfüllen; denn sie sind nicht seinetwegen, sondern unsertwegen gegeben; sie zwecken alle auf unsere Glückseligkeit ab; dieser göttliche Gesetzgeber befiehlt uns nichts, als was zu unserem Frieden dient, und verbietet uns nichts, als was diesen Frieden stört, was uns früher oder später zeitlich und ewig unglücklich macht.

Sind nun die Befehle Jesu so geeignet, wer wollte es denn nicht eingestehen, daß sie Verbindlichkeit für uns haben?

Von

Von allem diesem müssen wir recht fest und gründlich überzeugt seyn, wenn wir Jesu nachfolgen wollen.

B. Doch bei dieser bloßen Uiberzeugung dürfen wir es nicht beruhen lassen; wir müssen auch dieser Uiberzeugung gemäß handeln, und die Befehle Jesu treulich befolgen. Darum sagte auch Jesus einst zu seinen Jüngern: Wenn ihr solches wisset, glückselig seyd ihr, wenn ihr es thut. Joh. 13, 17.

Da die Nachfolge Jesu unsere Beseligunng zum Endzweck hat, so müssen wir ja ganz natürlich seine Befehle nicht nur wissen, sondern auch befolgen. Durch seine Vorschriften zeigt er uns den Weg, der zur Glückseligkeit leitet; was würde es uns aber nüzzen, wenn wir wüßten, daß der Weg, den uns Jesus zeigt, zur Glückseligkeit leitet, wenn wir diesen Weg nicht auch wandeln wollten? Würden wir wohl das Ziel, zu dem dieser Weg führt, erreichen, wenn wir selben gar nicht betreten, oder nach dem wir ihn betreten, auf selbem nicht weiter fortschreiten, sondern sogar wieder zurück gehen möchten? Der größte Theolog, der aufgeklärteste Gesetzverständige ist darum noch kein Nachfolger Jesu, wenn er mit seiner Kenntniß nicht auch die Ausübung der göttlichen Vorschriften verbindet; er bleibt ein tönendes Erz, eine klingende Schelle. Darum giebt auch

der Apostel Jakobus die wohlmeinende Warnung: Seyd Thäter des Wortes, und nicht Hörer allein; sonst hintergehet ihr euch selbst; denn wer das Wort hört und nicht thut, gleicht einem Menschen, der sich im Spiegel in seiner natürlichen Gestalt beschaut; dann aber, wenn er sich beschaut hat, davon geht, und gleich vergißt, wie er aussieht. Wer aber das vollkommene Gesetz der Freiheit (des Evangeliums) durchschaut, und dabei bedachsam stehen bleibt, (und daraus anhaltend seine eigene Denkungsart und seine Gesinnungen prüft) wird kein vergeßlicher Hörer seyn, sondern die anbefohlene Handlung ausüben (seinen Glauben durch ein thätiges Christenthum fruchtbar beweisen) und durch seine Ausübung selig seyn. Jak. I, 22 — 25.

Nicht anders, m. Fr.! Wollen wir wahre Nachfolger Jesu seyn, so müssen wir auch seine Vorschriften treulich befolgen, und zwar nach dem Maß unsrer Kräfte und Verhältnisse. Wir müssen in dem Stand und Beruf, in den uns die Vorsehung gesetzet hat, so viel es unsere eingeengten Kräfte nur immer zulassen, die Vorschriften Jesu immer vor Augen haben, und darnach alles unser Thun und Lassen einrichten.

Unser Gehorsam, den wir seinen Befehlen leisten, muß unbedingt und freiwillig seyn. Nie muß es uns beikommen, daß wir uns von Erfüllung dieser oder jener Pflicht, zu der uns Christusreligion verbindet, durch diese oder jene Ausflucht loszählen wollen. Es muß unser heiligster Vorsatz seyn und bleiben, daß wir, so viel es unsere Kräfte zulassen, mag es uns gleich die größte Selbstverläugnung kosten, uns keine Ausnahme von einer oder der andern Religionsvorschrift erlauben, sondern uns jeder freiwillig unterziehen, und selbe nicht etwa aus knechtischer Furcht vor der Strafgerechtigkeit Gottes, sondern gern und aus Liebe gegen Gott, der uns liebt, erfüllen wollen. So wie es die Speise Jesu war, den Willen seines Vaters zu thun, Joh. 4, 34. so müssen auch wir ungesäumt und immer den Vorschriften unsers göttlichen Lehrers nachleben.

C. Wollen wir ferners auf den schönen Namen eines Nachfolgers Jesu gerechten Anspruch machen, so müssen wir auch sein Beispiel nachahmen.

Er hat sich uns zum Beispiel aufgestellt, und wer dieses nicht nachahmt, und Jesu auf dem Weg, den er voran geht, nicht nachfolgt, der ist seiner nicht werth; der verdient nicht sein Jünger und Nachfolger genannt zu werden. Matth. 10, 38. Diese Nachfolge ist eine Hauptabsicht des Lebens Jesu; darum

rum sagt er auch bei Johannes: Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich gethan habe. Joh. 13, 15.

Wenn es Paulus den Korinthern darum, daß er sie geistlicher Weise gezeuget hat, zur Pflicht macht, ihm nachzuahmen, so wie sich Kinder nach dem Beispiel ihrer Aeltern bilden, 1 Kor. 4, 15. 16. so hat wohl Jesus um so mehr das Recht, uns sein Betragen zum Muster vorzulegen, und zu fodern, daß wir uns nach selbem bilden sollen. Ja, Freunde, es ist heiligste Pflicht für uns, daß wir unseren großen Vorgänger Jesum nie aus dem Auge verlieren, sondern in seine heiligsten Fußstapfen treten, und ihm willig folgen; sollten gleich oft die Wege, die er wandelt, noch so dornenvoll und beschwerlich seyn. Wenn Er, unser Meister, diese dornenvollen Wege gewandelt ist, sollten wir etwa nur lauter solche Wege gehen wollen, die mit Rosen bestreuet sind? sollten wir nicht in seine Fußstapfen treten, wenn sie gleich mit Blut bezeichnet wären? Das erfodert ja die Würde des Christenthums, mit der wir begnadigt worden sind, daß wir unsrem Heilande, welcher uns in seinem Leiden ein so nachahmungswürdiges Beispiel vor Augen gelegt hat, hierin ähnlich werden. 1 Pet. 2, 21. Wer sich also der Welt gleich stellet, und sich immer nach dem großen Haufen formt; wer die Heerstraße wandelt, die ins Verderben führt, der gehört nicht in die Zahl der Nachfolger Jesu. Wer

dahin gehören will, der muß sich nicht nach den bö-
sen Gewohnheiten seines Zeitalters bilden, sondern
immer sein Augenmerk auf Jesum richten, muß sich
mit jedem Tage bestreben, sein Beispiel nachzuahmen
und ihm ähnlicher zu werden. Röm. 12, 2.

Diese Foderung ist nicht übertrieben. Denn die
Nachahmung des Beispiels Jesu bestehet nicht darin,
daß wir eben das alles thun sollen, was Er
that. Er befand sich als Sohn Gottes, als ein au-
ßerordentlicher Prophet in solchen Verhältnissen und
Umständen, in welchen wir uns niemals befinden
können. Er war Gottmensch — er that man-
ches kraft seiner göttlichen Natur, was die Kräfte
eines bloßen Menschen übersteiget. So wäre es z.
B. mehr als unvernünftige Schwärmerei, wenn es
jemand wagen wollte, 40 Tage und eben so viele
Nächte sich alle Nahrung zu entziehen, wie Jesus,
von einer höhern Kraft gestärkt, dieses gethan hat.
Matth. 4, 2. Nein! die Nachahmung seines Bei-
spiels besteht nur darin, daß wir das, was wir in
unsern Lagen, Verhältnissen und Berufen zu thun
haben, auf die Art thun, wie er es that; so,
daß sich zwischen Jesu und uns, zwischen unserem
Sinn und Verhalten und dem seinigen eine große und
merkliche Aehnlichkeit zeiget, und wir zu allen Zeiten
und unter allen Umständen so denken, reden, urthei-
len, handeln, leben, leiden und sterben, wie er es

gethan hat, oder wie Er es an unsrer Stelle gethan haben würde.

Nun wisset ihr es, m. F., was Nachfolge Jesu heißt, oder was dazu erfodert wird. Wie kömmt es, daß die Menschen in dieser Nachfolge so unbeständig sind? Diese Frage will ich etwas umständlicher beantworten im

Zweiten Theile.

Es giebt unter den Christen viele, von denen man zwar nicht sagen kann, daß sie zu keiner Zeit und in keinem Falle Jesu nachahmten; allein sie können wegen ihrer Unbeständigkeit doch keineswegs unter die wahren Nachfolger Jesu gezäht werden. In einem oder dem andern Punkte leben sie den Vorschriften Jesu nach; aber in zehen und mehreren andern folgen sie der Stimme ihrer bösen Lüste und der Sünde; sie lassen sich wie ein Schilfrohr von jedem Winde der Versuchung umher treiben — heute schwören sie zur Fahne Jesu, morgen treten sie wieder in den Sold der Sünde. — Woher diese Unbeständigkeit?

A. Bei solchen wetterwendischen Christen ist die Erkenntniß und Uiberzeugung von der Wahrheit, Verbindlichkeit, Wichtigkeit und Nutzbarkeit des Christenthums bis in seine kleinsten Theile nicht deutlich

und

und lebendig genug, daß sie immer in Handlungen thätig werden könnte.

Sie mögen wohl wissen und glauben, daß Christusreligion nichts als Wahrheiten enthalte; sie mögen es wissen und glauben, daß ihre Vorschriften für uns Verbindlichkeit haben; sie mögen es wissen und glauben, daß jeder ihrer Befehle für die Menschen wichtig und nützlich ist; allein dieses ihr Wissen, dieser ihr Glaube beruhet nur auf seichten Gründen, reicht nicht ins Detail des Christenthums hinein. Solche Menschen werden bald von dieser, bald von jener Religionsvorschrift eine Ausnahme machen; bald in diesem, bald in jenem Falle die Wahrheit, Verbindlichkeit und Nützlichkeit eines göttlichen Befehls bezweifeln, selben übertreten.

Lassen wir z. B. einen solchen Menschen in drückende Armuth gerathen. — Er mag es wissen, daß die Religion jeden Eingriff in das Recht eines Andern verbiete; er wird aber bald die allgemeine Wahrheit dieses Befehls bezweifeln — wird denken oder sagen: „Gott oder die Religion befiehlt freilich einem jeden das Seinige zu lassen, kein fremdes Gut ohne Wissen und Willen des Eigenthümers an sich zu ziehen; allein dieses Gebot mag auch nur dahin gemeint seyn, daß niemand ohne Noth sich an des Nächsten Gut vergreife; aber Noth hat kein Gesetz — in der Armuth, die mich drückt, wird es nichts zu sagen haben,

wenn ich mir etwas von dem Eigenthume des Andern, auch ohne seine Einwilligung, zueigne." Oder ein solcher Mensch mag es überhaupt wissen und glauben, daß die Vorschriften der christlichen Religion für uns heilsam sind — weil aber diese Uiberzeugung bei ihm nicht lebendig genug ist, so wird er sich in seiner dürftigen Lage leicht überreden, daß es für ihn diesmal besser sey, wenn er die Befehle der Religion übertritt, und seiner Armuth durch ungerechtes Gut abhilft, als daß er ohne diesen Schritt länger mit Mangel und Elend kämpfen sollte. Und so wird ein solcher Mensch in hundert andern Fällen sich selbst verführen, oder auch von Andern verführt, und dem Christenthume untreu werden. Bei seiner schwachen und superfiziellen Uiberzeugung giebt er sich jedem Verführer Preis; durch die ersten besten Scheingründe läßt er sich seinen seichten Glauben wegraisonniren.

Das sind jene Leute, von welchen Jesus redet, die die Lehre des Evangeliums hören, und nicht zu Herzen nehmen; sie leuchtet ihnen nicht genug ein; da kömmt der Böse, ein Verführer, und nimmt das in ihr Herz gesäete weg. Matth. 13, 19. Ein Beispiel dieser Art haben wir an dem Volke, das Jesu bei seinem Einzug nach Jerusalem als seinem Könige huldigte, und sich bald darauf durch die Verhetzungen seiner Geistlichen dahin bringen ließ, daß sie ihn nach 6 Tagen schlechtweg wie einen Staatsverbrecher auf dem Galgen sehen wollten. Matth. 21 und 27.

Laßt uns also, Freunde, unsere Uiberzeugung von der Wahrheit, Verbindlichkeit, Wichtigkeit und Nutzbarkeit des Christenthums immer mehr erweitern und befestigen. Laßt uns mit den Lehren und Geboten unsrer heiligen Religion so bekannt, sie uns so geläufig machen, daß sie sich unserm Geiste ohne mühsames Nachdenken von sich selbst darstellen. Und soll das geschehen, so laßt uns nicht nur öfters der Anhörung des göttlichen Wortes beiwohnen, sondern auch in einsamen und ruhigen Stunden die allgemeineren Lehren und Vorschriften der Religion auf unsere besondern Umstände anwenden, und uns dadurch auf alle Vorfälle, die sich zu andern Zeiten zutragen können, gefaßt machen.

B. Eine andere Ursache, warum viele in der Nachfolge Jesu unbeständig sind, ist die: weil man glaubt, es sey mit der bloßen historischen Kenntniß gethan.

So lange der Verstand sich mit dieser beschäftiget, scheinen wir gute Christen zu seyn; so bald es aber an die Ausübung derselben kömmt, hört unser Christenthum auf.

So wie es ein Fehler der vorigen Zeiten war, daß die Lehrer der Religion nur meistens in Geheimnissen wühlten, und sich mit der spekulativen Theorie der Glaubenswahrheiten mit Geringschätzung und

Ver=

Verabsäumung der Moral abgaben, und in ihrem blinden Eifer für ihre Dogmatik von dem Meisten, was jene gebot, selbst das Gegentheil thaten, und dadurch auch die Laien mit der Krankheit ansteckten, auf Unkosten der Moral orthodox zu seyn; so ist dieser unglückliche Charakter jenes barbarischen Zeitalters auch in unserem obschon unendlich milderen durch die folgende Reihe von Jahrhunderten noch nicht ganz erloschen. Denn noch immer beschäftigt die Religion ihre Lehrer und durch sie das Volk viel mit Spekulazionen und zum Theil müßigen und fruchtlosen Untersuchungen. Noch trägt man hie und da kein Bedenken, die spekulative Theologie sogar zum wesentlichen Gegenstand des Schulunterrichtes für Kinder zu machen; noch gibt es in unserem teutschen Vaterlande Oerter, wo die Klerisei sich mehr mit Feststellung und Vertheidigung des Lehrbegriffs, als mit Erweckung zur Werthschätzung und Ausübung der christlichen Moral beschäftigt; und das geschieht hie und da noch mit Intoleranz, Streitsucht und Starrköpfigkeit, die zwar ein frommes Ansehen hat, und manches streitende Rüstzeug kanonisirt, aber nichts weniger als fromm ist. Dieß zieht die traurige Folge auch unter den Laien nach sich, daß man sich mit der Theorie der Religion begnügt, und darüber die Praxis vergißt: man dünkt sich schon ein guter Christ, ein eifriger Nachfolger Jesu zu seyn, wenn man nur über Religionsgegenstände viel zu raisonniren weiß; aber wenn es an die Ausübung

dessen kömmt, was die Religion befiehlt, da zieht man sich zurück; gerade, als ob Jesus seine Lehren und Vorschriften nur zum Nachsagen und nicht zum Darnachthun gegeben hätte. Christen dieser Art müssen es doch vergessen, oder es für eine leere Drohung halten: daß der Knecht, der seines Herrn Willen weiß, und nicht darnach thut, viele Streiche empfangen wird. Luk. 12, 47.

C. Unbeständig in der Nachfolge Jesu sind besonders jene, die gern ein Leben nach ihrem eigenen Gutdünken mit den Vorschriften der Religion vereinigen; sollen sie sich aber selbst verläugnen, dann springen sie ab.

Leute dieser Art sehen die Verbindlichkeit und Wichtigkeit der Befehle Jesu ein; sie können und wollen selbe nicht läugnen; allein dabei sind ihnen ihre bösen Lüste, ihre unartigen Triebe zu lieb, als daß sie selbe nach der Vorschrift der Religion unterdrücken und bezähmen sollten. Sie wollen es weder mit der Religion, aber noch weniger mit ihren verkehrten Lieblingsneigungen verderben; sie geben daher den Vorschriften der Religion eine willkührliche und schiefe Deutung, stoppeln sich selbst nach ihrem verderbten Sinn und Geschmack ein Bißchen Religion zusammen, die ihren bösen Lüsten behagt, und ihren Lieblingssünden das Wort spricht. — Solche Leute sind oft in einem oder dem andern Punkte der Reli-

gion, der nicht gerade ihre Lieblingsneigungen berührt, äußerst religiös; sie leben dieser oder jener Religionsvorschrift pünktlich nach, und zeichnen sich darin als eifrige Nachfolger Jesu aus; allein wenn sie ihren unordentlichen Begierden etwas versagen, ihren unerlaubten Neigungen wehe thun und sich selbst verläugnen sollen, da horchen sie mehr auf die Stimme ihrer bösen Lüste, als auf die Stimme der Religion — da siegt das Fleisch über den vernünftigen Geist — da haschen sie nach jedem Scheingrund, wodurch sie ihr Unrecht rechtfertigen wollen. So ist dieser oder jener ein wohlthätiger Mann; er trocknet manche Thräne der Leidenden: hilft mit Rath und That, wo er weiß und kann; aber im Punkte der Keuschheit weicht er von den Vorschriften der Religion ab; da kommen ihm ihre Foderungen zu hart vor; da fröhnt er seinen ausartenden Begierden. So ist im Gegentheil ein Anderer sehr enthaltsam, und weiß seinen Geschlechtstrieb einer gesunden Vernunft zu unterordnen; allein seiner Habsucht bringt er manches ungerechte Opfer; wenn es auf ihre Befriedigung ankömmt, da setzt er sich über die Befehle der Religion hinweg, da hat sein Christenthum ein Ende.

Möchten sich doch diese und ähnliche Leute die Worte des Apostels Jacobus tief in ihre Herzen schreiben: „Wenn jemand das ganze Gesetz beobachtet, übertritt aber ein einzi-

ges, so verschuldet er sich am ganzen. Jac. 2, 10.

D. Andere erwarten bei der Nachfolge Jesu zugleich vollen, beständigen äußern Wohlstand; gewährt ihnen diesen die Religion nicht, so ist sie auch nicht mehr für sie, besonders wenn sie gar leiden sollen.

So wie vormals die Juden hofften, daß ihnen ihr Messias ein weltlicher Heiland seyn, und ihre Nation in einen blühenden Wohlstand versetzen würde, so giebt es auch heute noch Christen, die dafür, daß sie zur Fahne Jesu schwören, und seine Vorschriften befolgen, irdische Glücksgüter erwarten. Sehen sie sich in dieser Erwartung betrogen; lächelt sie das Glück nicht immer an; treffen sie vielleicht noch widrige Schicksale; müssen sie wohl gar bei all ihrem Christenthume mit Mangel und Elend kämpfen — da verliert Christusreligion für sie ihren Reiz; da ist sie keine Sache mehr für sie. Jener heilsbegierige Jüngling, der Jesu nachfolgen wollte, und von ihm zu wissen verlangte, was er thun sollte, um in dem Reiche des Messias eine vorzügliche Glückseligkeit zu genießen, antwortete auf die Reihe von Tugenden, die ihm Jesus als nothwendige Erforderungen zur Glückseligkeit herzählte, mit dem edlen Bewußtseyn der Unschuld: „Dieß alles habe ich von Kindheit auf beobachtet.“ Da ihm aber Jesus

ferner sagte: „Wenn du vollkommen, und mein wahrer Nachfolger seyn willst, so gehe, verkaufe deine Güter, und gieb das gelöste Geld den Armen, dann komm und tritt die sauern Wege an, die ich gehe," da war es um den guten Vorsatz des Jünglings und um die Nachfolge Jesu geschehen; der Gedanke: alle seine Güter zu verlassen, arm, niedrig, verfolgt zu werden, benahm ihm den gefaßten Muth; traurig schlug er das Auge nieder, und schlich davon. Matth. 19.

So wie bei diesem Jünglinge die allzugroße Anhänglichkeit an das Irdische ein Haupthinderniß in der Nachfolge Jesu war, so ist sie das auch bei vielen Christen. Ihr Herz hängt an den Gütern dieser Erde, und um in den Besitz derselben zu gelangen, leben sie eine Zeit lang nach den Vorschriften der christlichen Religion — entspricht aber der Erfolg ihrer Erwartung nicht; erlangen sie nicht so viel von diesen Gütern, als sie sich wünschen, und als Belohnung für ihre Nachfolge Jesu erwarten; fodert die Religion noch gar, daß sie einen Theil von ihrem irdischen Vermögen aufopfern sollen, und sehen sie, daß Andere, die sich an keine Vorschrift der Religion binden, dem Glücke im Schoße sitzen, und in äußerem Wohlstande leben, indessen sie mit Widerwärtigkeiten kämpfen müssen; da denken oder sagen sie: „Was hilft es, daß ich meine Hände in Unschuld wasche? was habe ich davon, daß ich mir bisher so viel Zwang anlegte, und

mich nach den Vorschriften der christlichen Religion richtete? — Andere, die das nicht thun, sind reicher, geehrter und glücklicher als ich — so will ich mich lieber in Hinkunft an keine Vorschriften der Religion binden, und meinen Begierden freien Lauf lassen."

O die Unglücklichen! sie wissen nicht, was sie thun. Machen wohl die Güter dieser Erde die Glückseligkeit des Menschen aus? O wenn das wäre, so würde sie Jesus seinen Anhängern und Nachfolgern gewiß nicht entziehen. Giebt es nicht Tausende, die mitten im Genusse dieser hinfälligen Güter unvergnügt und unglücklich sind? Und giebt es nicht im Gegentheil Tausende, die diese Glücksgüter nur dem Namen nach kennen, die arm und niedrig sind, und doch ein frohes, zufriedenes und beneidenswerthes Leben genießen?

Wandeln wir nach den Vorschriften der Religion; folgen wir Jesu nach; fliehen wir die Sünde, die der Leute Verderben ist: so verstopfen wir ja eine Quelle von tausend Uibeln. Ein vorwurfsfreies und ruhiges Gewissen ist ja ein stetes Wohlleben; es erhebt uns ja über alle widrige Schicksale, die uns hier aus weiser Zulassung Gottes treffen. — Hier ist ja noch nicht der Ort, wo den Nachfolgern Jesu die Krone der Glückseligkeit soll aufgesetzt werden; erst jenseits des Grabes wehet uns die Siegespalme entge-

gen;

gen; dort erst erhält die Tugend ihren vollen Lohn. Auch Jesus mußte hier erst leiden, und auf dem Wege der Leiden zu seiner Herrlichkeit eingehen: warum wollen wir also von seiner Nachfolge ablassen, wenn uns irdische Güter nicht zu Theil werden, und Widerwärtigkeiten unser Antheil sind? —

Nein! uns soll nichts von der Nachfolge unsres Erlösers trennen! Mit jedem Tage wollen wir uns mehr von der Wahrheit, Verbindlichkeit, Wichtigkeit und Nutzbarkeit seiner Befehle überzeugen und sie zur Richtschnur unsres Verhaltens machen. — Immer wollen wir hinsehen auf den Anfänger und Vollender unsres Glaubens — wir wollen nicht mehr uns, sondern nur Ihm leben, und seinem Beispiel folgen; dann haben wir ja, wenn er als Weltenrichter erscheinen wird, jenes fürchterliche Urtheil: weichet von mir, ihr Uibelthäter, ich kenne euch nicht. Matth. 7, 23. nicht zu fürchten. Wenn wir uns jetzt bemühen, ihm ähnlich zu werden, so werden wir dereinst sein Bild tragen; er wird uns für die Seinigen erkennen; er wird uns in das Reich seines Vaters einführen; wir werden mit ihm zur Rechten Gottes Freude und Wonne genießen. Amen.

Am dritten Sonntage nach Ostern.

Text: Ich gehe zum Vater. Joh. 16, 16.

Jesus nennt seinen Tod nicht anders, als einen Hintritt zum Vater; „Ich habe — sagt er in der Abschiedsrede, die er an seine Jünger hielt — das Werk meiner Sendung vollbracht; ich kehre nun zu dem zurück, der mich gesandt hat; ich gehe zum Vater.“ Er sah mit heiterem Blicke in sein nahes Grab; gieng seinen Leiden mit unerschrockenem Herzen entgegen; redete von seinem nahen Ende mit einer Heiterkeit des Geistes, die nur dem größten Tugendhelden eigen seyn kann. Mehr um seine Jünger als um sich selbst besorgt, suchte er nur diese auf den harten Schlag, den ihnen sein gewaltsamer Tod verursachen würde, vorzubereiten; er aber freute sich dem Augenblick entgegen, wo er nach vollbrachtem Erlösungswerk als Sieger über Tod und Hölle in das Reich seines Vaters zurückkehren würde.

Freunde, auch uns hat kein blindes Ohngefähr in die Welt gesetzt; auch wir haben unsere Existenz in dieser Welt dem Schöpfer aller Wesen zu verdanken, und einst kehren auch wir zu dem zurück, der

uns

uns das Leben gab, und uns diese Welt zum Prüfungsort angewiesen hat. Einst – wenn diese erste Periode unsers Lebens zu Ende seyn wird, gehen auch wir zu unserem Vater hin, der uns aus unserem vorigen Nichts ins Daseyn rief. — Und sollten wir uns nicht diesem glücklichen Wechsel entgegen freuen? Aber wie viele giebt es nicht, die sich mit beiden Händen an die Erde anklammern, und nicht von selber weggehen wollen! Wie viele giebt es nicht, die nichts von jenem Leben jenseits des Grabes wissen wollen; die vielmehr wünschen, immer auf dieser Erde bleiben zu können! —

Dieser Wunsch kann aber nur im Taumel der Sinnlichkeit oder von jenen geschehen, die ihre erhabene Bestimmung nach dem Tode nicht kennen; oder die ihr eigenes Herz verdammet, die ihr verwundetes Gewissen ein trauriges Loos nach dem Tode fürchten läßt. Wir haben ja so viel Ursache, uns ein anderes Leben zu wünschen.

Ich will in dieser Stunde mit euch untersuchen, was uns ein andres Leben wünschenswerth macht.

Brüder, die ihr mit mir zu jenem bessern und unvergänglichen Leben geschaffen seyd, der Stoff, den ich heute zum Inhalt meiner Rede gewählt habe, kann euch unmöglich gleichgültig seyn; ich erwar-

warte es daher von euch allen, daß ihr meine Gründe mit aufmerksamem Geiste vernehmen werdet.!

Abhandlung.

A. Das, was vor andern die Sehnsucht nach einem andern Leben in uns hervorbringen sollte, ist die Veränderlichkeit aller irdischen Dinge.

Die Jünger Jesu genossen durch drei Jahre des beseligenden Umgangs mit ihrem geliebten Meister; sie fühlten sich an seiner Seite so glücklich, und jetzt läßt er selbst aus seinem untrüglichen Munde die traurige Prophezeihung hören: „In kurzer Zeit werdet ihr mich nicht mehr sehen — ich kann euch nichts als trauervolle Tage ankündigen, weil ihr Drangsal und Verfolgung um meinetwillen ausstehen müsset. Glaubet mir, ich sehe den trostlosen Zustand zum Voraus, in den ihr werdet versetzet werden, und sehe zugleich das Frohlocken meiner Widersacher, die eurer Thränen spotten werden." Joh. 16, 23.

So veränderlich ist alles auf Erden! Die Welt mit ihrer Lust vergeht. 1. Joh. 2, 17. Und jene lokale Stelle, in der Paulus bei der bevorstehenden Verfolgung der Kirche die große Veränderung der damaligen bürgerlichen und politischen Verfassung den neuen Christengemeinen vorhersagt: „Die

Gestalt dieser Welt vergeht, 1. Kor. 7, 32. d. h. unsere dermalige Lage wird bald eine andere Gestalt bekommen — kann mit Grund zu allen Zeiten auf die Veränderlichkeit aller irdischen Dinge angewendet werden.

Fraget einmal die Geschichte und die Erfahrung; die werden es euch sagen, wie veränderlich alle irdische Dinge sind. Glück und Unglück — Reichthum und Armuth — Achtung und Verachtung — Liebe und Haß wechseln oft schnell mit einander ab. Dieser saß bisher beständig dem Glück im Schooße; alle seine Unternehmungen wurden mit dem glücklichsten Erfolg gekrönet; sein Wohlstand wurde immer blühender und beneidenswerther — aber auf einmal brechen Unglücksstürme über seinen Scheitel herein — er wird von dem höchsten Gipfel des Glücks in den tiefsten Jammer hinab gestürzt. —

Jener häufte Schätze auf Schätze; er war wohlhabend und vermögend; er konnte sich die Bequemlichkeiten des Lebens nach Genüge verschaffen — sein Tisch war immer mit den köstlichsten Gerichten, mit den geistreichsten Weinen besetzt; er konnte jede Mode mitmachen, wenn sie gleich noch so prachtvoll und kostspielig war; seinem Reichthume stand bald dieß, bald jenes sinnliche Vergnügen zu Gebote — Aber jetzt verliert er durch räuberische Hände seine Schätze; eine Feuersbrunst verwandelt seine Habe

und Gut in Asche; ihn trift Schlag auf Schlag, und am Ende sinkt er bis zum Bettelstab herab. Nun kann er nicht einmal die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen — muß mitleidige Herzen um Nahrung anflehen, kann kaum mit dem schlechtesten Gewande seine Blöße bedecken, und muß mit Mangel und Elend kämpfen.

Jener bekleidet ein ansehnliches Amt; sein unternehmender Geist, seine gemeinnützigen Projekte und sein brennender Eifer für das Wohl seiner Mitbüger nöthigen Tausenden Achtung gegen ihn ab; man begegnet ihm mit Ehrfurcht; er wird angebetet; er ist der Götze des Volks — Nun aber gelingt es seinen Feinden, die schon lange mit neidischen Augen auf ihn hinschielten; sie lassen jede Mine springen, die ihre Bosheit angelegt hat, und bringen es durch Kabalen und verläumderische Intriguen so weit, daß der Ehrenmann von seinem glänzenden Posten herabgestürzt wird — da jammert er nun im Staube — seine Feinde gehen mit teuflischem Hohngelächter bei ihm vorüber — und wetterwendische Menschen, die Verdienste nicht zu schätzen wissen, und ihr Urtheil nur nach der Außenseite fällen, begegnen ihm, wie einem Lotterbuben, mit der tiefsten Verachtung.

Heute hängt dieser oder jener mit ganzer Seele an uns, und morgen — Gott weiß, durch welche verläumderische Zunge gegen uns verhetzt, durch

wel=

welches falsche Urtheil wider uns irregeleitet — haßt er uns mit unversöhnlichem Haß.

Jetzt haben wir einen guten Freund, mit dem wir manche Blume auf unserem Lebenspfad gemeinschaftlich pflücken, und uns mit eben diesen Blumen die Dornen einander belegen, damit sie uns weniger verwunden; in seinem Umgange wird uns Gottes Welt immer schöner; seine Freundschaft ist die Würze unsers Lebens — Aber auf einmal reißt ihn uns das Schicksal von der Seite; da ist die Welt für uns öde und freudenleer; da fühlen wir jede Freude nur halb, und jeden Schmerz in seiner ganzen Größe; der Verlust des Freundes verwundet unser Herz eben so sehr, so hoch es zuvor in seinem Umgange mit Wonne geschlagen hat.

Ehegatten wünschen sich Kinder — ihr Wunsch wird erfüllt; Gott schenkt ihnen ein Unterpfand ihrer ehelichen Treue — Sie erblicken das theure Geschöpf, das Gebein von ihren Gebeinen, Blut von ihrem Blute ist; sie drücken den kleinen Liebling zärtlich ans hochschlagende Aelternherz — Allein der Mensch vom Weibe geboren lebt nur eine kurze Zeit — er geht auf wie eine Blume, und fällt ab. Wie die Blume in ihrer schönsten Flur vom Sturm zerknickt dahin welkt: so müssen die erfreuten Aeltern ihr Kind von einer Krankheit zerstört in seiner ersten Blüthe dahin sterben sehen.

Aeltern wünschen einmal ihre entfernten Kinder zu sehen, sehen sie, müssen wieder scheiden; so süß die Freudenthränen der Aeltern bei dem Empfang ihrer Kinder waren, so bitter sind nun ihre Abschiedsthränen, die sie auf die an ihrer Brust liegenden Lieblinge herabweinen. —

Sehet, m. Fr. in diesem obgleich nur mit flüchtigem Pinsel entworfenen Bilde die Veränderlichkeit der irdischen Dinge, und die kurze Dauer unsrer Erdenfreuden! Wer sollte also nicht sehnlichst wünschen, auch einmal Freuden zu genießen, die uns Niemand rauben wird? V. 22. Da aber dieser Wunsch in diesem Lande der Veränderlichkeit nicht realisirt werden kann: wie sollte ein anderes Leben, wo endlose Freuden unser harren, uns nun nicht wünschenswerth seyn?

B. Das muß es uns um so mehr werden, wenn wir das vielfache Elend auf Erden erwägen, das man theils an sich, theils an Andern sieht.

Die Erde ist freilich kein bloßes Jammerthal, aber auch kein bloßes Paradies. Die milde Hand des Schöpfers, die ihren Geschöpfen so gern Freude schafft, hat freilich manche lachende Blume auf unserm Pilgerpfad gepflanzt, um uns den Weg zum Grab angenehmer zu machen; aber wir treffen auch auf eben diesem Pfade manchen Dorn an, der uns schmerz-

haft

haft verwundet, und uns die Wanderschaft erschwert. Wer kann die Seufzer alle zählen, die unsrer beklommenen Brust schon entstiegen sind, oder die wir von Andern haben ausstoßen hören? Wie groß ist die Fluth von Thränen, die unserm Auge schon entstürzt sind, oder die wir über die kummervollen Wangen unserer Mitwanderer haben herabrollen sehen? Wie zahllos ist das Heer von Uibeln, die der Mensch sich selbst bereitet?

Da hat einer durch einen unmäßigen Genuß in Speise und im Trank, oder anderer sinnlichen Ergötzungen seine Gesundheit vergiftet, und muß nun auf das Schmerzenbette geheftet seine besten Tage vertrauern. — Dort schleicht der Wollüstling, durch seine Ausschweifungen entnervt, wie ein Skelet dahin, und muß sich mit einem siechen Körper durch die Welt schleppen, an dem man die Merkmale seiner Schandthaten lesen kann. — Da jammert der Verschwender im tiefsten Elende: er, der bei seinem vorigen Uiberflusse so viele selbst gemachte Bedürfnisse kennen gelernt, und, indem er alle bis zum Uibermaaß befriediget, sich und seine bedaurungswürdige Familie in die dürftigsten Umstände herabgestürzt hat, geht nun verzweiflungsvoll umher, im Innern gefoltert von Vorwürfen seines verletzten Gewissens: von Weitem hört er noch die Flüche von den Seinigen, sieht ihre Leidensthränen, die wie Höllengluth auf sein liebloses Herz fallen; sieht sich bei allem Elende von Andern

ver=

verstoßen, weil er muthwillig sich um seinen Wohlstand gebracht hat. — Dort schleicht der Verläumder, der Ohrenbläser und Achselträger, ausgeschlossen von jedem gesellschaftlichen Zirkel, ohne Freund umher, weil seine unbezähmte und boshafte Zunge so manchen Geifer der Verläumdung auf schuldlose Seelen ausgespieen, und dadurch Freundschaftsbande zerrissen hat. —

Eben so zahllos ist aber auch das Heer von Uibeln, die von Andern herrühren.

Hier welkt eine Gattin vor Gram in ihren besten Jahren hin, weil sie in die Hände eines Wüthrichs gerathen ist, der nur seinen Ausschweifungen nachgeht, das Hauswesen vernachlässiget, und seine Zeit in dem Zirkel liederlicher Kameraden, oder in den Armen habsüchtigen Buhldirnen tödtet, und bei allem dem das arme Weib, wenn sie ihm die gelassenste und vernünftigste Vorstellung macht, auf das grausamste tyrannisirt. —

Da vertrauert ein Mann seine Ehestandstage, weil er unter der Hülle seines weiblichen Engels einen Teufel sich zum Gefährten seines Lebens gewählt hat. Die pflichtvergessene Gattin reißt mit Gewalt die Oberherrschaft an sich; jede auch noch so vortheilhafte Anordnung des Mannes ist für sie ein Losungswort zur öffentlichen Fehde. Das, was der Mann

im

im Schweiße seines Angesichts erwirbt, wirft sie mit beiden Händen auf Kleiderpracht und Tändeleien weg. Die Stunden, die sie als Mutter der Erziehung ihrer Kinder widmen sollte, vertändelt sie am Putztische, oder bei ihrem Kleiderkram, und putzt sich oft Tage lang, um einige Stunden oder gar nur Minuten fremden Personen außer dem Hause zu gefallen, indessen sie zu Hause nachlässig und schmutzig umher geht, weil ihr der Mann längst gleichgültig geworden ist, und es ihr gar nicht mehr in den Sinn kömmt, sich ihm durch einen reinen Anzug gefälliger zu machen. Sie legt es recht geflissentlich darauf an, ihm Galle in seinen Freudenkelch zu schütten, und ihm seine Ruhe und sein Leben zu vergiften.

Diese Aeltern gehen von Gram gebeugt einher; Kummer frißt an ihrem Herzen, weil ihre Kinder die guten Lehren der Aeltern vergessen und sich sittenlosen Kameraden zugesellet haben, in deren Umgange sie a: Kopf und Herz verwildert sind, und nun mit Schande gebrandmarket als Taugenichtse und gefährliche Müssiggänger vor den Augen der gekränkten Aeltern umhergehen, die die Stunde verfluchen, in der sie Vater, Mutter geworden sind.

Jene Kinder ringen kläglich die Hände, und seufzen über ihre pflichtvergessenen Aeltern, weil sie bei deren Lebenszeit schon Waisen sind, und — was die Erziehung und Versorgung betrifft — keinen

Va-

Vater, keine Mutter haben. Die unnatürlichen Aeltern hängen nur ihren Ausschweifungen nach, lassen ihre Kinder mit Mangel und Elend kämpfen, bekümmern sich nichts um ihre Erziehung, lassen sie wie die Thiere des Feldes roh und unwissend aufwachsen, und zu nichts vorbereiten, wodurch sie sich einmal ehrlich nähren, und nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft werden könnten.

Da seufzt eine Gemeinde über die Ungerechtigkeit, mit der sie von ihren Beamten behandelt wird. Sie verkaufen die Gerechtigkeit, die sie handhaben sollten; bei ihnen hat nur der Recht, der ihrer unersättlichen Habsucht ein größeres Opfer bringt. — Arme Wittwen und Waisen finden daher bei diesen Unholden selten Gehör, müssen immer Unrecht haben, wenn sie mit einem Vermögenderen im Streit liegen, der die Richter besticht. Sie behandeln die armen Unterthanen auf eine recht despotische Art, und regieren absichtlich nach dem Schreckenssystem, weil die Geängsteten um so reichlicher opfern.

Oft seufzt ein ganzes Land unter dem eisernen Zepter eines despotischen Regenten, dem Blut und Thränen seiner Unterthanen unbedeutende Dinge sind; der unerschwingliche Abgaben von ihnen erpreßt, und von ihrem Schweiße seinem gränzenlosen Luxus Opfer bringt, und aus Eroberungssucht Kriege an-

zettelt, wobei die gepreßten Unterthanen erst gänzlich in den Ruin gestürzt werden.

Doch wer wollte sie alle herzählen die Uibel, die den Menschen ihre Tage trüben? Wenn wir nun so viel selbst verursachtes oder von Andern herrührendes Elend theils selbst empfinden, theils unsere Brüder unter der Last desselben müssen seufzen hören: in wessen Herzen sollte da nicht der Wunsch nach jenem bessern Leben aufsteigen?

C. Was diesen Wunsch noch mehr erregen muß, sind die ungleichen Schicksale hier auf dieser Erde.

Joseph, der keusche Jüngling, der kein so großes Uibel thun, und den Herrn seinen Gott durch einen Ehebruch beleidigen wollte, muß im Kerker schmachten, und das ehebrecherische Weib des Potiphars, die ihre unreine Begierde dem tugendhaften Jüngling andichtete, lebt alle Tage im besten Wohlseyn. —

Johannes, der Herold des Messias, der an Heiligkeit alle übertrifft, die vom Weibe gebohren sind, wird in unverdiente Bande geschlagen, und muß am Ende unter der Hand des Henkers sterben, und Herodias, die Blutschänderin, die das Haupt dieses heiligen Mannes mittelst ihrer Tochter von dem Herodes fodert, lebt alle Tage in Freuden. —

Je-

Jesus, der Sohn des ewigen Vaters, der Wohlthäter der Menschheit, der nicht seines Gleichen hat, lebt arm und niedrig, wird endlich wie ein staatenverderbender Mann an dem Schandholze des Kreuzes hingerichtet — und seine Feinde, die Pharisäer und Schriftgelehrten, die unter der Larve der Heiligkeit das Volk irre führen und plündern, und aus Rachsucht den Weltheiland an das Kreuz bringen, leben alle Tage herrlich, stehen im größten Ansehen, und sind geehrt. —

Paulus, der sich um die Verbreitung der wohlthätigen Religion Jesu vor allen seinen Mitaposteln das größte Verdienst erwarb, wird wie ein Missethäter in Ketten geschlagen, und der nichtswürdige Agrippa, der unedle Felix prangen im Purpur, und sitzen auf Thronen. —

Und so, wie in den Vorzeiten die Schicksale so ungleich vertheilt waren, so ist es auch noch in unsern Zeiten.

Der reiche Müssiggänger schwelgt mit jedem Tage bei voller Tafel, und der arbeitsame Taglöhner kann kaum trockenes Brod genug erwerben, seine hungrige Familie zu sättigen. — Die feile Maitresse rauscht in prächtigem Stoff einher, und die ehrliche Bürgerstochter hat kaum einfache Kleidung genug, ihre Blöße zu decken. Die ehelose Wirthschafterin bei

diesem oder jenem Herrn genießt sein unbegränztes Zutrauen und seine ganze Liebe, und wird nebst dem, um das sie ihn betrügt und bestiehlt, noch reicher von ihm beschenkt, weil sie seine schwache Seite zu packen weiß, oder ihm zur Befriedigung seiner bösen Lüste dient — und der ehrliche arbeitsame Dienstbothe, den sie verläumdet, wird beinahe wie ein Lastthier behandelt. — Der an Kopf und Herzen verdorbene Schmeichler schwingt sich auf Ehrenposten empor — und der gerade Mann, den Verdienste und Talente auszeichnen, muß im Staube kriechen. —

Hier muß sich der Mann, der unter den Waffen grau geworden ist, und muthvoll in mehreren Schlachten sein Leben für Fürsten und Vaterland gewagt hat, von einem unbärtigen verdienstlosen Weichling, der auf krummen Wegen das Porte d'Epée erschlichen hat, hudeln lassen. —

Da liegt der Brodvater von einem Haufen Kinder auf das Schmerzenbette geheftet — und der geizige Hagestolz ist frisch und gesund. —

Dort stürzt der Tod einen Gatten und Vater in seinen besten Jahren in die Grube, der eine gebeugte Wittwe und ein Häufchen unversorgter Kinder zurück läßt — und dort lebt noch ein grauer

Bösewicht, der eine Plage seines Hauses und eine Geißel der Gemeinde ist. —

Wenn wir nun diese und ähnliche ungleiche Schicksale noch täglich in der Welt sehen; wenn wir so oft die traurige Erscheinung auf der Erde haben, daß dem Tugendhaften begegnet, was dem Lasterhaften begegnen sollte, und dem Lasterhaften, was dem Tugendhaften gebührt, Pred. 8, 14. so könnten wir leicht in dem Glauben an Gottes Gerechtigkeit und an eine göttliche Vorsehung irre gemacht werden. — Nichts kann uns aber hiebei besser beruhigen, als der Gedanke: daß hier noch nicht der Ort ist, wo das Verdienst immer soll gekrönt, und die Tugend völlig belohnt werden. Erst über dem Grabe weht uns die Siegespalme entgegen — erst dort ist der Ort, wo die Tugend und das Verdienst vollen Lohn erhalten soll — erst in dem anderen Leben wird jeder empfangen, wie er es bei Leibesleben verdient hat. — Und eben darum muß natürlich in uns der Wunsch nach jenem anderen Leben entstehen, wo die Schicksale werden ausgeglichen werden.

D. Was endlich den Wunsch nach dem andern Leben noch mehr in uns erregen muß, ist die Eingeschränktheit unsrer Kenntnisse, und die Unvollkomenheiten unsrer Tugenden.

Un=

Unsere Vernunft erhebt uns zwar zu den edelsten Geschöpfen in der Reihe sichtbarer Wesen; wir können es mittelst unsers forschenden Geistes in nützlichen Erkenntnissen immer weiter bringen, und haben es auch mit jedem Jahrhundert weiter gebracht — Man frage nur die Geschichte, welche nützliche Entdeckungen in einem Zeitraum von 300 Jahren sind gemacht worden. — Die Einsichten des menschlichen Geschlechts wachsen mit dem Alter der Welt. Sollten unsere Vorältern bis ins sechzehnte Glied, d. i. vor etwa 500 Jahren, unsere Predigten hören, unsere gemeinnützigen Geistesprodukte lesen; sollten sie finden, daß fast in jeder Strohhütte jemand einen Brief schreiben kann, sie würden bis zum Erstaunen hingerissen werden; so wie wir, wenn wir die neuen Erfindungen voraus sehen könnten, die nach einigen Jahrhunderten hinzukommen werden.

So richtig das alles ist, so bleibt es dabei doch wahr, daß unsere Kenntnisse immer, auch in blos natürlichen Dingen, sehr eingeschränkt sind. Die Natur hat für den größten und scharfsichtigsten Naturforscher noch Geheimnisse genug, die er nicht ergründen kann. Was soll ich nun erst von so vielen mittelmäßigen und seichten Köpfen sagen?

Eine noch größere Eingeschränktheit der menschlichen Erkenntniß zeigt sich in der Sphäre der Religion. Betrachtet nun einmal die häufigen und mannigfal-

tigen Religionsparteyen, wie verschieden sie über einen und eben denselben Gegenstand der Religion denken! Der größte Theolog stößt auf Stellen, wo er die Eingeschränktheit seines Geistes fühlt. — Selbst bei dem göttlichen Lichte, das uns die Offenbarung angezündet hat, behält die Religion noch Geheimnisse, die über dem Horizont unsers Verstands liegen. Hören wir nur, was über diesen Punkt der große und erleuchtete Paulus sagt: „Unsere jetzigen Kennt„nisse verhalten sich zu den zukünftigen, wie sich un„gefähr unsere Begriffe in der Kindheit zu den Ein„sichten in männlichen Jahren verhalten. Da wir „noch Kinder waren, redeten wir nach den Begriffen „eines Kindes, und unsere Grundsätze und Meinun„gen waren diesen kindischen Begriffen angemessen; „sogar unsere Schlüsse und Urtheile waren kindisch: „allein, da wir zu unseren reiferen Jahren kamen, „änderte sich auch unsere Denkungsart, und unsere „Einsichten wurden männlich, wie unsere Denkungs„kraft. Nun eine solche Veränderung wird auch mit „unserer Erkenntniß vorgehen, wenn wir in das ewi„ge Leben kommen. Jetzt erkennen wir Gott nicht in „seiner wahren Beschaffenheit; wir sehen nur das „Bild desselben, wie in einem Spiegel vorgestellt; „die Zukunft noch in dunkeln Offenbarungen einge„hüllt; wenn wir aber einst in den vollkommenern „Zustand werden versetzt werden, dann wird unsere „Erkenntniß anschauend seyn.“ 1. Kor. 13, 9—13.

Wer sollte sich nun nicht nach dem Ort dieser höheren Erkenntniß, oder nach dem andern Leben sehnen?

Besonders, wenn wir zu dieser Eingeschränktheit unserer Kenntnisse die Unvollkommenheit unserer Tugenden hinzurechnen.

Wie schwach sind wir nicht in der Ausübung der Tugend! Wollen haben wir öfters, Entschlüsse fassen wir nicht selten: aber Gott muß uns manche Hinderniße aus dem Wege räumen, oder wir vollbringen nichts. So legt selbst der tugendhafte Paulus das Geständniß von sich ab: „Ich weiß, in mir, das ist, in meinem Fleische, wohnt nichts Gutes. Das Gute wollen ist wohl in mir befindlich; aber die Ausübung des Guten fehlt mir. Röm. 7, 18.

Und wenn wir ja eine tugendhafte Handlung ausüben, welche Unlauterkeit mischt sich nicht in selbe! wie viele Schlacke führt sie nicht mit sich! Wenn mir Stand, Erziehung, Temperament, zeitliches Interesse, brausende Leidenschaften und Gelegenheiten wegrechnen — was bleibt von unsern Riesentugenden übrig? —

Wer hat nun bei dem Gefühle seiner Schwäche und Unvollkommenheiten nicht Ursache, mit Paulus aus-

auszurufen: „O ich elender Mensch! wer wird mich von diesem sündhaften Leibe, dem Sitz der bösen Lüste und des Todes, befreien?" Röm. 7, 24. Wer sollte nicht mit eben diesem Apostel Lust haben abzuscheiden, und dort in dem andern Leben bei Christo zu seyn? Philipp. 1, 23.

O Freunde, Brüder! danken wir Gott recht herzlich, daß er uns bei der Veränderlichkeit aller irdischen Dinge, bei dem vielfachen Elend auf dieser Erde, bei der Ungleichheit der Schicksale, bei der Eingeschränktheit unsrer Erkenntnisse, und bei der Unvollkommenheit unsrer Tugenden eine so frohe Aussicht in ein anderes Leben geöffnet hat. Danken wir ihm mit ganzer Seele für die herzerhebende Hoffnung eines bessern und ewigen Lebens.

Aber hüten wir uns, daß diese unsere Hoffnung nicht in Vermessenheit ausarte; daß wir dieses bessere Leben nicht erwarten, ohne uns zu einem tugendhaften Wandel auf selbes vorbereitet zu haben. Wir wollen auch dieses Erdenleben als ein Geschenk des Himmels schätzen, selbes als unsere Prüfungszeit treulich benützen, die Rolle gut spielen, die uns die Vorsehung hier zugetheilt hat; bis er ihr gefallen wird, uns von der Schaubühne dieser Welt in jenes bessere Leben abzufodern. Amen.

Am vierten Sonntage nach Ostern.

Text: Ich versichere nach der Wahrheit, es ist euer Vortheil, daß ich hingehe; denn wenn ich nicht hingienge, so käme der Beistand nicht zu euch; wenn ich aber hingehe, so will ich ihn zu euch senden. Joh. 16, 7.

Wer in der Lebensgeschichte Jesu nicht ganz Fremdling ist, der weiß es, wie viel Gutes er während seines Lebens auf Erden unter seinen Zeitgenossen gewirkt hatte. „Er ist umhergereiset" — sagt Lukas — „und hat wohl gethan." Apostelg. 10, 38.

Wie manches Menschenherz hat er durch seine wohlthätigen Wunder erfreut! wie viel Samen der Weisheit und Tugend durch seinen vortreflichen Unterricht ausgestreuet, der zwar noch nicht alle die Früchte getragen hatte, die er hätte tragen können; der aber doch hie und da im Verborgenen keimte, und den schlummernden Verstand zu einem Nachdenken geweckt hatte, das nicht ohne alle Folgen bleiben konnte!

Aber mit dem, was Jesus während seines Daseyns auf Erden gewirkt hatte, war sein menschenfreundliches Herz noch nicht zufrieden; er wollte auch dann noch fortwirken, wenn er sich den Augen der Sterblichen würde entzogen haben, und zu dem zurückgegangen seyn, der ihn in die Welt gesandt hatte. Dem Retter und Beglücker der Menschheit war es nicht genug, etwas gethan zu haben; er wollte auch den großen Plan ganz vollenden. Zwar spricht er zu seinem himmlischen Vater: „Ich habe dich auf Erden verherrlichet, und das Werk, welches du mir zu verrichten aufgetragen hast, vollkommen ausgeführt. Joh. 17, 4. Aber da ist die Rede auch nur von dem, was er nach dem Rathschluß seines Vaters für seine Person durch seine sichtbare Gegenwart auf Erden wirken sollte — das war vollendet; aber damit war eigentlich nur der Grund gelegt zu dem großen Werke, das Jesus zum Wohl der ganzen Menschheit zu Stande bringen wollte. Der Grund war vollendet, das Werk aber selbst, das auf diesem Grunde sollte aufgeführt werden, kaum angefangen, das Werk nämlich: die Menschen zu erleuchten und zu bessern, das Reich des Irrthums und der Sünde zu zerstören, die Fessel zu zerbrechen, welche Unwissenheit und Lasterhaftigkeit dem Menschengeschlechte angelegt hatten — und selbst durch Erkenntniß der Wahrheit frei und glück-

lich

lich zu machen. Joh. 8, 32. Zur Vollendung dieses erhabenen und edlen Plans wollte Jesus auch nach seinem Abschied von dieser Welt noch mitwirken; deswegen machte er bei seiner Abschiedsrede seinen Jüngern die trostvolle Verheissung, daß er nach seinem Hintritt zum Vater ihnen den Beistand senden wolle — er sandte ihn auch wirklich, und auf diese Art wirkte Jesus auch nach seinem Tode noch unter den Menschen fort.

Freunde, diese Kraft liegt auch in uns. — Der Mensch ist bei weitem das stärkste Geschöpf auf dem Erdboden; nicht zwar an körperlicher Kraft, denn hierin wird er von manchem Thier übertroffen; aber doch kann er mehr thun, als der Elephant und jedes noch so starke Thier — und das mittelst seiner Geisteskraft — mittelst seiner Vernunft. Durch dieses edle Geschenk der Gottheit, das uns über die Klasse der Thiere des Feldes erhebt, kann der Mensch da wirken, wo er nicht gegenwärtig ist; er kann selbst nach seinem Tode noch fortwirken.

Ich habe diese große Wahrheit zum Inhalt meiner heutigen Rede gewählt. Ich will euch erstens diese Wahrheit etwas mehr beleuchten, oder euch näher zeigen, daß der Mensch die Fähigkeit habe, nach seinem Tode noch fortzuwirken — dann will ich aber auch zeigen, wie viel daran gelegen sey, daß diese Fähigkeit gebraucht werde.

Er-

Erster Theil.

Kurz vor seinem Abschied zeigte Jesus seinen Jüngern das große Werk, wozu sie als seine Nachfolger im Lehramte berufen wären, und sprach: „Ich befehle euch, in meinem Namen in alle Gegenden der Welt hinzugehen, und die Geschichte meiner Erlösung allen Menschen ohne Ausnahme zu verkündigen. Wer an dieselbe glauben, und sich durch die Taufe öffentlich dazu bekennen wird, der soll errettet werden; wer sie aber verwirft, diese Ankündigung, den wird Gott verurtheilen. Dabei gebe ich euch, meinen Nachfolgern, die Versicherung, daß euer Lehr- und Predigtamt durch offenbare Wunder unterstützt werden soll, und diese werden denen, die euch anhören, Beweise eurer göttlichen Sendung seyn. Im Vertrauen auf mich, und unter Anrufung meines Namens werdet ihr Dämonen austreiben, fremde, nie gelernte Sprachen reden; kein Biß giftiger Thiere, kein tödtlicher Gifttrank wird euch etwas schaden; wenn ihr euere Hände auf Kranke leget, so werdet ihr denselben die Gesundheit wieder geben."

Nachdem er ihnen auf diese Art das große Werk gezeigt hatte, zu dem sie berufen wären, entzog er sich ihren Augen, und ward in den Himmel und zur Gemeinschaft der Majestät und Herrschaft Gottes erhoben. Sie aber, die getreuen Boten seines Wortes

traten nun, mit der Wunderkraft ihres göttlichen Lehrmeisters ausgerüstet, ihr Missionsgeschäft an, predigten muthvoll nicht nur in Jerusalem und dem Judenlande, sondern an allen Orten, wo sie hinkamen, das Evangelium; und die Kraft des Herrn segnete ihre Arbeit, und bekräftigte durch Wunder ihre Lehre.

So wirkte also Jesus noch durch seine Jünger fort — durch diese seine Anstalt wurde auch unseren Vorfahren das Licht des Evangeliums angezündet — auch wir genießen die Wirkung jenes Befehls: „Gehet hin in alle Gegenden der Welt, und prediget allen Menschen das Evangelium." Noch jetzt wirkt Jesus mittelst seiner Lehre, deren Ausbreitung er veranstaltete, auf Millionen Menschen in allen Welttheilen, und theilt ihnen Rath, Trost, Unterricht und Ermahnung mit. So ist Jesus noch immer unser Lehrer, Freund und Helfer; wenn er gleich nicht mehr sichtbar unter uns wandelt. Sein Werk ist und bleibt noch immer unter uns, und wird unseren spätesten Nachkömmlingen seyn, was es uns gewesen ist.

So können auch wir, wenn gleich nicht in einem so hohen Verstande, nach unserem Tode fortwirken. So kann der Menschenfreund nach seinem Abschiede von der Erde noch fortwirken durch das Gute, das er gestiftet hat, durch die edlen Thaten, deren Fol-

gen

gen sich noch auf die Nachwelt erstrecken, die auch dann noch bleiben, nützen und Früchte tragen, wenn er selbst nicht mehr vorhanden ist.

So kann der Religionslehrer nach seinem Tode unter seinen Zuhörern noch fortwirken durch die Kenntnisse, Grundsätze und Gesinnungen, welche er mitgetheilt hat, und welche auf ihr Verhalten und Thätigkeit noch immer Einfluß haben. — Wenn er so manchen Gott und die gesunde Vernunft entehrenden Aberglauben unter ihnen ausgerottet, ihnen manches ruhestörende Vorurtheil benommen, und sie zu einem freudigeren Wesen im Christenthume angeführt hat — wenn er durch herzerschütternde Religionswahrheiten verjährte Sünder aus ihrem Sündenschlafe aufgeschreckt, ihnen die Binde vom Auge gerissen, die sie den schaudervollen Abgrund des Verderbens nicht sehen ließ, an den sie die betrügerische Sünde geführt hatte; wenn sie dann ihre bösen Wege verlassen, künftig um so vorsichtiger der Mörderin ihrer Ruhe, der Sünde, ausweichen, und um so behutsamer den Pfad der Tugend wandeln, und Andere vor dem Betrug der Sünde warnen — wenn seine Zuhörer die edlen Grundsätze ihren Herzen eingeprägt haben, und dann, diesen Grundsätzen getreu, den heftigsten Versuchungen zum Bösen trotzen, und die Scheingründe liebloser Verführer entkräften, der Wahrheit und Tugend treu bleiben, und dadurch ihre Verführer auf eine heilsame Art

beschämen, und wohl gar gewinnen: wenn diese ihre erlernten Grundsätze wieder Andern mittheilen, und ihnen deren Aechtheit und Werth empfehlen — wenn sie durch die guten Gesinnungen, die er ihnen durch seine Lehren und Beispiele eingeflößt, andere Menschen erfreuen, und ihnen das Leben angenehmer machen, und ihre guten Gesinnungen auch Andern wieder einflößen — so wirkt ja der Religionslehrer, der der Urheber von allen diesen beseligenden Folgen ist, noch immer in der Welt fort, wenn er gleich schon lange nicht mehr unter den Lebendigen sich befindet.

So kann auch der Lehrer der Jugend nach seinem Tode noch fortwirken, wenn er den Kleinen die Milch der Religion einflößt, d. i. sie in den Anfangsgründen des Christenthums unterrichtet, in ihren jungen Herzen beizeiten Liebe zur Tugend und Abscheu vor dem Laster erweckt, und sie in solchen Dingen unterrichtet, die in ihrem künftigen Stande zu ihrem guten Fortkommen dienen. — In seinen Händen ist die Nachwelt, und was er jetzt wirkt, wirkt er zugleich für die Nachwelt. — Wenn aus seinen Schülern und Zöglingen geschickte Leute werden, die dem Vaterlande Ehre machen, die als nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft geschätzt werden, und durch ihre Geschicklichkeit Andern manchen angenehmen und nützlichen Dienst leisten, und auf das Wohl ihrer Mitmenschen wohlthätigen Einfluß haben,

so

so ist das sein Werk, weil er den Grund dazu gelegt hat; so wirkt er bei der Nachwelt fort, wenn auch seine Gebeine lange schon im Schoße der Erde ruhen.

So können Gesetzgeber, Obrigkeiten und Regenten durch gute und gemeinnützige Anordnungen, die sie zum Besten des Landes treffen, durch den Geist der Thätigkeit und Betriebsamkeit, den sie durch weise Anstalten unter ihren Unterthanen zu erwecken und zu befestigen wissen — durch neue Nahrungsquellen, die sie öfnen, aus denen noch Kinder und Kindeskinder schöpfen, auch dann, wenn ihre Kronen, so wie sie längst zerstäubt sind, in ihren Staaten noch fortwirken, und die Unterthanen ihres vormals beherrschten Reiches noch beseligen.

So können Aeltern noch in ihren gut gezogenen und gebildeten Kindern fortleben und wirken. — Denken wir uns Aeltern, die es immer für eine ihrer ersten Pflichten, für eines ihrer angenehmsten Geschäfte halten, ihre Kinder zu verständigen und denkenden Menschen zu erziehen — die mit sorgfältigem Auge über ihre Kinder wachen, um deren Wünschen, Neigungen und Begierden die rechte von der Vernunft und Religion gebilligte Richtung zu geben, ihre Leidenschaften zu mäßigen, mit einem Worte: ihr Herz dem Guten geneigt zu machen — die zu diesem Ende Sorge tragen, die sich entwik-

kelnden Triebe und Neigungen der Kinder unschädlich zu machen, sie vom Bösen ab- und zum Guten hinzulenken — die ihre Kinder so frühe als möglich von allem entwöhnen, was selbe doch einmal lassen und meiden müssen — die weit von dem sträflichen Leichtsinn entfernt sind, daß sie unter dem Vorwand, daß die Jugend keine Tugend habe — auch nur die kleinste Unart derselben, die Vorsatz und bösen Willen charakterisiren, entschuldigen sollten — wissen solche Aeltern dabei ihren Kindern die Religion von einer liebenswürdigen Seite bekannt zu machen; gewöhnen sie selbe von Jugend auf, mit bedachtsamer Uiberlegung, was sie von der Religion gehört und gelernt haben, anzuwenden, und lassen sie selbe nie beim allgemeinen Wissen stehen bleiben; gehen zu diesem Ende die religiösen Aeltern ihren Kindern überall selbst mit ihrem Beispiel vor — machen sie die Religion selbst zur Hauptsache ihres Lebens; sind sie, mit einem Worte, ihren Kindern das, was jener ehrwürdige Menschenfreund Jesus uns allen ist, Vorbilder, denen sie nachfolgen, und in deren Fußstapfen sie treten können; dann werden die Kinder Religion und Tugend von ihren Aeltern erben, und selbe auf Kinder und Kindeskinder, auf mehrere Generationen und Menschenalter fortpflanzen.

So kann auch der Meister einer Kunst und eines Handwerks nach seinem Tode noch fortwirken, durch nützliche Erfindungen, dauerhafte Arbeiten, die alsdann noch existiren, wenn er selbst in Staub zerfallen ist — so auch durch die Lehrlinge, die von ihm gelernt haben, und ihrem Meister in der Folge noch Ehre machen, und wieder Andere in ihrer Kunst unterrichten. — Der Baumeister lebt in gewissem Verstande in den Gebäuden fort — die er aufgeführt hat; denn die Bewohner desselben werden es ihm vielleicht nach Jahrhunderten noch Dank wissen, wenn er sie bequem, fest und dauerhaft hergestellt hat.

Der Weise wirkt durch seine Rathschläge fort — die beseligenden Resultate derselben fühlen vielleicht die spätesten Nachkömmlinge noch.

Der Schriftsteller macht sich durch seine Geistesprodukte noch um die Nachwelt verdient — wenn er durch selbe nützliche Kenntnisse verbreitet, der Religion und der Tugend Verehrer zuführt — auf diese Art wuchert er mit seinen Talenten auch nach seinem Tode noch rühmlich fort.

Der Reiche, der mit seinem Reichthume arme Familien dem Elende entrissen, und sie in einen bessern Zustand versetzt, oder der sein Geld auf andere gemeinnützige Anstalten verwendet hat, ist und

bleibt auch nach seinem Tode der Stifter alles jenen Segens und der Freude, die diese gemeinnützige Anstalt denen gewährt, die Genuß von derselben haben.

Und so kann jeder, der etwas Gutes zu wirken im Stande ist, sich dadurch noch um die spätesten Nachkömmlinge verdient machen, und unter ihnen fortwirken; denn eine einzige gute Handlung ist oft von ausgebreiteten und sehr entfernten Folgen. Eine Wohlthat, die wir jetzt nur *einem* Menschen erweisen, kann es auch für hundert Andere werden, die mit ihm in Verbindung stehen, zu seiner Familie, zu seinen Bekannten gehören, welche dann wieder auf Andere Einfluß haben — und so können sich die Folgen einer einzigen guten Handlung oft ins Unendliche verbreiten; wir können in das späteste Zeitalter, ins Unendliche fortwirken.

Es läßt sich nun schon zum voraus denken, daß sehr viel daran gelegen seyn muß, Gebrauch von dieser Fähigkeit zu machen. Ihr sollt davon gleich näher überzeugt werden.

Zweiter Theil.

A. Der Gütigste und Gerechteste, der seine Gaben und Talente weislich unter seine Geschöpfe vertheilet, will zwar nirgends erndten, wo er nicht gesäet hat; er will aber auch irgends vergebens gesäet haben. Gab er nun uns Menschen Talente und Vorzüge vor andern Geschöpfen, so will er doch gewiß — und er hat das Recht es zu wollen — daß wir diese Talente, diese Vorzüge nicht unbenützt lassen, sondern damit wie treue Knechte wuchern, und sie nach der weisen Absicht des Gebers alles Guten benützen sollen.

Zu den Vorzügen, die wir vor den Thieren des Feldes genießen, und uns über selbe erheben, gehört auch unstreitig der, daß wir mittelst der Geisteskräfte an die Zukunft denken und für selbe sorgen können, welche große Eigenschaft dem vernunftlosen Thier gänzlich mangelt. Das Thier kann, wenn es stirbt, nicht einmal für seine Jungen sorgen, und nicht die geringste Anstalt zu ihrem besseren Fortkommen treffen. Das Thier sieht blos das Gegenwärtige — aber der Mensch blickt mittelst seiner Vernunft auch in die Zukunft hinaus. Er hat Kraft und Fähigkeit vom Schöpfer aller Wesen erhalten, auch für die Zukunft zu sorgen, und in seinem Leben so zu handeln, daß er nach seinem Tode noch fortwirken könne. Uns fehlt es weder an Kraft noch an Gele-

gen-

genheit, für uns und für andere, für die kleine und für die größere Gesellschaft, zur welcher wir gehören, zu wirken. Wir können, ohne daß wir Fürsten, Staatsbediente, Helden, Erfinder, Führer und Lehrer des Volks sind, weit um uns her wirken und einen mannigfaltigen ins Unendliche sich erstreckenden Einfluß auf das Wohl unsrer Brüder haben. Sollte der Weiseste, der nie zwecklos handeln kann, dem Menschen diese große Kraft und Fähigkeit ganz zwecklos zugetheilt haben? Sollte es nicht sein heiligster Wille seyn, daß der Mensch sich dieses Vorzuges bediene; daß er jetzt das Gute nach dem Maaße seiner Kräfte vollbringe, dessen Folgen auch nach seinem Tode noch fortwirken; daß er sich durch gute und edle Thaten verewige? Mensch! — die Ehre, die dir Gott hierin vor den Thieren eingeräumt hat, fodert es, daß du dich dieses Vorzuges bedienst; sonst würdest du einst als ein treuloser Knecht, der sein Talent vergraben, zur strengsten Rechenschaft gezogen werden. Mensch, der du den mächtigen Thätigkeitstrieb, die große Kraft, womit du so viel in dir und außer dir wirken könntest, auf lauter Kleinigkeiten verschwendest; der du zwar immer geschäftig bist, aber nichts zu Stande bringest, das deiner würdig, nichts, was das allgemeine Wohl beförderte, nichts, dessen Andenken dich nach deinem Abschied von der Welt erfreuen und belohnen könnte; der du — wie ein Kind, bei dem sich die Vernunft noch nicht ganz entwickelt hat, dein ganzes Leben verträumst, ver-

tändelst, verspielst, verscherzest — der du deine Thatkraft zwar übest, aber im Bösen übest; der du weit um dich her wirkest, aber nur selten Gutes wirkest; der du allenthalben Unkraut ausstreuest, Unschulden verführest, deinen Brüdern das Theuerste, was sie haben, ihre Gewissensruhe raubest — Mensch! der du den Thätigkeitstrieb, den der Schöpfer in dich gelegt, so unterdrückest, oder ihm eine so verkehrte Richtung giebst, wo bleibt deine Würde, wodurch zeigt sich dein Adel, dein Vorzug, den du vor den vernunftlosen Thieren hast, wenn du gleich den Thieren des Feldes über dem Genusse des gegenwärtigen Augenblickes die ganze Vergangenheit vergissest, und die Zukunft, für die du jetzt rühmlich wirken könntest, aus dem Gesicht verliersest? Wo bleibt deine Würde, wo zeigt sich dein Adel, wenn du deine Thatkraft zu deinem und deiner Brüder Verderben verwendest? O erwache doch aus deinem Schlummer, schäme dich deiner Trägheit, wenn du die Würde deiner Natur behaupten, wenn du nichts als Pflanze, nicht als Thier, sondern als vernünftiger Mensch leben willst. Denke an die strenge Rechenschaft, die dir bevorstehet, wenn du deine Thatkraft unbenützt lässest, oder sie gar zum Bösen verwendest, und nicht so, wie du könntest, in guten und edlen Thaten nach deinem Tode fortwirkest.

B. Wenn wir die Fähigkeit, nach dem Tode fortzuwirken, recht benützen, so kann unser Andenken am besten bei der Nachwelt erhalten werden.

Ich weiß nicht, was ich von einem Menschen denken soll, der denkt oder sagt: „Ich bekümmere mich nichts darum, ob die Menschen nach meinem Tode an mich denken oder nicht — es ist mir gleich viel, wie die Nachwelt einst über mich urtheilt und über mich denkt — ob mein Gedächtniß im Segen bleibe, oder verabscheuet werde.“ Wenn man auch noch so gelinde von einem solchen Menschen urtheilen will, so muß man ihn doch wenigstens leichtsinnig nennen. Welchem unverdorbenen und gefühlvollen Menschenherz thut es denn nicht wohl, wenn man sich sagen kann: „Dein Andenken wird nicht mit deinem körperlichen Daseyn von der Erde verschwinden — auch wenn deine Gebeine schon im Schooße der Erde ruhen, und deine irdische Hülle, die jetzt dein Geist bewohnt, in Staub zerfallen seyn wird, wird man doch noch oft an dich denken, von dir reden, sich deiner erinnern, und dein Andenken segnen. Unsichtbar wirst du unter deinen Bekannten, Freunden und Angehörigen, die dir jetzt so theuer sind, fort leben, und die spätesten Nachkommen werden deinen Namen mit Ehrfurcht, Dank und Liebe nennen.“ Diese herzerhebende Hoffnung erheitert den Vater, wenn er seine Kinder, den Gatten, wenn er den Gefährten seines

nes Lebens, den Freund, wenn er den, der sein zweites Ich war, verlassen soll.

Es muß ein Mensch von abgestumpftem Ehrgefühle seyn, der gleichgültig dabei bleiben kann, wenn er mit Grund vermuthen kann, daß die Nachwelt ihn in die Klasse der Verworfenen rechnen, und ein entehrendes Urtheil über ihn wird ergehen lassen. Jeder, auch der Anspruchloseste wünscht vielmehr, daß sein Gedächtniß im Segen bleiben, daß man sich seiner stets im Guten erinnern möge — um das bitten ja oft Aeltern und Freunde noch mit stammelnden Lippen ihre Geliebten, die um ihr Sterbebette stehen — ihr letzter schwacher Händedruck — ihr matter brechender Blick will ja noch sagen: „Vergesset meiner nicht." Aber sehr oft bleibt dieser Wunsch der Sterbenden unerfüllet — bei vielen trifft das Sprüchwort ein: „Aus dem Auge, aus dem Sinne." Mit dem Körper des Verstorbenen wird gewöhnlich auch sein Andenken begraben — eine flüchtige Erinnerung, die von keinem Dank und Segen begleitet ist, ist oft alles, was man dem Verstorbenen schenkt.

Dieses traurige Loos haben aber jene so leicht nicht zu fürchten, die gute Wirkungen von sich zurücklassen.

Bist du, Regent, deinen Unterthanen im eigentlichen Verstande des Wortes Landesvater; liegt dir ihr Wohl immer näher als die Vermehrung deiner Finanzen an dem Herzen; beherrschest du sie mit Weisheit und Güte; triffst du nützliche Anstalten im Lande, deren gesegnete Folgen auch die Nachwelt noch genießen wird — so wird das Andenken in den Herzen deiner Unterthanen und ihrer Nachkömmlinge lange fortleben. So bleibt der Name Josephs des II. der unter andern nützlichen Anstalten vorzüglich dem Landmanne seinen Stand erleichtert hat, gewiß Tausenden unvergeßlich, und die spätesten Unterthanen Oesterreichs werden noch seine Asche segnen.

Willst du, Weiser, deinen Namen verewigen, vergrabe deine Talente nicht; theile deine nützlichen Kenntnisse, die gemeinnützigen Rathschläge dem Publiko mit, und die, die einen ächten Gebrauch von selben machen, werden dein Andenken im Segen feiern.

Lieber Landmann, soll man deiner im Segen gedenken, so pflanze Bäume, verbessere einen Nahrungszweig, mache öde Gründe urbar, verbessere Aecker, Gärten und Wiesen, und jene, die einst von deiner Industrie, von deinem ökonomischen Fleiße erndten werden, werden dich noch im Grabe segnen.

Aeltern, wünscht ihr, daß euer Gedächtniß in Segen bleibe, so erziehet gute Kinder. Bildet den Verstand und das Herz derselben. Wachet sowohl über euch selbst, als über eure Kinder; euer Aeltern-auge merke auf jede gute oder böse Neigung, die bei ihnen zum Vorschein kömmt; gebrauchet jede Gelegenheit, jene zu stärken und diese zu schwächen; haltet nichts für Kleinigkeiten, was einen Einfluß in ihren moralischen Charakter haben könnte; verbindet beständig Lehren und Uibungen miteinander, und gebet beiden durch euer eigenes Beispiel noch mehr Nachdruck und Gewicht. — Wandelt selbst bis ans Grab den Weg der Frömmigkeit, den euere Kinder gehen sollen, damit ihr noch sterbend sagen könnet: „Kinder, folget mir nach." O, es ist traurig, wenn sterbende Aeltern das Gegentheil thun und ihre Kinder warnen müssen, nicht in ihre Fußstapfen zu treten. Ludwig der Vierzehnte, König von Frankreich, der mit sterbendem Auge manches aus einem andern Gesichtspunkte betrachtete, als es ihm seine Schmeichler und Scheinfreunde vorhin dargestellt hatten, redete auf seinem Sterbebette seinen Kronprinzen also an: „Du bist nun bald der Erbe eines großen Reiches; aber ich bitte dich ernstlich, vergiß nie deine Pflichten gegen Gott, dem du alles zu danken hast; beeifere dich um Frieden mit deinen Nachbarn. Ahme mich nicht nach, der ich den Krieg zu sehr liebte, und zu viel verschwendete. Frage um Rath, und wähle mit weiser Vorsicht unter den dir gemach-

ten Vorschlägen. Bedrücke deine Unterthanen so wenig als möglich, und thue alles, was ich leider! nicht gethan habe!"

Hütet euch, Aeltern, daß ihr eure Kinder an eurem Sterbebette einst nicht auch warnen müsset, nicht in eure Fußstapfen zu treten. Wenn ihr ihnen aber immer auf dem Pfade der Tugend vorausgegangen seyd, und ihnen mit Beifall eures Gewissens bei eurem Abschied sagen könnt: „Kinder, tretet in meine Fußstapfen; verlasset nie den Weg, den ich bis an mein Grab gewandelt bin" — o diese letzten Worte ihres sterbenden Vaters oder ihrer sterbenden Mutter werden sie mit unvertilgbaren Buchstaben in ihre weichen Herzen prägen — diese Stimme wird ihnen vortönen, so oft ihnen das Laster winken wird — sie werden vor selbem zurückbeben — diese Stimme wird sie die Beschwernisse besiegen machen, die ihnen auf dem Wege der Tugend aufstoßen — sie werden tugendhafte Menschen bleiben, sich durch die gute Erziehung, die sie erhalten haben, glücklich fühlen, und auch wieder Andere glücklich machen — ihre spätesten Enkel, auf die sie die von euch geerbte Frömmigkeit fortpflanzen, werden noch dankbare Thränen auf euer verfallenes Grab hinweinen und eure Asche segnen.

C. Was uns endlich noch mehr antreiben muß, die Fähigkeit, nach dem Tode fortwirken zu können,

recht

recht zu benutzen, ist die Gewißheit, daß das Gute, was wir nach dem Tode wirken, eben so gut belohnet wird, als was wir im Leben wirken.

Es läßt sich von dem gerechten Vergelter alles Guten erwarten, daß er uns gewiß auch das Gute vergelten wird, wozu wir den Samen bei unserer Lebenszeit ausgestreut haben, wenn derselbe gleich erst nach unserem Tode emporkeimt und Früchte trägt. Nicht anders! Das Gute, das wir nach unserem Tode wirken, bleibt immer belohnungswerth, wenn es anders unser Wille und unsere Absicht gewesen ist, es zu wirken. Ich füge dieses Bedingniß nicht vergebens bei; denn es kann ja durch jemand nach seinem Tode Gutes geschehen, wenn er es gleich bei seiner Lebenszeit nicht beabsichtet hat; allein in diesem Falle darf man keinen Anspruch auf Belohnung machen. Z. B. der Geizige kann mit seinem hinterlassenen Gelde nach seinem Tode viel Gutes stiften; das Geld kann zur Rettung einer unglücklichen Familie dienen; es kann auf eine fromme Stiftung, oder zu einer andern gemeinnützigen Anstalt verwendet werden; allein da der Geizige es zu keiner dieser frommen Absichten, sondern bloß darum zusammengescharrt hat, um es zu haben, und darin wühlen zu können; so wird ihm auch das Gute, das mit seinem hinterlassenen Gelde gestiftet

wird,

wird, nicht zugeschrieben, und er hat dafür keinen Lohn zu erwarten.

Wer aber bei seiner Lebenszeit in der edlen Absicht Gutes that, um auch der Nachwelt dadurch noch zu nützen, der kann auch sicher auf Belohnung alles des Guten rechnen, was er nach seinem Tode noch wirken wird. Mag er gleich die Folgen von dieser oder jener guten Handlung jetzt nicht alle übersehen, so ist doch Einer über uns, der sie alle übersehen und berechnen kann, keine unberechnet läßt, und dann darnach die Belohnung abmessen wird, die er uns zugedacht hat. Welche Wonne wird dann die Herzen deren durchströmen, die hier eifrig und thätig für das Gute gewesen sind, wenn sie der Weltenrichter die Reihe ihrer guten Thaten mit ihren Folgen übersehen läßt — wenn er zu ihnen mit freundlichem Antlitz sagen wird: „Sieh! das ist dein Werk, das haben deine Brüder dir zu verdanken! — und weil du frommer Knecht über Wenig getreu gewesen bist, will ich dich über Viel bestellen. — Hier hast du mehr Kräfte, Talente und Gewalt — wende sie gut an, wuchere damit, und vermehre dadurch deine eigene Vollkommenheit und Glückseligkeit bis in die entfernteste Ewigkeit. —

Freun-

Freunde! laßt uns also Gutes thun, und nicht müde werden, da wir zu seiner Zeit ohne Aufhören zu erndten hoffen dürfen. — Lasset uns Gutes wirken, gleich unserm großen Vorgänger Jesu, so lange es Tag ist, damit uns nicht die Nacht des Todes überfalle, ehe wir unser Tagewerk vollendet haben.

Laßt uns jeden Tag mit guten und edlen Handlungen bezeichnen, damit wir einst mit der süßen Hoffnung einschlummern mögen, daß wir nach unserem Tode zum Wohl der Menschheit noch fortwirken werden. Amen.

Am

Am fünften Sonntage nach Ostern.

Text: Ich bin vom Vater ausgegangen, und in die Welt gekommen: ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater. Joh. 10, 28.

Wenn es hier oder da Menschen giebt, die gegen Ehre und Schande gleichgültig sind, so verrathen sie entweder einen hohen Grad von Fühllosigkeit, Leichtsinn oder gar Lasterhaftigkeit. Ehrbegierde ist ein Trieb, der vom Schöpfer selbst in das Herz des Menschen gelegt ist; denn bei einem jeden äußert sie sich, obschon bei dem einen mehr, bei dem Andern weniger. Die Erfahrung lehrt es freilich, daß diese Begierde die Quelle mancher Thorheiten, mancher Laster und manches Elends gewesen ist; sie ist aber auch die Mutter vieler Weisheit, vieler edlen Thaten, und vieler Glückseligkeit.

Es kömmt also sehr viel darauf an, daß diese Begierde die gehörige Richtung bekomme, daß wir in solchen Gegenständen Ehre suchen, die wahre Ehre verdienen. Darum giebt auch der Apostel den Christen in Betreff der Ehre die schöne Ermahnung, daß sie allem dem, was wohl lautet,

was löblich und rühmlich ist, nachstreben sollen.

Aber eben diese Ermahnung vergessen sehr viele, und suchen ihre Ehre in Kleinigkeiten, in eitlen Dingen, die in den Augen Gottes und vernünftiger Menschen entweder gar keinen reellen oder doch nur einen unbedeutenden Werth haben. So sucht einer seine Ehre in prächtigen Kleidern, ein Anderer in glänzenden Titeln und Ehrenstellen — dieser im Reichthum, jener in dem Umgange mit Großen und Vornehmen. — Dieser rechnet sichs zur Ehre, wenn er in Gesellschaften immer den Ton angeben oder das Wort führen, ein Anderer, wenn er sich im Tanze vor Andern auszeichnen kann. — Und, leider! viele sinken gar so tief von ihrer Menschenwürde herab, daß sie ihre Ehre in der Schande suchen. — So rechnet sichs einer zur Ehre, wenn er durch Unfläthereien und Zoten seine gleichgesinnten Kameraden unterhalten, und ihren schmutzigen Beifall einerndten kann — ein Anderer bildet sich was darauf ein, wenn er der stärkste Säufer und Schläger ist. — Dieser rechnet sichs zum Ruhm, wenn er Rache an seinem Beleidiger ausgeübt hat — und jener prahlt damit, wenn er, nach der freidenkerischen Stutzersprache, eine Eroberung gemacht, d. i. eine Unschuld verführt, und sie zur Befriedigung seiner geilen Lüste gebraucht hat. —

Menschen! verirrte Brüder! wie könnet ihr doch eure ursprüngliche Würde so sehr entheiligen! wie könnet ihr in solchen Dingen Ehre suchen, die wirklich eure Vernunft und euer Herz schänden, deren ihr euch früher oder später schämen müsset?

Wisset ihr denn keine bessere Vorzüge, die ihr euch zur Ehre machen könnet? Ich will euch heute auf drei solche Vorzüge, die sich der Christ zur Ehre anrechnen, und ihrer werth zu seyn suchen muß, aufmerksam machen. Ein Inhalt, der mich eure ganze Aufmerksamkeit erwarten läßt.

Abhandlung.

Jesus sagt im heutigen Evangelio: daß er von Gott ausgegangen sey. V. 28. Er sagt das von sich in einem höheren Sinne: er war der Eingebohrne des ewigen Vaters — von Ewigkeit her von ihm gebohren; aus Liebe gegen das gefallene Menschengeschlecht nahm er die menschliche Natur an, verließ den Schooß seines Vaters, kam in die Welt, um sie zu erlösen. — Aber auch wir können es sagen: „Wir sind von Gott ausgegangen," und eben das ist einer jener Vorzüge, die wir uns zur Ehre rechnen müssen.

A. Wem haben wir unser Daseyn zu verdanken? Ist es ein bloßes Ohngefähr, ist es ein blinder Zufall, der uns in die Welt gesetzet hat? Wer das behaupten will, den wollen wir bemitleiden, und seinen Kopf dem Wundarzte überlassen. Eine gesunde Vernunft, noch mehr die göttliche Offenbarung sagt es uns, daß wir das Werk eines ewigen, höchst weisen, mächtigen und gütigen Wesens sind.

Ja, Brüder! wir sind das Werk dessen, der mit einem Wink Welten aus Nichts entstehen ließ. Unser Leben und Daseyn haben wir von ihm; in Hinsicht auf unsere Entstehung und Abkunft können wir sagen: „Wir sind von Gott ausgegangen," wir sind nicht das Werk eines bloßen Ohngefährs, oder eines blinden Zufalls — nein; wir sind aus der Hand des Weltenschöpfers hervorgetreten. Allein das haben wir immer noch mit andern Geschöpfen gemein: das kleinste Würmchen, das im Staube kriecht, das unbedeutendeste Sonnenstäubchen hat das mit uns gemein, daß es seine Existenz von Gott habe; aber das gibt uns den Vorzug vor allen sichtbaren Wesen, daß uns der Schöpfer einen unsterblichen Geist eingehaucht, und dadurch von seiner geistigen Natur mitgetheilt hat. 1. Mos. 2, 7. Das, was Paulus in der Apostelgeschichte zu den Atheniensern sagt: „Wir sind seines Geschlechts — wir sind Abkömmlinge der Gottheit, 17, 28.

welchen Satz selbst Aratus, Kleanthes und andere heidnische Dichter und Weltweisen bei den Athenienſern behauptet haben, kann von keinem Thiere geſagt werden.

Der Menſch iſt das Meiſterſtück in der ſichtbaren Schöpfung — er ſteht in der Reihe der ſichtbaren Weſen oben an; denn er trägt das Bild des Schöpfers an ſeinem Geiſte — an dieſem zeigen ſich unverkennbare Spuren göttlicher Abkunft. Ihn adeln Verſtand und Vernunft, und dieß erhebt ihn über alle Geſchöpfe des Erdbodens; alle Thiere haben enge Schranken vom Schöpfer angewieſen, in denen ſie ſind und bleiben; aber dem Menſchen vertraute der Schöpfer Verſtand und Vernunft an. Und wie viel umfaſſet nicht ſein Verſtand! wie weit waget ſich nicht ſeine Vernunft! Mann nenne mir etwas im Himmel und auf Erden, in der ſicht- und unſichtbaren Welt, was die Wißbegierde des menſchlichen Geiſtes nicht reizte, ſeine Verſtandeskräfte nicht beſchäftigte! Er ſteigt von den Eingeweiden der Erde bis zum Schöpfer ſelbſt empor — und wie glücklich iſt er nicht oft in ſeinen kühnſten Unternehmungen!

Ein anderes Merkmal ſeiner göttlichen Abkunft iſt die moraliſche Freiheit ſeines Geiſtes. Wenn Sonne, Mond und Sterne, und die ganze Körperwelt nach mechaniſchen und ihnen unbe-

kann-

kannten Gesetzen wirken und sich bewegen; wenn das vernunftlose Thier seinem blinden Instinkt folgt, und nicht fähig ist, den Eindrücken der äußern Dinge zu widerstehen — so ist der Mensch weder jenen mechanischen Gesetzen, noch diesem blinden Instinkt unterworfen. Er bleibt ein freies Wesen, und thut nichts anders, als was er will, und nichts kann ihn zwingen, etwas anders zu wollen, als was er jedesmal für das Beste hält.

Ja, Mensch! dein vernünftiger, dein freier Geist zeigt, daß er nach dem Bilde Gottes geschaffen ist! Mögen also andere Geschöpfe zu Gott sagen dürfen: „Du bist mein Schöpfer.“ Du kannst zu Gott sagen: „Du bist mein Vater!“ So wie ein Kind Gebein von den Gebeinen seines Vaters, und Blut von dessen Blut hat: so hat dir Gott von seiner geistigen Natur mitgetheilt — du bist Gottes Kind! Alle Geschöpfe in der sichtbaren Natur stehen unter dir; du bist der Priester und König der Natur. 1. Mos. 1, 26.

Dieser Gedanke, Mensch! erfülle dich mit einem heiligen Stolz — deine hohe Abkunft sey dir Antrieb, Gott ähnlich zu denken und zu handeln. Von einem adelichen Abkömmling erwartet man um so mehr adeliche Gesinnungen und Thaten. Wenn ein solcher dieser Erwartung nicht entspricht, so gereicht ihm sein Adel mehr zur Schande als zur Ehre.

Mensch! du bist von mehr als adelicher Abkunft — du bist göttlichen Geschlechts — willst du deine hohe Abkunft nicht entehren, willst du mit Recht Gottes Kind heißen und seyn, so mußt du dich nach Gott bilden, du mußt so vollkommen werden, wie dein Vater im Himmel vollkommen ist, Matth. 5, 48. mußt dich bestreben, seine Vollkommenheiten und Eigenschaften, so wie sie in seinen Werken erscheinen, nach Möglichkeit in dir auszudrücken; mußt das Betragen desselben zur Vorschrift und Regel deines Betragens machen, und durch Nachahmung seiner göttlichen und unendlich vollkommenen Handlungen ihm ähnlich werden, so wie ein Sohn in die Fußstapfen seines Vaters tritt, wenn er ihm an Eigenschaften des Gemüths und des Leibes gleich kömmt.

Mache dich des Vorzugs, den dir dein vernünftiger und freier Geist vor den Thieren des Feldes giebt, werth; handle nie unter deiner Würde! Wo bleibt deine Würde, wo zeigt sich dein Adel, wenn du deinen Verstand und deine Vernunft brach liegen lässest — wenn dir Schein und Wirklichkeit, Irrthum und Wahrheit gleichgültige Dinge sind? Wo bleibt deine Würde, wo zeigt sich dein Adel, wenn du blos bei dem, was dir in die Sinne fällt, stehen bleibst, und nur selten oder wohl gar nie nach den Ursachen und Gründen und Absichten der Dinge forschest, und dir so wenig Mühe giebst, deinen Verstand anzubauen, deine Einsichten und Kenntnisse zu

erweitern oder zu berichtigen? Wo bleibt deine Würde, wo zeigt sich dein Adel — wenn du gleich dem Roß und Maulthier, die keinen Verstand haben, Ps. 21, 9. handelst, und dich durch vernunftentehrende Thaten in die Klasse unvernünftiger Thiere herabsetzest? — Willst du deine Würde behaupten, und deine hohe Abkunft nicht schänden, so baue deinen Verstand und deine Vernunft sorgfältig an, lerne Wirklichkeit vom Schein, Wahrheit vom Irrthum unterscheiden. Bleib nie bei der Außenseite der Dinge, nie bei ihren ersten sichtbaren Wirkungen stehen; bemühe dich, ihre wahre Beschaffenheit kennen zu lernen — forsche mittelst deiner Vernunft nach ihrem Ursprunge, nach ihren Absichten und nach ihrer Bestimmung — berechne so viel, als möglich, ihre Folgen. Laß kein Mittel unversucht, das dir die Vorsehung darbietet, deine Einsichten und Kenntnisse zu berichtigen und zu erweitern. Laß das Fleisch nie über deinen vernünftigen Geist herrschen — unterdrücke die Stimme der sinnlichen Begierden, wenn sie die Stimme der gesunden Vernunft übertäuben will.

Ist dein Geist Gott ähnlich und ein moralischfreies Wesen, so behaupte diesen Vorzug, der dich über die Thiere des Feldes erhebt. Wo bleibt aber deine Freiheit, wenn du keinem äußern Reiz, der deinen Gaumen kitzelt, deinen Sinnen schmeichelt, deine thierischen Begierden befriedigt, zu widerstehn

ver-

vermagst? Wo bleibt deine Freiheit, wenn du unter dem eisernen Zepter der Mode stehest, und dich von dem verderblichen Beispiel des großen Haufens hinreißen und beherrschen lässest? Wo bleibt deine Freiheit, wenn du dich von jedem Glanz des Standes, von jeder Pracht der Kleider, von jedem Schimmer des Goldes blenden, von jedem Schmeichler hintergehen, von jeder Gestalt bezaubern, von jeder Drohung von deiner Pflicht zurückschrecken lässest? Wo bleibt deine Freiheit, wenn du dich in die Fesseln des Lasters schmieden lässest, und dann nicht mehr das thun kannst, was die Vernunft und die Religion als das Beste empfehlen, sondern dich mußt hinschleppen lassen, wo deine Laster dich hinschleppen wollen?

Willst du deinen Seelenadel nicht beflecken, deine hohe Abkunft nicht schänden, so sey kein Sklav deiner Sinne, kein Sklav der Menschen, kein Sklav deiner Lüste und Begierden, kein Sklav dieses oder jenes Lasters — zerbrich die Fesseln der Sklaverei, die deine Freiheit hemmen, und dich in die Klasse der Thiere herabsetzen, die ihrem blinden Trieb folgen müssen.

B. Ein andrer Vorzug, der uns Ehre macht, dessen wir werth zu bleiben suchen müssen, ist der: daß wir immer freien Zutritt zu Gott haben.

Je größer der Herr ist, je mehr kostet es oft Mühe, Zutritt zu ihm zu erhalten. Bei den Medern existirte ein Gesetz, welches zu den Persern übergieng, nach welchem Niemand ungerufen und unangemeldet vor dem Könige erscheinen durfte. Herodot Lib. 1 Cap. 9. Ein Beispiel hievon finden wir in dem Buche Esther aufgezeichnet: Esther selbst, die Gemahlin des Königs Ahasveros, durfte es nicht wagen, ungerufen vor dem Könige zu erscheinen; denn als Mardochai ihr sagen ließ, daß sie zum König gehen und um die Begnadigung ihres Volkes bitten sollte, ließ sie ihm durch Athach zur Antwort sagen: „Alle Diener des Königs und das Volk der königlichen Provinzen wissen, daß, wer ungerufen in den innern Hof des Königs geht, es sey Mann oder Weib, nach einem und demselben Gesetze sterben muß, außer wenn der König den goldenen Zepter gegen ihn ausstreckt, damit er am Leben bleibe." (Buch Esther 4.)

In unsern Zeiten existirt zwar kein so hartes Gesetz mehr, und der Zutritt zum Fürsten des Landes wird oft mehr durch die Hofschranzen, die den Thron umlagern, als durch den Willen des Fürsten selbst erschwert; aber dem ohngeachtet muß sich es der zu einer besondern Gnade anrechnen, dem der Regent auf immer freien Zutritt gestattet; denn diese Erlaubniß würde zeigen, daß er bei dem Regenten sehr viel gälte. Welche Ehre würden wir uns nicht daraus

machen, wenn der Fürst uns das Vorrecht einräumte, daß wir, so oft wir nur selbst wollten, vor ihm erscheinen dürften; wenn er uns, so oft wir uns ihm näherten, mit besondern Merkmalen der Gewogenheit aufnähme, und uns nie eine Fehlbitte thun ließe, wenn unsere Bitten anders vernünftig und dem Wohl des Ganzen nicht entgegen wären! Wie stolz würden wir auf diese Ehre seyn — wie viel Mühe und Vorsicht würden wir nicht anwenden, daß wir uns dieser Ehre nicht etwa verlustig machten! —

Freunde! Brüder! wir alle können uns noch einer größeren Ehre und Gnade rühmen. — Was sind alle irdische Regenten gegen den, der Welten regiert, allen irdischen Fürsten Kronen und Zepter giebt, und sie, wenn er will, mit einem Wink vom Throne schleudern und in ihr voriges Nichts zurückstürzen kann? Und dieser unumschränkte Monarch erlaubt uns, wie ein Vater seinen Kindern, freien Zutritt zu sich — er hat seinen Thron in der ganzen Natur aufgeschlagen; zu Hause, auf dem Felde, in der Scheuer, hinter dem Pflug, an dem Schreibtische, bei der Werkstätte — überall, wo wir nur immer wollen, können wir mit ihm reden, können unsern Geist zu ihm erheben, können vor ihm unser Herz ausschütten, wie ein Kind sein Herz vor seinem Vater ausschüttet — und mit Vatergüte nimmt er uns seine bittenden Kinder auf; er handelt nicht, wie ein unerbittlicher, harter, stolzer Despot, der Bittende lieblos von sich stößt,

und

und seine Ohren vor ihrem Flehen verschließt; nein! dieser allgemeine Vater der Menschen hat uns nach der Versicherung seines Sohnes lieb, Joh. 16, 27. wir sind ihm alle in sein Vaterherz geschrieben; wir dürfen nur bitten, so empfangen wir. V. 24. Wenn er uns auch dann und wann einen Wunsch versagt, so geschieht es gewiß nur dann, wenn wir selbst nicht wissen, was wir begehren; oder wenn wir aus einer verkehrten Absicht bitten; sonst aber, wenn unsere Bitten zu unserem wahren Frieden dienen, und wir auf die gehörige Weise bitten, läßt er sie gewiß nicht unerhört. Diese trostvolle Wahrheit verbürgt uns Jesus, wenn er sagt: „Welcher Vater wäre wohl fähig, seinem Kinde, das ihn um Brod anspricht, einen Stein für Brod, oder für einen Fisch eine Schlange, oder für ein Ey einen Skorpion anzubieten? Da nun so verderbte Menschen, wie ihr seyd, gleichwohl noch so viel Gutes besitzen, daß ihr euch wohl hütet, euren Kindern etwas Schädliches zu geben, wenn sie euch um etwas Nothwendiges oder Nützliches bitten, wie viel mehr wird der himmlische Vater seine besten Gaben denen mittheilen, die ihn darum bitten." Luk. 11, 11. 12. 13.

Je mehr nun dieser freie Zutritt zu Gott werth ist, desto mehr müssen wir aber auch darauf sehen, daß wir ihn nicht mißbrauchen, und das würde geschehen, wenn wir mit unvernünftigen, unüberlegten und unbescheidenen Bitten und Zumuthungen,

mit jedem thörichten Einfall zu Gott laufen, und ihm selben vortragen möchten.

Und leider ist es keine Seltenheit, daß viele durch Thorheiten das Gebet entweihen.

Wie viele giebt es nicht, die einem Sprachrohr gleichen, und Worte herlallen, die sie gar nicht verstehen! Viele bitten Gott um Unmöglichkeiten. So bitten z. B. einige um einen gesunden Körper, und stürmen doch so auf selben los, als ob sie ihn mit Fleiß zerstören wollten. Andere verlangen gar ungereimte Dinge: sie wollen Freunde, und sind doch selbst keines Menschen Freund — wünschen sich Frieden, und zetteln bald hier, bald da Uneinigkeiten an. Andere flehen um unnütze Kleinigkeiten: um lange Titel ohne eigene Würde — um schöne Kleider ohne schöne Sitten. Andere bitten auf Geradewohl um etwas, ohne zu wissen, ob es nützlich oder schädlich sey, und verlangen nicht selten ihr eigenes Unglück, so daß Gott sie nicht mehr strafen könnte, als wenn er ihr Gebet erhörte. Uiberhaupt begehen sehr viele die Unbescheidenheit beim Gebete, daß sie es Gott gleichsam vorschreiben, was und wie er ihnen geben soll — sie geben dem Allwissenden wie auf einem Zettel alles stückweise an, was ihnen etwa zu verlangen einfällt, als ob der, der Zepter und Bettelstäbe nach genau überrechnetem Verhältniß austheilet, nicht besser wüßte, was

zu unſrem Frieden dient. Und welche Thorheiten begehen viele nicht ſchon darum, daß ſie ſich nur bei Nebendingen aufhalten, und nur mit dem Körper beten? Ich will eine weinerliche Stimme, gefaltete Hände, Verdrehung der Augen, kurz, alles Körperliche beim Gebete eben nicht tadeln, wenn es anders eine natürliche Folge feuriger Andacht, und nicht ſtudirte Grimaſſe iſt; aber das ſchändet doch die Würde des Chriſtenthums, wenn man die Hauptſache darein ſetzt, und alles das für etwas Verdienſtliches beim Gebete hält. Eben ſo thöricht und erniedrigend iſt es, wenn man den Werth des Gebetes nach deſſen Länge ſchätzt; wo doch Jeſus ſelbſt die Warnung giebt: Wenn ihr betet, ſo machet keine unnütze Wiederholung, wie die Heiden, die durch ihr Geplauder Erhörung zu erlangen meinen. Matth. 6, 7.

Das ſey weit von uns, daß wir die Gnade und Ehre, mit Gott frei reden zu dürfen, durch ſolche Thorheiten misbrauchen ſollten! Aber noch mehr wollen wir dafür ſorgen, daß wir mit Ehren, mit einem guten Herzen vor Gott erſcheinen können.

Wie können wir mit kindlichem Vertrauen und Zuverſicht vor unſerem Vater im Himmel erſcheinen, wenn wir ungehorſame Kinder ſind? Auch beten laſterhafte Menſchen gemeiniglich gar nicht, oder doch nicht gern, und meiſtens nur aus Gewohnheit und

Aber-

Aberglauben. Was kann es aber nützen, wie Christen äußerlich zu beten, wenn man doch wie ein Heide lebt? Das Opfer der Gottlosen — sagt Salomo — ist Jehova ein Gräuel, aber das Gebet der Frommen gefällt ihm wohl. Sprüchw. 15, 8.

Laßt uns also, Brüder, mit reinem Herzen zu Gott hintreten: ist aber unser Herz noch mit Sünden befleckt, so sey unsere erste Sorge die Reinigung und Besserung unsres Herzens, damit der Geist der Lehre Jesu uns das Abba lehre, und wir zum Vater der Erbarmung als Begnadigte beten und erhöret werden.

C. Ich komme endlich zu dem dritten Vorzug, der uns Ehre macht, der darin besteht: daß wir einst zu Gott hingehen, so wie Jesus wieder zu seinem Vater hingegangen ist. V. 28.

Dieses Erdenleben ist nur die erste Periode unseres Daseyns — wir haben hier keine bleibende Stätte — wir sind auf dieser Welt nur Fremdlinge und Wandersleute, wie es alle unsere Väter gewesen sind — unser wahres Vaterland liegt über dem Grabe — dort hin gehen wir einst, zu dem gehen wir, der uns in diese Welt gesetzt hat.

Jetzt leben wir in einer gewissen Entfernung von Gott, wie Kinder, die der Vater in die Fremde, auf Schulen, in ein Erziehungshaus gethan hat; wenn unsere Lehre und Prüfungszeit vorüber seyn wird, gehen wir heim zu unserem Vater. So wie Jesus, der von dem Vater gekommen war, wieder zu ihm gegangen ist, Joh. 13, 3. so gehen auch wir einst wieder hin zu Gott, aus dessen Hand wir hervorgetreten sind.

Dort, wo unser Meister ist, sollen ja auch wir, seine Schüler, seine Diener seyn. Joh. 12, 26. Welch herzerhebender Gedanke! Dieses Spannenleben ist also nicht unsere ganze Bestimmung — wenn einst die nichts verschonende Hand des Todes die irdische Hütte, die jetzt unser Geist bewohnt, darnieder reißt und in Staub zermalmet, schwingt sich der von irdischen Fesseln befreite Geist zu seinem Schöpfer empor. 2. Kor. 5, 1. Und auch seine zusammengestürzte, in Staub zerfallene Hütte, der Körper, wird einst, wie es unsere heilige Religion uns lehrt, auf den Allmachtsruf, der durch die Gräber hallen wird, aus seinem Moder verklärt hervortreten, sich mit dem Geist aufs neue und unzertrennlich vereinigen, und wir werden ewig bei unserem Vater im Himmel seyn.

Freunde, Brüder, welchen Einfluß muß nicht dieser große Vorzug, dieser unser Hingang zu Gott

auf

auf unseren Sinn und Wandel haben! Bleiben wir nicht hier in dieser Welt; ist diese Erde nur Herberge, und nicht unsere Heimath selbst; ziehen wir einst von da aus, und gehen hinüber in ein besseres Leben: warum wollten wir jetzt unser Herz sklavisch an diese Erde heften? Warum sollten wir uns mit ihren Gütern belästigen, und uns dadurch unsern Pilgerweg nach dem ewigen Vaterlande erschweren, da wir am Grabe alle diese Güter wieder verlassen müssen? Welche Thorheit wäre es, wenn wir diesen hinfälligen, betrüglichen Gütern unser Gewissen, unsere Unschuld und Tugend aufopferten! Nein! laßt uns unsere hohe Bestimmung nicht aus dem Auge verlieren! Wir sind für den Himmel und nicht allein für die Erde geschaffen — wir wollen zwar die Blumen, die uns Gott auf unserer Pilgerreise durch dieses Erdenleben wachsen läßt, mit dankbarer Hand pflücken; wir wollen die Freuden und Annehmlichkeiten dieses Lebens genießen, aber über deren Genuß unsere höhere Bestimmung nicht vergessen. Wir wollen diese Welt brauchen, aber nicht mißbrauchen. 1. Kor. 7. 31. Wir wollen hier in dieser Prüfungszeit unsern Verstand und unser Herz immer mehr bilden, damit wir einst, wenn uns unser Vater im Himmel heim ruft, in der Prüfung bestehen, und als taugliche Bürger des Himmels berufen werden.

Ist es im Tode mit uns nicht ganz aus; gehen wir einst hin zu Gott in ein besseres Leben; o so laßt

uns

uns nicht verzagen, wenn unser Pilgerweg oft durch finstere Thäler und über Dornen führt! Genug, daß am Ende dieses Wegs unser Vaterland liegt, wo uns ewig wohl seyn wird. Dann wäre es traurig für uns, wenn wir bei den mannigfaltigen Widerwärtigkeiten und Leiden dieses Lebens keine bessere Zukunft zu erwarten hätten; wenn wir ohne Absicht, ohne Nutzen leiden müßten. O dann würde das Gewicht unsrer Leiden uns ganz zu Boden drücken; wir würden unter selbem erliegen und verzweifeln müssen. Aber nun bei der frohen Aussicht in die Ewigkeit, die uns Christusreligion eröffnet; bei der trostvollen Gewißheit, daß wir einst hinübertreten in ein besseres, leidenfreies und freudenvolles Leben — o, da gewinnen unsere Leiden eine andere Gestalt! Nun sind sie nicht Endzweck, sondern nur Mittel zu höheren Endzwecken. Nun verlieren wir nichts, wofür wir nicht Ersatz hoffen dürfen; nun trift uns kein Unglück, das nicht eine unversiegbare Quelle der Freude für uns werden könnte.

Hinweg also, leidende Mitwanderer, mit den Thränen aus dem Auge! Wie lange noch? so hat unsere Pilgrimschaft ein Ende; so gehen wir hin zu unserem Vater, der jede Leidensthräne von unsern Wangen trocknen wird.

Gehen wir einst alle hin zu Gott; pilgern wir alle den Weg nach einem und eben demselben Vater-

lande, o, so laßt uns einander unsere Wanderschaft nicht erschweren. Du Stärkerer! kränke deinen schwächeren Mitwanderer nicht; komm vielmehr seiner Schwäche zu Hülfe; hilf ihm die Last tragen, die ihm seinen Weg erschwert. Du Höherer, verachte deinen niedrigen Mitwanderer nicht, er ist, wer du bist — er ist ein Abkömmling Gottes, und so wie du für den Himmel bestimmt. Bei Gott, zu dem wir alle gehen, gilt kein Ansehen der Person; der Mann im Purpur mit dem Diadem gilt vor ihm eben nicht mehr, als der Bettler in seinen Lumpen. Verwende deine Größe dazu, das Wohl deiner niedrigeren Brüder zu befördern. Gehen wir alle zu einem und eben demselben Vater hin, so laßt uns wie liebe Brüder und Schwestern Hand in Hand unsern Weg fortsetzen, und ihn uns einander angenehmer machen. Laßt uns die Vorzüge benutzen, die uns Gott zugetheilt hat. Keiner aus uns verläugne seinen Adel; keiner schände seine Würde; keiner setze sich selbst zu einer niedrigeren Klasse von Wesen herab. Jeder aus uns trete mit dem heiligen Entschluß aus unsrer Versammlung: „Ich will die Vorzüge, die mir mein Schöpfer verliehen hat, würdig zu gebrauchen trachten, damit er mir dereinst als seinem treuen Knecht mehr anvertraue, und den ihm gefälligen Gebrauch meiner Vorzüge mit neuen Vorzügen belohne.“ Amen.

Am sechsten Sonntage nach Ostern.

Text: Sie werden euch aus den Synagogen stoßen; ja es kömmt die Zeit, wo jeder, der euch tödtet, glauben wird, er erweise Gott einen angenehmen Dienst. Joh. 16, 2.

Die Erfahrung hat es längst als unläugbare Wahrheit bestätigt, daß es Gutes und Böses in der Welt gebe. Ein kluger Pädagog wird seine Zöglinge, so wie ein Lehrer seine Zuhörer, mit beiden bekannt machen: mit dem Guten, um es lieb zu gewinnen und auszuüben; mit dem Bösen, um es zu verabscheuen und sich davor zu hüten. Bei dem letzteren, das ist: bei der Bekanntmachung mit dem Bösen, das in der Welt zu finden ist, wird aber besondere Vorsicht und Weisheit erfodert, damit das nicht allzufrüh und so geschehe, daß die Reize zum Bösen dadurch aufgeregt, und durch die Bekanntmachung mit selbem selbst Böses veranlaßt werde. Jesus, unser göttlicher Lehrer, dient uns auch in diesem Punkte zum Muster; er giebt uns ein Beispiel dieser weisen und vorsichtigen Lehrmethode.

Der Allwissende wußte es zum voraus, daß seine Apostel bei ihrem Missionsgeschäft mit den widrigsten Schicksalen würden zu kämpfen haben; er wußte es, daß man ihnen ihre Bemühungen mit Undank lohnen würde. Sollten sie nun in dem Glauben an ihren Lehrmeister und bei der Führung des apostolischen Amtes nicht irre werden, so war es nöthig, sie zum voraus mit ihrem künftigen traurigen Loose bekannt zu machen. Allein Jesus that das nicht gleich und geradezu, sondern wählte hiezu den schicklichsten Zeitpunkt. Wenn er ihnen den Undank, den sie für ihre apostolischen Arbeiten einerndten würden, gleich bei ihrer Berufung zum Apostelamte bekannt gemacht hätte, so würden sie vielleicht das Ihrige, so wenig es auch seyn mochte, nicht verlassen haben und ihm nachgefolgt seyn. Der weise Lehrer gieng hierin mit Vorsicht zu Werke: er bereitete sie Anfangs nur durch allgemeinere Lehren auf ihr künftiges widriges Schicksal vor, flößte ihren Herzen nicht nur Menschenliebe überhaupt, sondern auch Feindesliebe und Sanftmuth ein. Erst dann, als die Stunde schon herangerückt war, wo er von ihnen scheiden und sterben sollte, sagte er ihnen gerade heraus, daß sie mit ihm ein ähnliches Loos haben, daß ihnen ihre Zeitgenossen ihre wohlmeinenden Bemühungen mit Undank lohnen würden.

Wir wollen heute dieses Beispiel unseres großen Vorgängers nachahmen, uns mit der bösen Art der

Welt,

Welt, das Gute mit Bösem zu vergelten, so bekannt zu machen suchen, daß uns diese Erkenntniß nicht blos nicht schädlich, sondern selbst nützlich werden möge.

Um diesen Endzweck zu erreichen, will ich jetzt reden von der nützlichen Erkenntniß der in der Welt gewöhnlichen Vergeltung des Guten mit Bösem.

Dabei werde ich erstens eine richtige Kenntniß davon zu befördern suchen, und dann zeigen, welchen nützlichen Gebrauch wir von dieser Erkenntniß machen können.

Erster Theil.

Einem aufmerksamen und nachdenkenden Beobachter muß bei der Vergeltung des Guten mit Bösem gleich die Bemerkung in die Augen springen, daß diese Unart in der Welt etwas Gewöhnliches sey. Es ist nicht etwa erst ein Fehler unsrer Zeiten, daß man Gutes mit Bösem vergelte; auch die graue Vorzeit hat eben diese traurige Erfahrung längst gemacht. David, der Mann nach dem Herzen Gottes, klagt laut: Sie vergelten mir Gutes mit Bösem, und meine Liebe mit Haß. Ps. 108, 5. Er klagt hier über Saul und seinen Anhang, der ihm bei aller seiner Tapferkeit und Treue mehrmals

nach dem Leben trachtete, und ihm feindselig begegnete, wovon das erste Buch der Könige mehrere Beweise liefert.

Paulus giebt in dem Briefe an die Römer den damaligen Christen die Verhaltungsregeln: „Vergeltet Niemanden Gutes mit Bösem. Denket darauf, euch Jedermann gefällig zu machen. — So weit es an euch liegt, lebet mit Jedermann in Frieden. Rächet euch selbst nicht, meine Brüder, sondern überlasset die Bestrafung Gott, nach seinem Ausspruch der Schrift: Die Rache steht nur mir zu, ich will vergelten, spricht der Herr. Wenn nun deinen Feind hungert, so speise ihn; wenn ihn dürstet, so tränke ihn. Thust du das, so wirst du feurige Kohlen auf seinem Haupt häufen. Laß dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. Röm. 12, 17 — 21.

Und in dem ersten Briefe an die Thessalonicher schreibt er: Hütet euch, Böses mit Bösem zu vergelten; befleißigt euch vielmehr einander und Jedermann Gutes zu thun. 5, 15.

Auch

Auch Petrus giebt eine ähnliche Ermahnung: Vergeltet nicht Böses mit Bösem, oder Scheltworte mit Scheltworten; vielmehr wünschet Gutes, da ihr wißt, daß ihr zu Christen aufgenommen worden seyd, damit ihr alles Glück erben sollet. 1. Pet. 3, 9.

Alle diese Vorschriften und Befehle setzen voraus, daß billige Vergeltungen damals in der Welt eben nicht gewöhnlich waren. Das bestätigt ja die Geschichte Jesu und seiner Apostel unläugbar. Wer hat sich um die Welt verdienter gemacht, als dieser göttliche Menschenfreund und seine Apostel? Und doch war Haß, Spott, Verachtung, Pein und Tod der Dank, womit ihre Zeitgenossen ihre Verdienste um die Menschheit lohnten. Fast alle gute Menschen haben von jeher diesen Weltdank erfahren, und erfahren ihn noch bis auf den heutigen Tag: noch immer bestätiget sich das Sprichwort: Undank ist der Welt Lohn.

Noch muß man es für ein Glück rechnen, daß das doch nicht durchaus und in allen Fällen so ist. Nicht alles Gute wird mit Bösem, auch nicht von allen Menschen vergolten.

Dieses unangenehme Loos trift vor Andern die,

a) die ins Große wirken, und ganzen Nationen, Ländern oder Gemeinden Gutes erzeigen.

Es fehlt freilich nicht an Beispielen, daß hie und da das Gute, das ein Freund dem Freund, ein Gönner seinem Klienten oder sonst ein Wohlthäter dem Hülfsbedürftigen erweiset, wo nicht mit Bösem, doch mit Kaltsinn und Undank vergolten wird; es giebt sogar solche Ungeheuer von Kindern, die ihren Aeltern die gehabte Mühe und Plage, ihre Sorgfalt und Liebe mit dem schwärzesten Undank lohnen; den Aeltern durch Ungehorsam Seufzer und Thränen erpressen, durch rohe und grobe Worte, wohl gar durch die unnatürlichsten Mißhandlungen das Blut vom Herzen zapfen, und wenn gleich nicht auf einmal, doch nach und nach denen das Leben rauben, denen sie das ihrige zu verdanken haben.

Allein so richtig diese traurige Bemerkung ist, so richtig ist es aber auch, daß wir ungleich mehr dankbare Kinder und andere dankbare Empfänger des Guten, das ihnen von Andern erzeiget wird, als solche zählen, die ihren Wohlthätern das Gute mit Bösem vergelten. Gewöhnlicher trift dieses herbe Loos jene, die sich um ganze Nationen, Länder oder Gemeinen verdient machen.

Das Sprüchwort: Wer sich um das Publikum verdient macht, verbindet sich nie

nie Jemanden," hat seine Richtigkeit. Große Männer, edel gesinnte Patrioten, talentvolle Köpfe in der Kirche und im Staate werden diese Wahrheit aus eigener Erfahrung bestätigen können. Ihre Zeitgenossen waren blind gegen ihr Verdienst, oder haben mit Fleiß die Augen davon abgewendet — haben wohl gar ihren gemeinnützigen Planen entgegen gearbeitet, und ihr Verdienst um das allgemeine Wohl verdunkelt, ihnen niedere Privatabsichten untergeschoben, oder wie immer die Beförderer der Wahrheit und des gemeinen Besten in ein falsches Licht gestellt, sie selbst gehaßt und verfolgt, und es auch noch darauf angelegt, daß sie von Andern sind gehaßt und verfolgt worden. Erst die Nachwelt läßt ihren Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren; erst sie zollet ihnen den gebührenden Dank. Statt aller Belege zu dieser Wahrheit kann uns Jesus allein dienen. Einen so liebeathmenden, vielumfassenden, auf das Wohl der ganzen Menschheit abzweckenden Plan hat noch kein Sterblicher ausgeführt, wie ihn Jesus, der Menschenbeglücker, ausgeführet hat. — Und wie viele boshafte, tückische Feinde zählte er nicht, die sich seinem edelgesinnten Unternehmen entgegen stammten? Wie viele Selbstverläugnung hat ihn die Ausführung seines Plans nicht gekostet? hat er ihn nicht mit Aufopferung seiner Ruhe, seiner Ehre, und gar seines Lebens durchsetzen müssen?

b) Dieses Loos trift insbesondere jene, die freiwillig Gutes stiften, die mehr thun, als sie nach der Foderung ihrer bürgerlichen Pflicht, ihrer Instruktion oder ihres Reglements zu thun schuldig wären.

Ein Mann, der in seinem Wirkungskreise kein Alltagsmensch ist; der nicht robotmäßig in seinem Amte arbeitet, um nur Brod zu verdienen, und keine Ausstellung zu bekommen, sondern aus Liebe gegen das Wohl seiner Mitmenschen, aus edlem Patriotism seinen Wirkungskreis zu erweitern strebt, und, von einer rühmlichen Ehrbegierde angespornt, mehr arbeitet, als seine minder edel gesinnten Herren Kollegen zu arbeiten pflegen; der immer weiter sieht, als sie, die, weil sie nur einmal ihr Brod haben, ihre Denkkraft nicht anstrengen wollen; der folglich seine Arbeiten auch besser als sie vollendet, und sie alle hinter sich zurück läßt — zieht sich gewöhnlich Neid, falsche Auslegung und Undank zu.

c) Diesen gewöhnlichen Weltdank empfangen besonders jene, die religiöses Gutes, das auf die Verbreitung der Wahrheit und innere Besserung abzielt, zu befördern suchen.

Unberufene Reformatoren, die weder Kopf noch Herz dazu haben, Wahrheit und Sittlichkeit zu verbreiten, und doch aus Neuerungssucht, aus Hang zur Proselitenmacherei, oder aus einem blinden Ehrgeize

sich zu Sittenrichtern und Aufklärern aufwerfen, müssen sich es selbst zuschreiben, wenn ihnen die Welt den Dank versagt, auf den sie rechnen; aber für einen Freund des Wahren und Guten, dem es weder an Willen, noch an Kraft fehlt, Sittlichkeit und Wahrheit unter seinen Brüdern zu verbreiten, muß es eben so traurig und niederschlagend seyn, als es ungerecht ist, wenn man ihm sein wohlgemeintes Bestreben mit Undank lohnt. Und doch ist das fast das gewöhnliche Loos solcher wohlmeinenden Menschenfreunde.

Bemühen sie sich, das Ungeheuer Aberglauben zu bekämpfen, reißen sie dem Heuchler, wie Jesus den Pharisäern, die Larve vom Gesichte; treten sie mit einem heiligen Feuereifer dem Lasterhaften, der Aergerniß verbreitet, auch wenn er eine Krone trüge, unter das Gesicht, und bemühen sich, ihn, wenn gleich auf eine noch so bescheidene und gründliche Art, zur Sinnesänderung zu bringen, so ist schändlicher Undank ihr Lohn. Der Abergläubige, der sich seinen Götzen nicht will entreißen lassen, fährt mit blinder Wuth über den her, der die Nacht seiner Unwissenheit verscheuchen und ihm das Licht der Wahrheit anzünden will. — Der Heuchler, der nun entlarvt da steht, arbeitet, wo nicht öffentlich, doch heimlich an dem Verderben dessen, der ihm die Larve herabriß. — Der Lasterhafte verfolgt den, der ihn von dem Rande des Verderbens zurückführen will, wohin ihn die Sünde geführet hat. O, die-

Geschichte älterer und neuerer Zeiten hat gräßliche Beispiele hievon aufzuweisen!

Woher kömmt dies aber? Bei einer genaueren Untersuchung zeigt sichs, daß der Grund dieses schändlichen Weltdankes theils in der Bosheit und Lasterhaftigket eines großen Theils der Menschen, theils in der allgemeinen Schwachheit der menschlichen Natur zu finden ist.

Ruchlose und Lasterhafte hassen alles Gute, und wollen es nicht aufkommen lassen, und das zwar aus dem Grunde, weil es zu ihrer Beschämung und Bestrafung gereicht. Die Verbindlichkeit, das Gute auszuüben, können sie nicht gänzlich läugnen, und würden es gar nicht wagen zu läugnen, wenn sie nicht, was dem Guten entgegen gesetzt ist, das Böse, oder die Sünde zu lieb gewonnen hätten. Um nun ihr strafendes Gewissen einzuschläfern, glauben sie nicht an Menschentugend, sondern halten alles Gute für Eigennutz oder Verstellung; so wie sie die Sünde, der sie dienen, für unbezwinglich halten. So wie ihnen nur jeder lieb ist, der Sachwalter ihrer Sünden wird, und wie sie sich über einen jeden Sklaven des Lasters freuen, weil sie an ihm einen Beweis von der Unbezwinglichkeit der Sünde mehr zu haben glauben; so folgt im Gegentheile ganz natürlich, daß sie geschworne Feinde aller deren sind, die Gutes thun oder stiften wollen; denn jeder Gute regt ihr einge-

schläfertes Gewissen auf, und erneuert die Vorwürfe, die sie wegen ihrer Sündenliebe verdienen.

Hören wir nur, wie Salomo die Lasterhaften wider den Gerechten, der Gutes stiftet, reden läßt: „Laßt uns dem Gerechten nachstellen, denn er steht uns im Wege, widersetzt sich unseren Unternehmungen, tadelt uns wegen der Uibertretung des Gesetzes, und verschreitet unsern zügellosen Wandel. Er giebt vor, daß er Gott kenne, und nennt sich einen Diener des Herrn. Er gereicht uns zum Vorwurfe bei unsern Planen; schon sein Anblick ist uns lästig; denn er lebt nicht, wie andere Leute, und wandelt auf besonderen Wegen. Buch der Weish. 2, 12—15.

Eine noch gemeinere Quelle, woraus dieser Undank der Welt entspringt, ist eine unmäßige Eigenliebe.

Jedes Gute, das ein Andrer ausübt, sieht der Mensch als eine ihm geraubte Ehre an; er möchte es selbst ausgeübt haben. Jeder aus uns fühlt die Begierde nach Ehre, einer mehr, der andere weniger, und weil es ausgemachte Wahrheit ist, daß nur das Gute uns wahre Ehre bringt, und viele Leute es doch nicht thun wollen, oder auch vielleicht — we-

nigstens nicht in dem Grade, wie Andere — thun können; so hassen sie den, der es thut, suchen das Gute, das er stiften will, zu hindern, oder das schon gestiftete herabzusetzen und zu zerstören, fahren mit ihrem ungerechten Tadel über selbes her, und da es ihnen an Gründen fehlt, selbes zu widerlegen, nehmen sie zu Lästerungen, Schmähungen und Lügen ihre Zuflucht.

Noch aus einer andern Ursache fühlt sich die unordentliche Eigenliebe gewisser Leute durch das Gute Anderer gekränkt. Leute, von einer unordentlichen Eigenliebe geblendet, halten sich für besser, als sie wirklich sind, und lassen sich oft von dem unleidentlichsten Stolz beherrschen. — Da nun das große und allgemeine Gute ihnen die Verpflichtung zum Dank auflegt, welche ihrem Stolz unerträglich ist, so feinden sie den Stifter des Guten an, und trachten sein Gutes eben so sehr zu verdunkeln, als sie sich Mühe geben, ihn selbst ihren Haß fühlen zu lassen.

Doch nicht immer ist Bosheit und Lasterhaftigkeit, sondern oft und vielleicht am öftesten Unwissenheit und Schwachheit des menschlichen Verstandes die Quelle dieser schändlichen Unart der Welt. Jesus selbst hat auf diese Quelle hingedeutet. Als er seine Jünger mit den Mißhandlungen bekannt gemacht hatte, die sie von den Juden würden zu leiden haben, so setzte er hinzu: „Dieß werden sie

thun,

thun, weil sie weder meinen Vater noch mich kennen. Joh. 16, 3. Und am Kreuze klagt er nur den Verstand, und nicht das Herz seiner Mörder an: „Vergieb ihnen, Vater, sie wissen nicht, was sie thun.“ Luk. 23, 34.

Der große Haufe der Menschen, bei dem das Licht der Wahrheit nicht durch den Nebel der Vorurtheile dringen kann, ist nicht fähig, großes und allgemeines Gutes durchzuschauen und gehörig zu beurtheilen. Er versteht kaum das, was ihm im nächsten Augenblicke Nutzen bringt; weit aussehende Plane, deren wohlthätige Folgen sich nicht so leicht übersehen und berechnen lassen, sind nicht für seinen Gesichtskreis. Nur das ist in seinem Auge gut, wovon er sogleich den Nutzen einsieht, oder fühlt. Alles Andere, das über dem Horizont seiner Einsicht liegt — und wenn es noch so gemein wäre — ist seinem Auge unnütz, wo nicht gar schädlich.

Wie oft murren nicht kurzsichtige Menschen selbst über Gottes Einrichtungen in der Natur, und nennen das schädlich, was im Grunde zum Besten des Ganzen dient? So wollen z. B. viele das Gewitter wegbeten, oder — was noch alberner ist — wegläuten; da doch einsichtsvolle und gute Leute Gott für die segenreichen Folgen danken, die das Gewitter für die physische und moralische Welt haben kann; wenn auch hie und da der Blitz ein oder mehrere Gebäude

einäschert, oder eine hagelschwangere Wolke auf einigen Aeckern die Früchte zerstört.

Was war es anders, als Unverstand, daß die Juden Jesum und seine Apostel haßten, und das Himmelreich von sich stießen? Sie erwarteten einen weltlichen Heiland, einen Messias, der sie von dem Joch der Römer befreien, und ihrer Nation irdische Macht und Hoheit verschaffen würde — den großen Segen, den Gottes Sohn durch sein geistliches Reich über die Welt verbreitete, verstanden sie nicht, und wollten ihn auch nicht verstehen.

Und so geht es noch immer in der Welt. Schwache Köpfe, junge leute voll Eigendünkel, hoher und niedriger Pöbel, durchschauen das allgemeine Gute nicht; sie kleben mit blinder Vorliebe an dem Alten; sehen jede Verbesserung für schädliche Neuerung an; lärmen darwider, gehen in ihrem Enthusiasmus fürs Alte so weit, daß sie sich sogar öffentlichen Anstalten widersetzen; und müssen oft von dem weltlichen Arm genöthigt werden, sich und ihren Kindern Gutes erzeigen zu lassen. Was können dann jene edelgesinnten Menschenfreunde, die oft mit größter Selbstverläugnung an dem Wohl der Menschheit arbeiten, für ihr Gutes von solchen Leuten anders als Böses, oder wenigstens Undank, erwarten?

Da ich euch nun mit dieser Unart der Welt und den Quellen, woraus sie entspringt, bekannt gemacht habe, so will ich euch nun auch noch zeigen, welchen Gebrauch ihr von dieser Erkenntniß machen sollet.

Zweiter Theil.

Daß die Erkenntniß der in der Welt gewöhnlichen Vergeltung des Guten mit Bösem allen nützlich, besonders aber für jene, die Gutes thun können und wollen, höchst wichtig sey, hat Jesus selbst dadurch bewiesen, daß er seinen Jüngern eben diese Erkenntniß beizeiten verschaffte, und ihnen vorher sagte, was sie von der Welt zu erwarten hätten; und er fügte hinzu: „Dieß habe ich euch alles darum gesagt, damit ihr nicht geärgert werdet — damit ihr euch, wenn diese Zeit kommen wird, daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.“ Joh. 16, 1—4.

Nicht anders, m. Fr.! die Erkenntniß der in der Welt gewöhnlichen Vergeltung des Guten mit Bösem ist überhaupt nützlich, und dient besonders dazu, daß man sich nicht vergehe — nicht müde und verdrossen werde, Gutes zu thun — auch sich beim Undank der Welt trösten und beruhigen lerne.

A. Es kann uns also diese Erkenntniß nützlich werden, und soll uns dazu dienen: daß wir uns von

dem Strom der Welt nicht auch mit fortreißen lassen, das Gute, so geschieht, oder die Urheber und Stifter desselben zu tadeln und zu lästern, sondern selbst und richtig urtheilen lernen.

So wie unter den Juden viele das Fort mit ihm ans Kreuz! über Jesum gewiß aus Unwissenheit und blos darum gerufen haben, weil das der Ton ihrer Geistlichen und so vieler andern gewesen ist — so tadeln und lästern auch bis jetzt noch viele das Gute und den Urheber und Stifter desselben bloß darum, weil das schon einmal herrschender Weltton geworden ist, in den sie gern mit einstimmen. So hinreißend ist die Macht des bösen Beispiels! Wie viel Ursache haben wir nicht auf unserer Hut zu seyn, daß wir uns nicht von dem Beispiel des Undanks der Welt, womit sie die Wohlthäter der Menschheit lohnt, zu gleichem Undank reizen und verführen lassen! Die allgemeine Geschichte und besonders die Kirchengeschichte stellt uns unzählige Beispiele auf, daß große und gute Menschen, die sich um die Menschheit kein gemeines Verdienst erworben hatten, von ihren Zeitgenossen fast immer für gefährliche Religion und Staaten verderbende Menschen sind angesehen, und als Ketzer, Staatsverbrecher, Zauberer, und Gott weiß, als was alles angeklagt und verurtheilt worden. Die Quellen dieses schändlichen Weltdankes habe ich euch oben schon aufgedeckt; es mag nun dieser Undank aus Bosheit und Lasterhaftigkeit, aus unmäßiger Ei-

gen-

genliebe, oder auch aus Dummheit und Unwissenheit entspringen, so bringt uns derselbe keine Ehre, sondern Schande, denn wir beschimpfen dadurch entweder unsern Verstand oder unser Herz; es sey nun dies oder jenes, so brandmarken wir uns mit Schande.

Eben darum, m. Fr., haben wir alle Ursache, uns vor diesem schändlichen Undank der Welt, womit sie das Gute lohnt, sorgfältigst zu hüten; eben darum müssen wir vorsichtig über uns wachen, damit wir von dem bösen Beispiel einer undankbaren Welt nicht hingerissen werden. Schreibt euch zu diesem Ende die Ermahnung des Apostels Paulus tief in eure Herzen: „Bezeiget euch der Welt nicht gleichförmig, Röm. 12, 2. lästert nicht das Gute, was Andere stiften, vergeltet ihnen selbes nicht mit Bösem, oder doch mit Undank, wie das, leider! noch immer Weltsitte ist; sondern seyd dankbar gegen die, die Gott als Werkzeuge zum Guten braucht; sonst versündigt ihr euch gegen Gott, der euch durch solche Menschen beseligen will, und ihr selbst ziehet euch den entehrenden Namen eines Undankbaren zu, der euch doch unmöglich zur Ehre gereichen kann; weil der Undankbare sogar von unvernünftigen Thieren beschämt wird, die nach ihrer Art dankbar gegen die sind, die ihnen Gutes thun.

B. Kennen wir einmal die Unart der Welt, daß sie gewöhnlich das Gute mit Bösem lohnt, so müssen

wir es uns nicht befremden lassen, wenn auch uns dieses Schicksal trift. Wenn es eine Seltenheit in der Welt wäre, daß das Gute mit Bösem vergolten wird, so müßte es uns wehe thun, daß dieses bittere Loos gerade uns nur trift. Nachdem wir es aber wissen, daß das von jeher der Lauf der Welt gewesen ist, daß Leute, die sich um das Wohl ihrer Mitmenschen weit mehr als wir verdient gemacht hatten, doch nichts als Undank, und noch schwärzern Undank als wir eingeerndtet haben, so muß uns dieses Schicksal nicht als etwas Seltsames vorkommen. Hier läßt sich die Ermahnung des Apostels Petrus anwenden: „Meine Lieben, laßt euch die empfindlichen Leiden, die euch zu eurer Prüfung begegnen, nicht befremden, als widerführe euch etwas Ungewöhnliches. 1. Petr. 4, 12. Das Böse, womit die undankbare Welt unser Gutes lohnt, soll uns nicht befremden, noch weniger zum Murren gegen den Weltregierer verleiten, sondern uns vielmehr weise machen, solches Schicksal gelassen zu ertragen.

Laßt uns zu diesem Ende auf unsren großen Vorgänger Jesum hinsehen, der diesen schändlichen Weltdank vor uns, und in einem unendlich höhern Grade empfunden hat. Drücken wir uns die Worte, die er hierüber seinen Jüngern gab, um sie geschickt zu machen, ein ähnliches Loos standhaft zu ertragen, tief in unsere Herzen ein: „Wenn euch die Welt haset,

set, so wisset, daß sie mich vor euch gehasset hat. — Erinnert euch dessen, was ich euch gesagt habe: der Knecht ist nicht größer als sein Herr (der Untergebene kann kein besseres Schicksal fodern, als sein Gebieter). Haben sie mich verfolgt, so werden sie euch auch verfolgen. Joh. 15, 18. 20.

Ja, Brüder, wenn uns die Welt das Gute mit Bösem lohnt, so wollen wir uns damit trösten: hat sie es doch unserem göttlichem Lehrmeister nicht besser gemacht; warum wollten wir ein besseres Loos fodern, als ihm geworden ist? —

C. Wissen wir es, daß die Welt das Gute mit Bösem oder mit Undank zu lohnen pflegt, so wollen wir uns dadurch nicht abhalten lassen, noch ermüden, Gutes zu thun, sondern dadurch lernen, es immer aus lauteren Absichten, aus edleren Bewegungsgründen zu thun.

Wer sich durch die Unart der Welt abhalten läßt, Gutes zu thun, der verräth, daß Ruhm und Lohnsucht, Menschenfurcht und Menschengefälligkeit noch zu viel über ihn vermögen; er handelt noch nicht aus dem edlen Grund, aus dem er als Christ handeln soll — er thut das Gute nicht um des Guten willen, nicht, weil es schön und gottgefällig ist; er thut es nur um des Dankes willen, den er dafür von Menschen erwartet. Und wie unsicher ist nicht dieser Lohn, da die Welt meistens mit Undank zu lohnen pflegt? Und wenn er nun diesen Lohn

von

von der Welt auch wirklich erhält, wie gering und unbedeutend ist diese gegen jenen Lohn, den er von dem Vergelter alles Guten im Himmel hätte dafür empfangen können, wenn er das Gute aus Liebe gegen ihn ausgeübt hätte! So aber hat er mit dem Dank der Welt seinen Lohn schon dahin. —

Der ächte Christ, der die Bewegungsgründe seiner Handlungen immer aus Gott herleitet, und bei dem Guten, das er zum Besten seiner Brüder ausübt, nicht auf Dank von ihnen, sondern nur auf den Beifall seines Gottes rechnet, und daher — so viel es nur geschehen kann — im Verborgenen Gutes wirkt, und durch selbes den Stolz und die Eigenliebe seiner Nebenmenschen weniger reizt und beleidigt, ist schon zufrieden, wenn ihm nur die gute That gelungen ist: mag die Welt ihn dafür lohnen oder nicht; genug, daß sein Vater im Himmel davon weiß, der ins Verborgene sieht, und ihn belohnen wird. Matth. 6, 6.

D Wird ein solcher ächtgesinnter Christ für das Gute, das er aus einer reinen und edlen Absicht zum Wohl der Menschheit gethan hat, auch wirklich dafür heimlich oder öffentlich verfolgt, so kann er sich doch dabei leicht beruhigen; denn er kennt ja den Lauf der Welt, und zieht daraus den beruhigenden Schluß: „daß er nicht von der Welt sey; sonst würde sie ihn nicht hassen.“ Eben diesen Trost flößte auch Jesus seinen Jüngern ins Herz, als er sie mit ihrem traurigen

Loo=

Loose bekannt machte, das sie von der undankbaren Welt zu erwarten hatten: „Wäret ihr von der Welt (möchtet ihr ihre Grundsätze billigen, und so leben und denken, wie die meisten Menschen leben und denken), so hätte die Welt das Ihrige lieb (sie würde die ihr Gleichgesinnten lieben): weil ihr aber nicht von der Welt seyd, sondern ich euch von der Welt abgesondert habe — darum hasset sie euch." Joh. 15, 19.

Welch' beruhigender Gedanke für uns, wenn wir bei dem Undank der Welt sagen dürfen: „Ich gehöre nicht zu dem großen Haufen, der die Heerstrasse wandelt, die ins Verderben führt — ich gehöre zur Partei der Jünger Jesu; ich dulde wie sie um des Guten willen Böses — ich bin meinem Heilande ähnlich, der auch um des Guten willen litt und starb!" Ahmen wir ihm nun ausharrend nach — dulden wir, ohne denen zu fluchen, die uns Gutes mit Bösem vergelten, und lassen wir uns durch ihren Undank im Guten nicht ermüden — so können wir uns den Beifall Gottes, guter Zeitgenossen und der Nachwelt gewiß versprechen.

So hoffe ich nun das Ziel, das ich mir im Eingange meiner Rede ausgesteckt hatte, erreicht zu haben. Ihr kennet die Unart der Welt, mit der sie das Gute mit Bösem zu belohnen pflegt; ihr wisset auch, wozu ihr diese erlangte Erkenntniß benützen sollet. Ich traue es euren Herzen zu, daß ihr sie auch benützen werdet.

Weit sey es von euch entfernt, daß ihr euch den Kindern dieser Welt gleich stellen, und so wie sie das Gute mit Lästern und Tadeln, mit Bösem oder Undank vergelten solltet. Ich erwarte es vielmehr von euch allen, daß ihr selbst nach dem Maaße euerer Kräfte Gutes für euere Brüder wirken werdet. Ja, das thut, Brüder, und laßt euch dabei den Undank der Welt nicht befremden, nicht in diesem göttlichen Geschäfte irre machen oder ermüden. Liebe zu Gott, der uns das Gute befiehlt, sey die Haupttriebfeder, die euch bewegt, selbes zu thun. Dann könnt ihr euch bei dem größten Undank der Welt als ächte Schüler Jesu beruhigen, und auf den Beifall Gottes und des bessern Theils der Menschen rechnen. „Daher meine Brüder, seyd unbeweglich fest; gehet im Guten immer weiter, weil ihr wisset, daß eure Mühe nicht fruchtlos seyn werde, die ihr im Dienste des Herrn anwendet. 1. Kor. 15, 58.

Laßt uns Gutes thun und nicht müde werden! Mag die Welt uns selbes auch mit Undank lohnen — genug! wir werden doch dafür am großen Erndtetage unsern Lohn aus der Hand des gerechten Weltenrichters empfangen. Amen.

Inhalt

des ersten Theils der Sonntagspredigten.

Seite

Am ersten Sonntage im Advent.

Was das Andenken an das Weltgericht bei uns wirken soll. 1

Am zweiten Sonntage im Advent.

Von den schädlichen Folgen der Modesucht. . . 13

Am dritten Sonntage im Advent.

Von der Vorsichtigkeit beim Sprechen und Urtheilen über Andere. 24

Am

Seite

Am vierten Sonntage im Advent.

Von der Beständigkeit im Guten. . . . 47

Am Sonntage nach Weihnachten.

Von dem Verhalten gegen Alte. 66

Am Sonntage nach dem Neujahre.

Von den Beschwerlichkeiten der Aeltern bei der Erziehung ihrer Kinder. 88

Am ersten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Daß bei Kindern mit Liebe mehr ausgerichtet sey, als durch Härte und Strenge. . . . 113

Am zweiten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Es giebt keine reine und ungetrübte Glückseligkeit in der Welt, und folglich auch im Ehestande nicht. 137

Am dritten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Von schlechten Dienstboten. 165

Am

Seite

Am vierten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Wir sind in dieser Welt mit vielen Gefahren umgeben. 185

Am fünften Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Warum wir tolerant gegen anders Glaubende seyn sollen. 221

Am sechsten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Warum das Christenthum bei so vielen Hindernissen doch so viele Anhänger fand. . . . 240

Am Sonntage Septuagesima.

Warum so viele Menschen mißvergnügter sind, als sie es nöthig hätten. 266

Am Sonntage Sexagesima.

Wie man dem Religionslehrer Freude machen soll. 283

Am Sonntage Quinquagesima.

Einige Lehren der Vorsicht und Menschenliebe bei dem Verhalten gegen Arme und Nothleidende. 299

Am

Seite

Am ersten Sonntage in der Faste.

Warum der Mensch bei Versuchungen zur Sünde so leicht unterliegt. 320

Am zweiten Sonntage in der Faste.

Von der Kunst, sich gute Tage zu machen. . . 340

Am dritten Sonntage in der Faste.

Einige Quellen der Furcht vor dem Teufel. . . 359

Am vierten Sonntage in der Faste.

Vom Großthun. 382

Am fünften Sonntage in der Faste.

Wie müssen wir es machen, um mit allen Menschen gut hinzukommen? 408

Am sechsten Sonntage in der Faste.

Von der veränderlichen Gunst der Menschen. . 432

Am Ostersonntage.

Was einst für uns unser Grab seyn wird. . . 459

Am

Seite

Am ersten Sonntage nach Ostern.

Von der übel verstandenen Herrschaft des Mannes über das Weib. 483

Am zweiten Sonntage nach Ostern.

Von der Unbeständigkeit in der Nachfolge Jesu. 510

Am dritten Sonntage nach Ostern.

Was uns ein andres Leben wünschenswerth macht. 535

Am vierten Sonntage nach Ostern.

Von der Fähigkeit des Menschen, nach seinem Tode noch zu wirken. 554

Am fünften Sonntage nach Ostern.

Drei Vorzüge, die sich der Christ zur Ehre anrechnen und ihrer werth zu seyn suchen muß. . . 579

Am sechsten Sonntage nach Ostern.

Von der nützlichen Erkenntniß der in der Welt gewöhnlichen Vergeltung des Guten mit Bösem. 597

Staatliche Bibliothek
Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hermann, Michael Kajetan,

Kürzere Kanzelvorträge auf alle Sonntage eines ganzen Jahrs zum Gebrauch fü
r die Seelsorger besonders auf dem Lande

Bd.: 2,1

Prag 1813

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Prü.1251(2,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11113302-5